Wag. Leg.
65
1A
10.155
-6-

C. J. Wagenseil, Augsburg. 1820.

Washington.

# Historische Unterhaltungen für die Jugend

von

C. J. Wagenseil,
Königl. Baierschem Regierungsrath des Ober-Donaukreises.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Historia — vitae magistra.
Cicero.

Sechstes und letztes Bändchen.

Zweyte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit Kupfern.

Nürnberg, 1819.
bei Friedrich Campe.

# Vorbericht.

Das Publikum empfängt mit gegenwärtigem sechsten Bändchen das letzte dieser **Historischen Unterhaltungen für die Jugend** und damit zugleich meinen gerührten Dank für die freundliche Aufnahme derselben. Ich habe Ursache, mich derselben um so mehr zu freuen, als seit ihrer ersten Erscheinung in den Jahren 1781 bis 1783 Schriftsteller dieses Fachs aufgetreten sind, mit denen ich weit entfernt bin, mich jemals messen zu wollen, und eben so weit entfernt von dem Glauben, selbst die gegen-

wärtige Arbeit könnte nicht noch besser gemacht werden. Mir selbst ist es schwerlich mehr gestattet, noch einmal Hand an sie zu legen und ich überlasse sie willig dem, der etwa in der Zukunft sie würdig finden dürfte, daß sie in erneuerter Gestalt ans Licht trete, wenn ihr dieß Loos beschieden ist. Es genügt mir, hoffen zu dürfen, etwas geleistet zu haben, was auch dann, wenn ich selbst nicht mehr bin, der aufblühenden Jugend aller Stände noch nützlich seyn kann und mit dieser süssen Hoffnung, auch noch bei der Nachwelt vielleicht Gutes zu wirken, das immer mein Wunsch und Streben war, lege ich die Feder als Jugendschriftsteller nieder.

Augsburg, den 30. October
1818.

Wagenseil.

In-

# Inhalts-Anzeige.

## I. Engländer und Schottländer.


| | Seite |
|---|---|
| 1) Alfred der Große | 3 |
| 2) Thomas Becket | 9 |
| 3) Johann Wicliff | 14 |
| 4) Lord Cobham | 21 |
| 5) Thomas Morus | 24 |
| 6) Thomas Cranmer | 30 |
| 7) Thomas Wolsey | 35 |
| 8) Johanna Grey | 41 |
| 9) Maria Stuart | 49 |
| 10) Franz Drake | 57 |

Seite

11) Graf von Essex . . . 63
12) Johann Davis . . . 68
13) Olivier Cromwel . . . 73
14) Wilhelm Penn . . . 81
15) Herzog von Marlborough . . 89
16) James Cook . . . 98
17) Johann Howard . . . 108

## II. Spanier und Portugiesen.

1) Kardinal Ximenes . . 119
2) Ferdinand Cortes . . . 128
3) Franz Pizarro . . . 144
4) Ignatz Lojola . . . . 156
5) Herzog von Alba . . . 166
6) Marquis von Pombal . . 175

## III. Ungarn und Siebenbürgen.

1) Matthias Corvinus . . 185
2) Franz Rakoczy . . . 194

## IV. Schweden.

1) Gustav Wasa . . . 205
2) Gustav Adolph I. . . . 219

3)

Seite

3) Christina . . . . 229
4) Karl XII. . . . . 242
5) Gustav III. . . . . 256

## V. Dänen.

1) Canut der Große . . . 271
2) Hans Egede . . . 275
3) Friedrich V. . . . 286

## VI. Russen.

1) Peter der Große . . . 295
2) Menzikof . . . . 307
3) Katharina II. . . . 314
4) Potemkin der Taurier . . 325

## VII. Amerikaner.

1) Benjamin Franklin . . 335
2) Georg Washington . . . 348

## VIII. Morgenländer.

1) Muhamed . . . . 359

Seite

2) Dschengischan . . . 366

3) Tamerlan . . . . . 369

## IX. Anhang.

Aus der Geschichte der Religionsverfolgungen . . . . 375

# I.

## Engländer und Schottländer.

1) Alfred der Große. 2) Thomas Becket. 3) Johann Wicliff. 4) Lord Colham. 5) Thomas Morus. 6) Thomas Cranmer. 7) Thomas Wolsey. 8) Johanna Gray. 9) Maria Stuart. 10) Franz Drake. 11) Graf von Essex. 12) Johann Davis. 13) Olivier Cromwel. 14) Wilhelm Penn. 15) Herzog von Marlborough. 16) James Cook. 17) Johann Howard.

1.

# Alfred der Große,

## König von England.

Alfred, einer der größten Regenten seiner Zeit, der sich als Held, Staatsmann und Gelehrter auszeichnete, war ein Sohn Äthelwolfs, Königs der Westsachsen und im Jahr 849 geboren. Der Pabst Leo IV. nahm ihn an Kindesstatt an und erst gegen das Lebensende seines Vaters kam er wieder zurück nach England, wo ihn aber seine Eltern fast nur zu zärtlich behandelten, so daß er sich dem Arbeiten geraume Zeit entzog und mehr dem Müssiggang und Genuß jugendlicher Vergnügungen fröhnte. Nach des Vaters Tod gaben ihm seine Brüder ein kleines Stück Landes und jetzt holte er durch fleißiges Studiren ein, was er früher versäumt hatte. Die Dänen brachen in das Land, seine Brüder starben einer nach dem andern und Alfred, der zu ei-

nem stillen, den Wissenschaften geweihten Leben bestimmt schien, mußte auf einmal auf den öffentlichen Schauplatz treten und die königliche Würde übernehmen. Er hatte kaum so viele Zeit, dem Leichenbegängniß seines zuletzt verstorbenen Bruders beizuwohnen, als er sich schon genöthigt sah, gegen die Dänen zu fechten. Diese Kriege führte er mit abwechselndem Glück. Im Jahr 877 war er so weit herunter, daß er beinahe verzweifelte, länger König bleiben zu können und sich bei einem Viehhirten verbergen mußte. Er brachte jedoch wieder Leute zusammen, schlug die Dänen, nahm ihnen Geißeln ab und bekam eine Zeitlang Ruhe vor ihnen. In dieser Periode befestigte er die alte Stadt London und legte eine ansehnliche Besatzung hinein, aber die Dänen waren treulos und kamen von neuem. Alfreds rastloser Geist dachte unaufhörlich auf Mittel, sich dieser Unholde zu entledigen. Er fiel endlich auf den Gedanken, größere Schiffe, als die ihrigen, zu bauen; mit diesen grief er sie an und der Erfolg war der beste. Alle Dänen, die ans Land kamen, wurden gefangen und als Seeräuber und Feinde der Menschen aufgehängt, so daß ihnen endlich die Lust verging, ihn ferner zu beunruhigen.

In der Zeit des Friedens setzte er nicht nur sein Land in einen trefflichen Vertheidigungsstand, sondern er versah es auch mit guten Gesetzen und vielen zweckmäßigen Anstalten. Jeder Unterthan des Reichs war Soldat, der, wenn das Vaterland angegriffen werden sollte, die Waffen zu dessen Rettung zu ergreifen verbunden war. Er vermehrte die bisherige Anzahl der Schiffe und übte die darauf Dienenden im geschwinden Segeln und andern Handgriffen, so daß sich der Ursprung der verbesserten englischen Seemacht eigentlich von Alfred herschreibt. Er theilte das ganze Reich in Grafschaften, in deren eine man nothwendig eingetragen seyn mußte, wenn man den Schutz der Gesetze genießen wollte. Dieses Verzeichniß wurde „das Buch von Winchester" genannt. Seine Polizei erstreckte sich bis auf das Innere der Familien, denn ein Hausvater mußte für alle Glieder seines Hauses haften, ja sogar für fremde Gäste, wenn er sie länger als drei Tage bei sich beherbergte. Er führte das noch jetzt in England übliche Gericht der Geschwornen ein, bediente sich in Staatsgeschäften des großen Raths des Königreichs, der aus Bischöffen, Grafen, königlichen Räthen und den vornehmsten Edelleuten und Baronen bestund. So oft

es

es nöthig war, berief er sie zusammen, als aber alles besser eingerichtet war, verordnete er, daß sie sich wenigstens zweimal im Jahr zu London versammeln und das Beste des Reichs berathen sollten.

Obwohl Alfred eigentlich im Krieg gebildet ward, denn er schlug in sechs und fünfzig Schlachten zu Land und zur See, so war er doch so sehr Feind des Blutvergiessens, daß er in seinen Gesetzen auf die wenigsten Verbrechen die Todesstrafe setzte, auch immer seinen Feinden sogleich den Frieden gab, wenn es nur einigermassen mit Ehre und mit Sicherheit für sein Reich geschehen konnte. Gegen diejenigen aber, denen er die Verwaltung der Gerechtigkeit vertraut hatte, war er äusserst strenge und wenn er Ungerechtigkeiten wahrnahm, so strafte er sie mit dem Tode. Wie sehr unter seiner Regierung die öffentliche Sicherheit gehandhabt wurde, beweißt unter andern die von vielen Schriftstellern erzählte Anekdote: „Er habe an einen Baum an der Landstrasse goldne Armbänder aufhängen lassen und Niemand habe sich unterstanden, sie wegzunehmen, da man doch zuvor immer in Gefahr gestanden sey, von Strassenräubern ausgeplündert zu werden.“ Er baute ganz neue Städte, verbesserte die alten und verschönerte

schönerte sie. Auch für Religion und Wissenschaften that Alfred ungemein vieles. Er half den in den dänischen Kriegen in Noth und Dürftigkeit gekommenen Klöstern wieder auf und stiftete neue; ihm dankt die Universität zu Oxford wahrscheinlich ihr Daseyn, er berief Gelehrte aus fernen Landen und wo er einen vorzüglichen Kopf entdeckte, da zog er ihn hervor. So bemerkte er einst an einem Knaben, der die Schweine hütete, ein besondres gutes Talent, sogleich sorgte er für dessen bessere Erziehung und Bildung und der Knabe stieg bis zum Bischoff empor.

Nicht unmerkwürdig ist auch die Bestimmung seiner Einkünfte. Der erste Theil gehörte den Armen, der Unterhaltung der zum Gottesdienst bestimmten Häuser, den Schulen und wohlthätigen Stiftungen, — der andere der Führung seiner Ökonomie, der Bezahlung der Arbeitsleute und der Aufnahme und Unterstüzzung der Fremden. Seine Zeit war der Andacht, den Geschäften des Regenten und der Erholung gewidmet.

Zu Alfreds Zeiten war die Geistlichkeit noch so unwissend, daß wenige im Stande waren, ein leichtes lateinisches Gebet ins Englische zu übersetzen; er ermunterte sie zuerst, sich auf die Wissenschaften zu legen und zu

Staats-

Staatsämtern wurde keiner genommen, der nicht darin bewandert war. Er stiftete in dieser Absicht im ganzen Königreich neue Schulen und da jedermann wußte, wie sehr der König die Wissenschaften liebe, so fanden sich Männer genug, die sich dadurch auszuzeichnen strebten. Er selbst schrieb mehrere Werke und übersetzte z. B. die Psalmen Davids und Äsops Fabeln in die Landessprache.

Dieß alles that Alfred und wurde doch kaum fünfzig Jahre alt. Er heißt mit Recht der Große, weil er unter Bekämpfung unendlicher Hindernisse und in einem solchen Zeitalter wirklich so viel Großes und Nutzbares zu Stande gebracht hat, daher er auch von seinen Unterthanen, als die Vorsehung ihn von dem Schauplatz seiner Wirksamkeit abrief, innigst beklagt wurde und daß sein Name noch jetzt nach mehrern verflossenen Jahrhunderten ehrenvoll in der Geschichte genannt wird.

---

2.

## Thomas Becket,

### Erzbischoff von Canterbury.

---

Dieser Märtyrer seiner Überzeugung wurde im Jahr 1119 zu London, wo sein Vater ein Kaufmann war, geboren. Nach vollendeter Vorbereitung zum künftigen Mann von Bedeutung fand er einen großen Gönner an dem Erzbischoff Theobald von Canterbury, der ihm nicht nur zu reichen Präbenden half, sondern ihn auch an den Hof Heinrichs II. empfahl, um da das Beste der Kirche zu befördern. Heinrich machte ihn im Jahr 1158 zum Großkanzler und Lehrer seines Sohns. In dieser Würde machte er Feldzüge mit, wurde zu wichtigen Gesandtschaften gebraucht und da sein Gönner Theobald starb, zum Erzbischoff von Canterbury befördert. Da er nun die Kanzlerstelle niederlegte, so gab dieß die erste Gelegenheit zum Mißvergnügen zwischen ihm und dem Könige, und der Unmuth zwischen beiden wurde bald bedeutender, als Heinrich einige Vorrechte der Geistlich-

keit

keit angrief, die Becket mit großem Eifer vertheidigte. Der König hatte nicht ganz unrecht, denn er forderte nur Dinge, die in der Folge bald nicht mehr bezweifelt wurden, z. B. daß die Geistlichkeit in Kriminalverbrechen, als Mord, Raub, Unzucht ꝛc. von weltlichen Richtern untersucht und gestraft werden sollten, weil man zu viele Proben hatte, daß die Richter ihres Standes sie viel zu gelinde gehalten hatten. Da der Erzbischoff nicht zur Nachgiebigkeit zu bereden war, so ließ Heinrich eine Versammlung von Bischöffen in Westminster zusammenkommen, und sie fragen: Ob sie aus Pflicht gegen den König und das Vaterland eine Unterwerfung unter die Gesetze seines Großvaters zu leisten gedächten? Der Erzbischoff antwortete im Namen aller: Ja, wenn die Vorrechte ihres Standes es gestatteten. Und so gieng die Versammlung fruchtlos aus einander. Indessen gelang es dem Hof, einige Bischöffe zu gewinnen und da auch der Pabst sich als Vermittler des Streites einmischte, gieng Becket etwas näher. Nun versammelte man sich zu Clarendom. Der König verlangte unbedingte Unterwerfung unter seinen Willen; der Erzbischoff wollte wissen: worin dieser Wille bestehe und der darüber aufgebrachte König

sprach

sprach von Tod und Landesverweisung. Alle dem Erzbischoff anhangende Bischöffe baten ihn nun mit Thränen, sein eigenes und das Wohl der Kirche doch nicht in Gefahr zu setzen und — Becket blieb ruhig. Endlich, da alles ihn mit Bitten bestürmte, erklärte er: Den alten Gebräuchen des Königreichs Folge zu leisten, und die Bischöffe folgten ihm nach. Zum Unglück wußte niemand, worin diese alten Gebräuche bestünden, woraus folgte, daß der König sie so weit ausdehnen konnte, als er wollte und der Erzbischoff sie in gleichem Grad einzuschränken vermochte. Es entstund nun eine neue Constitution, die die Rechte des Staats und der Geistlichkeit festsetzte und für die letztere äusserst einschränkend war, daher es mit deren Unterschrift große Schwierigkeiten gab, und dieß um so mehr, als auch der Pabst seine Zustimmung versagte. Der König ließ das Gesetz mit großer Strenge vollziehen und der Erzbischoff konnte es nicht hindern, der, um seinem Leiden zu entgehen, sich durch eine Flucht nach Frankreich zu retten beschloß. Er schiffte sich wirklich ein, aber kaum war er auf das hohe Meer gekommen; so reute es die Schiffleute, sie fuhren mit ihm zurück und setzten ihn wieder ans Land. Der König berief nun eine Staatenversammlung nach Nord-

hampton

hampton und hier wurde der Erzbischoff angeklagt: daß er die Treue gegen den Monarchen verletzt habe, und verurtheilt, alle seine Habe und Güter zu verlieren, oder statt dessen über siebentausend Pfund Sterling zu bezahlen. Becket erlegte die Summe, zerstreute aber dadurch den Zorn des Königs nicht, im Gegentheil ärgerte diesen die Geduld, womit der Erzbischoff das alles ertrug, und er häufte nun Klagen auf Klagen, um diesen um so gewisser zu stürzen. Zuletzt hatte Becket, den der König sichtbarlich mit persönlichem Haß verfolgte, nichts mehr vor sich, als an den Pabst zu appelliren und den Saal der Versammlung zu verlassen. Er ließ den König um die Erlaubniß bitten, das Reich verlassen zu dürfen; allein ehe diese ankommen konnte, entfloh er um Mitternacht, weil man ihm glaubwürdig versicherte, daß bedeutende Personen sich gegen sein Leben verschworen hätten. Dieß geschah am 16. Oktober des Jahrs 1164. Kaum wurde seine Flucht bekannt, so zog der König die Einkünfte des Erzbisthums ein und schickte Gesandte nach Frankreich und Flandern, daß dem Erzbischoff kein Aufenthalt gestattet werden möchte. Auch an den Pabst erließ er eine Gesandtschaft, mit der Bitte, Legaten nach England zu senden, um einen Vergleich

zwi-

zwischen dem König und dem Erzbischoff herzustellen.

Zwei Jahre blieb Becket ruhig zu Pontigny, einer Abtey in der Normandie, und dann vier Jahre in der Abtey St. Columba, versah es aber darin, daß er viele Bannsprüche nach England schickte und den König neuerdings in Wuth setzte. Alles arbeitete an einer Versöhnung zwischen ihnen, da aber Becket gar nicht nachgeben wollte, so zerschlugen sich nicht nur alle gütlichen Unterhandlungen, sondern auch der König von Frankreich entzog dem fremden Erzbischoff seine Gunst und Unterstützung. Erst im Jahr 1170 erfolgte eine Annäherung zwischen Becket und Heinrich, aber das gute Vernehmen dauerte bei den ohnehin sehr erbitterten Gemüthern nur nicht lange. Der Erzbischoff war kaum nach Canterbury zurückgekommen, als er Befehl bekam, seine Bannsprüche aufzuheben. Heinrich war, als er hörte, daß dieser sich widersetze, dergestalt aufgebracht, daß er in die Worte ausbrach: „Er sey ein unglücklicher „Fürst, denn von allen den Müssiggängern, „die er nähre, habe keiner so viel Muth oder „Ergebenheit gegen ihn, daß er ihn an dem „Erzbischoffe räche, der ihm so vielen Verdruß mache.“ Dieß hörten vier Edelleute

und

und verschwuren sich sogleich gegen Beckets Leben. Sie drangen in die Domkirche zu Canterbury und ermordeten ihn am Altar, wo er dem Abendgebet beiwohnte. Indessen sie rathschlagten, ob sie den Körper ins Meer werfen, oder ihn in Stücke zusammenhauen sollten, nahmen ihn die Klostergeistlichen, begruben ihn in einem Gewölbe der Kirche, und der Pabst versetzte ihn unter die Heiligen.

3.

## Johann Wicliff.

Dieser Prediger und Beförderer der Wahrheit kam in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu Wicliffe bei Richmond in der Provinz York zur Welt, zu einer Zeit, zu welcher der eiserne Scepter des Pabstes und der ihm anhangenden Geistlichkeit sich noch über die ganze Christenheit ausbreitete, zu einer Zeit, wo der Aberglaube seine volle Herrschaft über die Religion ausübte, das Verderbniß der Sitten, besonders unter dem Klerus, seine

seine höchste Höhe erreicht und aller Gottesdienst zum bloßen Ceremonienwesen herabgewürdigt, von einer Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit aber gar keine Rede war. Er studirte zu Oxford und je mehr seine Kenntnisse zunahmen, desto heller wurde es ihm, daß in der Kirche große Unordnungen eingerissen seien, und daß besonders die Bettelmönche eins der größten Übel seien, durch die sie gedrückt werde. Er schrieb gegen sie und bewies aus der Schrift und Vernunft, daß es Menschen- und Christenpflicht sey, zu arbeiten, Faulheit und Müssiggang aber sich vor den Augen eines jeden Rechtschaffenen als Laster brandmarke. Alle Verständigen waren auf des braven Eiferers Seite, aber freilich, dem Haß der Mönche, die er so empfindlich angegriffen hatte, konnte Wicliff nicht entrinnen.

Obwohl er einsah, daß auch der Vortrag der Glaubenslehren nicht so beschaffen sey, wie er seyn sollte, so hütete er sich doch lange, öffentlich in dieser Rücksicht etwas zu sagen. Erst als er glaubte, seine Zuhörer auf der Akademie, deren Lehrer er nun war, seien genug vorbereitet, wagte er es, den Satz aufzustellen, daß alle Lehren der Kirche nach dem zehnten Jahrhundert in Nacht und Finsterniß eingehüllt und so die Religionswahrheiten

heiten verkrüppelt worden seyen. Er grief hierauf viele kirchliche Gebräuche an, wollte die meisten Bilder verbannt wissen, rüttelte an dem Begriff von Sakramenten, und sagte manches, was dem Ansehen des Pabstes nichts weniger als zuträglich war. Man erstaunt billig über diese Schritte, die zu einer Zeit geschahen, zu welcher das Volk gar noch nicht vorbereitet war, sie zu prüfen und ruhig wahrzunehmen. Wicliff gab dadurch den Bettelmönchen, seinen erbitterten Feinden, ein weites Feld, gegen ihn zu schreien, das sie denn nicht sparten, und da auch der Erzbischoff von Kanterbury ein Ärgerniß an seinen Widersprüchen gegen dasjenige nahm, was man bis jetzt für heilig und ehrwürdig gehalten hatte, so verlor der kühne Reformator seine Predigerstelle und der Pabst Gregor XI. befahl, ihn mit Strenge zu behandeln. Das Volk war hierüber nicht wenig aufgebracht und nicht weniger der Herzog von Lancaster, der sich ganz für Wicliff erklärte und ihn an seinen Hof zog. Dieser brachte es dahin, dem Pabst eine Gesandtschaft zuzuschicken, die ihn wegen der großen Summen, die Fremde aus englischen Pfründen zögen, zur Rede setzen sollten. Das Haupt dieser Gesandtschaft war Wicliff selbst, und ob man wohl in der Hauptsache

nicht sonderlich viel ausrichtete, so entsprang doch ein mittelbarer Nutzen aus derselben, denn er lernte — wie später Luther — den römischen Hof und seine Verdorbenheit in der Nähe kennen und von dieser Zeit an sprach er auch mit größerer Kraft gegen denselben und der Pabst war nicht selten der Gegenstand seiner Strafpredigten. Der Herzog schafte ihm eine neue geistliche Stelle, der er mit großem Eifer vorstund. Seine Feinde waren aber ebenfalls nicht gleichgültig und brachten es dahin, daß er in der St. Paulskirche zu London vor einem geistlichen Gericht erscheinen mußte, wobei aber ein Tumult entstund, so, daß man unverrichteter Sachen auseinander ging.

Nach Eduards III. Tod fiel auch das Ansehen des Herzogs von Lancaster und die Verfolgung Wicliffs begann aufs neue. Der Pabst erließ nicht weniger als fünf Bullen auf einmal, in welchen allem aufgeboten wurde, die angebliche Ketzerei zu zerstören. Wicliff sollte über gewisse Artickel vernommen und im Fall er sie anerkenne, und zu glauben versichere, entweder in Verhaft genommen, oder binnen drei Monaten nach Rom, um sich dort zu verantworten, zu kommen beauftragt werden. So handelte der päbstliche Hof in der

Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wie er später noch im sechzehnten handelte! Die Bullen wurden indeß wenig geachtet, die Regierung und das Parlament verbanden sich, Wicliffen zu schützen; die Universität Oxford schob die Bekanntmachung der an sie ergangenen auf und die Bischöffe ließ man — schreien, so lange und viel sie wollten; ja, als sie sich versammelten, um über ihn Gericht zu halten, stürmte das Volk in die Hallen des Gebäudes, tobte gegen die Prälaten und sie hatten Zeit, den Mann, den man vielleicht verurtheilen wollte, schnell mit einer bloßen Warnung zu entlassen, wenn sie sich nicht in Lebensgefahr setzen wollten. Nach dem Tod Gregors XI. wurde zwar Urban VI. zum Pabst gewählt, aber bald so allgemein gehaßt, daß die Kardinäle Klemens VII. auf den heiligen Stuhl erhuben und nun stritten sich beide, wer der rechtmäßige Pabst sey. Dieß empörte das Volk aufs neue, das nicht wußte, welchem seiner Oberhirten es gehorchen sollte. In dieser traurigen Periode der Kirche wurde Wicliff krank und man zweifelte, ob er wieder genesen werde. Er war voll Muths und da einige Scheinheilige ihn zum Widerruf dessen, was er gepredigt hatte, vor seinem Tod bereden wollten, rief er männlich aus: „Nein,

„ich

„ich werde nicht sterben, sondern leben und „die Bosheit der Mönche verkündigen.“ Dieses prophetische Wort wurde wahr, er genas und fuhr fort, für die Erleuchtung seiner Nation thätig zu seyn. Er übersetzte die Bibel in die Landessprache und niemand konnte es hindern, so gerne die aufgebrachte Geistlichkeit, die dem Licht den Eingang versperren wollte, es auch gehindert hätte. Als er das Volk so weit hatte, daß es mit eigenen Augen sehen konnte, da bestritt er kirchliche Lehren, namentlich die, daß es ungerecht sey, den Kelch im Abendmahl zu entziehen, da doch der Stifter desselben ihn allgemein zu geniessen aufgetragen habe, dann kam auch die Frage über die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi in Untersuchung, und so eins um das andere. Aber je muthvoller Wicliff voranschritt, desto heftiger wurden seine Gegner und ihre Verfolgungen hörten bis zu seinem Tode nicht auf, der zu ihrer herzlichen Freude am Ende des Jahrs 1384 erfolgte. In der Kirche zu Lutterworth traf ihn der Schlag; gelähmt lebte er noch einige Zeit, bald darauf aber starb er. In dieser Krankheit schrieb er noch an den Pabst und bediente sich unter anderm der Worte: „Mit Freuden lege ich mein Glaubensbekenntniß jedem Biedermann, besonders aber dem

„Pabst *), vor, denn vorausgesetzt, daß mein „Glaube wahr ist, so wird ihn der Pabst mit „Vergnügen vertheidigen und ist er unwahr, „gerne mit seiner Weisheit berichtigen“ und sagte ihm ausserdem noch sehr heilsame, freilich eben so unangenehme Wahrheiten, z. B. „daß er die zeitliche Herrschaft den weltlichen Herrschern, Christi Vorschrift gemäß, überlassen und die Geistlichkeit gleichfalls dazu ermahnen solle, denn so haben Christus und seine Jünger gehandelt, bis der Teufel die Welt verblendet habe.“

Wicliff war ein ernster, feuriger Mann, der sich durch Verstand und Herz berufen fühlte, allen den Mißbräuchen, die unter dem Namen „Religion“ eingeschlichen waren, entgegen zu arbeiten und sich durch ein rechtschaffenes Leben zum Dienst der Wahrheit würdig machte, der er eifrig nachforschte. Von der Bibel war er ausgegangen, die er für die Richtschnur des wahren Christenthums hielt; er achtete keine Verfolgung und ließ sich nichts von dem einmal betretenen Weg abtrünnig machen. Er hat gleichsam den Riß entworfen zu dem Gebäude, das Luther später aufführte und war das frühere Werkzeug der Vorsehung,

*) Urban VI.

hung, das menschliche Geschlecht zu erleuchten und auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu stellen.

---

## 4.

## Lord Cobham.

Wicliffen kann als ein treuer Nachfolger der Lord Cobham zur Seite gesetzt werden, denn schon in frühen Jahren that er sich herzhaft für die Freiheit der Religion hervor. Mit großen Kosten ließ er Wicliffs Werke abschreiben, denn die Buchdruckerei war damals noch nicht erfunden, und ohne die geringste Zurückhaltung unter das Volk austheilen. Er erhielt eine große Anzahl Schüler jenes Reformators als herumwandernde Prediger in vielen Gegenden Englands und diese Dinge zogen ihm von Seiten der Geistlichkeit den unversöhnlichsten Haß zu. Heinrich der Vierte, König von England, wandte sich, als er zur Regierung kam, zur Parthei der Geistlichen,

lichen, weil er einsah, daß ihr Ansehen seine Forderungen am besten unterstützen könnte, aber bloße Versprechungen, Schmeicheleien, erregte Hoffnungen konnten da nichts nützen, denn sie verlangten Blut. — Blut der Ketzer, und nur dadurch war ihre Freundschaft zu gewinnen. Indessen bewilligte er ihnen wenigstens eine Akte (Gesetz) des Inhalts: Daß die weltliche Macht schuldig seyn solle, den gerichtlichen Ansprüchen der Geistlichkeit Beystand zu leisten. Dieser Glanz und diese hohen Hoffnungen dauerten aber nicht lange, denn Heinrich starb, doch lebten sie unter Heinrich V. wieder auf und um diese Zeit hatte der Erzbischoff von Kanterbury Cobhams Untergang beschlossen. Diesem Lord gab man allein Schuld, daß die sogenannte „Ketzerey" ihren Fortgang habe und man begann einen förmlichen Prozeß gegen ihn. Der Erzbischoff citirte den Lord öffentlich vor sein geistliches Gericht und da er nicht erschien, erklärte er ihn für hartnäckig und that ihn in den Kirchenbann. Der Lord hoffte auf die Gnade und Unterstützung des Königs, setzte in dieser Absicht sein Glaubensbekenntniß schriftlich auf und übergab es demselben, aber in eben dem Augenblick, da er beim König war, ließ ihn der Erzbischoff rufen. Er wollte nicht erscheinen und wurde

des-

deswegen gefangen gesetzt; zuletzt mußte er sich doch bequemen, nachzugeben. Nach vielem Hin- und Herreden bot der Bischoff dem Lord endlich die Absolution an. Der Lord antwortete ihm muthvoll: „Wider Sie habe ich nicht gesündigt und bedarf also auch Ihrer Absolution nicht.“ Bei dem ganzen Verhör benahm er sich als ein Mann von Verstand und Herzhaftigkeit, berief sich — um in seinen Glaubensmeynungen widerlegt zu werden, allein auf die heilige Schrift und erklärte, daß er ausser ihr keinen andern Ausspruch für gültig erkenne. Als die Geistlichkeit nichts mit ihm auszurichten vermochte, wurde er in sein Gefängniß zurückgeführt. Zwar entkam er demselben durch unbekannte Mittel und setzte sich mit Hülfe bedeutender und viel vermögender Freunde vor seinen Verfolgern in Sicherheit. Allein was will das gegen aufgeregten Priesterhaß, der nicht eher ruht, als bis sein Opfer blutet? Vier Jahre entzog sich der Lord glücklich ihren Händen, aber auf einmal wurde er ergriffen und im Triumph nach London zurückgebracht, wo man ihn dem Erzbischoff von Kanterbury, Heinrich Eicheley, übergab. Von neuem begann sein Prozeß und das schreckliche Endurtheil war: Daß er an einem Galgen in Ketten aufgehangen und

durch

durch ein unter ihm gemachtes Feuer als Kezzer lebendig verbrannt werden sollte.

Dieß fürchterliche Urtheil wurde an dem Unglücklichen, einem Mann von hohem Geist und edeln Herzen, der nichts verbrochen, als daß er Priesterwuth und Fanatismus gereitzt hatte, vollzogen. Nur glückliche Umstände haben Wicliff von einem ähnlichen Ausbruch der Rache der Geistlichkeit befreit und ihm eine ruhigere Todesstunde gewährt, denn die Schuld des Klerus war es warlich nicht, daß er nicht ebenfalls verbrannt wurde.

## 5.

## Thomas Morus,

### Lord Kanzler von England.

Auch Morus gehört unter die merkwürdigen Männer, die sich aus dem Dunkel niedriger Geburt zu einer der höchsten Würden des Staats hinaufschwangen. Sein Vater war zwar Rechtsgelehrter zu London, lebte aber in großer Dürftigkeit und hier wurde

dieser nachmals so berühmt als unglücklich gewordene Sohn im Jahr 1480 geboren. Schon als Kind zeichnete er sich durch Folgsamkeit, Fleiß und gute Sitten aus, nicht weniger durch Ordnungsliebe, Dienstfertigkeit, Bescheidenheit und ungeheuchelte Gottesfurcht. Mit zunehmenden Jahren wuchs er an Geschicklichkeit und ward einer der beliebtesten Advokaten, welcher Stand ihm aber so wenig zusagte, daß er plötzlich in ein Karthäuserkloster trat, um sich ganz der Andacht zu widmen. Dem thätigen, höher strebenden Geist gefiel es aber in dieser traurigen Einsamkeit kaum vier Jahre; er trat wieder in die Welt, stieg, ohne daß er es suchte, von einer Ehrenstufe zur andern und erhielt endlich die Stelle eines Kanzlers von England. Ohne sich im mindesten zu verändern, blieb er immer eben derselbe gerechte, uneigennützige und rechtschaffene Mann, der er vorher gewesen war und verschmähte es so sehr, sich auf Kosten des Staats zu bereichern, daß es vielmehr Grundsatz bei ihm war, so wenig als möglich für seine Familie zu erwerben. Als einmal seine Söhne sich darüber beklagten, daß er zu wenige Rücksicht auf die Seinigen zu nehmen scheine, antwortete er ihnen: Ich thue das um eurer selbst willen, damit ihr dereinst den Segen des Himmels

von

von mir erben möget. Diese Uneigennützigkeit bewies er selbst gegen den König, denn nie konnte es Heinrich VIII. dahin bringen, daß er etwas zu seinen Gunsten that, wenn es gegen Pflicht und Gewissen zu seyn schien und einem Privatmanne, der ihn einst in einer Rechtssache bestechen wollte, sagte er: „Wozu „dieß Geschenk? Wenn Sie das Recht auf „Ihrer Seite haben, brauchen Sie mir ein „gutes Urtheil nicht abzukaufen und haben „Sie unrecht, so können mich alle Ihre Reichthümer nicht bewegen, für Ihren Vortheil „zu sprechen.“ Er legte nach dritthalb Jahren seine Würde als Lord-Großkanzler nieder, weil er mit Heinrichs Trennung von dem päbstlichen Stuhl unzufrieden war und auf keinerlei Art in diese Sache verwickelt werden wollte, so wie er auch dessen Ehescheidung und zweite Vermählung laut mißbilligte. Der König, vermöge seines heftigen Charakters, verübelte ihm dieß nicht wenig und kaum nahmen Morus Feinde dieses gewahr, so bliesen sie das Feuer in Heinrichs Seele noch heftiger an. Man fand bald einen Vorwand, ihn wegen eines Weibes, die sich göttlicher Offenbahrungen rühmte und daß sie vom Himmel beauftragt sey, den König wegen seines lasterhaften Lebens und des Mißbrauchs

seiner

seiner Hoheit zu warnen, in einen Prozeß zu verwickeln, als ob er mit derselben verstanden wäre, wogegen er sich jedoch standhaft zu vertheidigen wußte. Indessen war dieß nur der Anfang zu seinem Fall, denn bald standen mehrere Mißgünstige gegen ihn auf und schmiedeten falsche Anklagen. Auch über diese siegte er, allein bald ereignete sich etwas, das Gelegenheit gab, sein Unglück vollständig zu machen. Alle Mitglieder der beiden Kammern leisteten einen Eid, der den Nachkommen der Anna Boleyn die Thronfolge sicherte und so forderte man ihn auch von andern, namentlich von Morus. Er verweigerte es und wurde als Gefangener in den Tower gebracht. Da nun festgesetzt war, daß eine solche Weigerung als Hochverrath betrachtet werden sollte, so war sein Verderben entschieden. Über ein Jahr lang blieb er gefangen und doch beugte nichts seinen Muth. Er blieb dabei: der König handle ungerecht und so erfolgte das Urtheil, daß er den Kopf verlieren sollte. Zwar waren die Parlamentsräthe von der Ungerechtigkeit des Schlusses überzeugt, aber keiner wagte es, gegen den Wunsch Heinrichs VIII. zu entscheiden und ihr Spruch war — Tod. Morus hörte ihn ohne Zagen an, nahm von seinen Richtern rührenden Abschied, bat Gott,

daß

daß er den König vor ähnlichen ungerechten Urtheilen bewahren möge, und gieng in sein Gefängniß zurück.

Hier erwartete ihn die herzerschütterndste Scene; er fand seine geliebteste Tochter, Frau von Roper, die ihren unglücklichen Vater noch einmal sehen wollte. Sie vermochte nichts, als ihm in die Arme zu stürzen und den Ausruf: „Mein Vater, o mein Vater!" herauszupressen. Morus umarmte sie und sagte: „Mein Leiden, Tochter, kommt von „Gott, denn ich habe es mir nicht selbst zu„gezogen. Gottes Schickungen aber sind im„mer weise und gut, ohngeachtet wir es nicht „begreifen können. Also wollen wir uns sei„nem heiligen Willen unterwerfen und mit „Geduld ertragen, was sein unerforschlicher „Rath über uns verhängt hat." Den Abend des Tages vor seiner Hinrichtung brachte er in Gebet und stillen Betrachtungen zu und schlief die Nacht so ruhig, als ob nichts vorgefallen sey. Am 5. Julius 1536 in der Frühe kam sein Freund Thomas Pope ins Gefängniß und kündigte ihm im Namen des Königs an, daß er um neun Uhr hingerichtet werden sollte. Morus blieb unerschüttert, tröstete seinen Freund mit der Hoffnung eines bessern Lebens und trug ihm auf, seine Feinde

zu

zu grüßen und ihnen zu verzeihen. Bis auf den letzten Augenblick ließ er nicht die geringste Todesfurcht blicken. Er hielt nach Gewohnheit des Landes von dem Blutgerüste herab eine Rede an das Volk, betheuerte seine Unschuld und ermahnte alle zu Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, so daß viele, die ihn hörten, fast in Thränen zerflossen. Selbst dem Scharfrichter, welcher zitterte, sein Amt zu verrichten, sprach er Muth ein und sagte: „Guter „Freund, sorgt, daß Ihr meinen Bart nicht „verletzt, denn der ist doch am Hochverrath „gewiß unschuldig.“ Nun kniete er nieder, legte den Kopf auf den Block und bot ihn dem Streich dar, der seinem schuldlosen Leben ein Ende machte.

Morus war in jedem Betracht ein edler Mann, nur eins hat man nicht mit Unrecht an ihm getadelt, — Unduldsamkeit gegen Andersdenkende in Glaubenssachen, die ihn nicht selten die Grenzen der Billigkeit überschreiten ließ.

---

## 6.

# Thomas Cranmer,

## Erzbischoff zu Canterbury.

Heinrich der achte, um die schöne Anna Boleyn heirathen zu können, verlangte von dem Pabst, von seiner Gemahlin geschieden zu werden, weil — wie er vorgab — sich sein Gewissen dagegen empöre, eine Frau zu besitzen, die vorher seines leiblichen Bruders Ehegattin gewesen sey. Der Pabst schob seine Bewilligung von einer Zeit zur andern auf, so daß endlich der König seinem eigenen Willen folgte, nachdem der Erzbischoff Cranmer von Canterbury ihm gerathen hatte, die Meynungen der vornehmsten Universitäten in Europa über seine Ehescheidung zu hören. Ob aus Überzeugung, oder aus Gefälligkeit gegen den König, ist ungewiß, genug, es wurde dessen Ehe von den meisten für unrechtmäßig erklärt. Der Pabst bezeugte seinen Unwillen darüber und Heinrich, der zuvor dessen großer Anhänger gewesen war, der selbst ein Buch gegen Luthern geschrieben hatte, vergalt

galt es ihm dadurch, daß er die päbstliche Macht in England durch das Parlament abschaffen ließ und sich selbst zum Oberhaupte der Kirche erklärte, obwohl er bis an seinen Tod ein Feind der Reformation blieb und sogar die Anhänger derselben am Leben strafte. Cranmer verlor indessen die Gnade des Königs nicht, obwohl er die Kirchenverbesserung beförderte und wußte die Erlaubniß zu erhalten, daß die Bibel ins Englische übersetzt werden durfte, deren Druck und Verbreitung er sich äusserst angelegen seyn ließ, auch zur Aufhebung der Klöster wirkte er thätig mit, schrieb Unterrichtsbücher über die Religion, verbesserte die Kirchenordnung und andres mehr. Nach Heinrichs Tod unter der Minderjährigkeit Eduards VI. siegte die Reformation in England vollkommen, Cranmer war ihr eifrigster Beförderer und alle Schritte, die er that, wurden von Weisheit und Mäßigkeit des Geistes geleitet. Man hoffte schon alles mögliche Gute, als Eduard in einem Alter von sechzehn Jahren starb, nachdem er zuvor die Lady Johanna Gray zur Thronfolgerin ernannt hatte, weil die Protestanten von seiner eifrig katholischen Stiefschwester Maria wenig erwarten durften. Die unglückliche Johanna wurde nach einer kurzen neuntägigen

Regie-

Regierung enthauptet und Maria bestieg den königlichen Thron von England. So bald dieß geschehen war, wurde die Reformation mit der äussersten Erbitterung verfolgt. Das protestantische Religionsbekänntniß wurde nicht nur strenge verboten, sondern auch an vielen mit dem Tode bestraft. Die Zahl derer, die deshalb verbrannt wurden, stieg über dreihundert, sogar wurde befohlen, selbst diejenigen auf der Stelle hinzurichten, bei denen man auch nur sogenannte ketzerische Bücher finden würde.

Cranmer konnte voraussehen, daß auch er ein Opfer des falschen Religionseifers der Königin werden würde, einmal weil er die Reformation so kräftig befördert, dann weil er das Instrument der Thronfolge Johannens unterschrieben hatte und endlich, weil Maria ihn für die vornehmste Ursache der Ehescheidung ihrer Mutter und Heinrichs des achten nicht mit Unrecht hielt, dennoch folgte er dem Rath seiner Freunde, die ihm anlagen, zu entfliehen, nicht. Bald darauf wurde er als Ketzer verdammt und nachdem die Gewalt des Pabstes wieder hergestellt war, mußte er vor einer Kommission erscheinen, vor welcher man ihn der „Gotteslästerung, des Meineides, der Unzucht und der Ketzerei“

anklagte, gegen welche Vorwürfe er sich aber standhaft vertheidigte. Endlich wurde er zu persönlicher Verantwortung innerhalb achtzig Tagen nach Rom gefordert. Er erklärte: daß er erscheinen werde, wenn ihm der König und die Königin die Reise gestatteten. Es geschah nicht und dafür befahl der Pabst, ihm als einen Widerspänstigen, der auf die Vorladung sich nicht eingefunden habe, Amt und Würde zu nehmen, als ob er, ein Gefangener, hätte erscheinen können. Die Abgeordneten des königlichen Paars trieben bittern Spott mit dem alten Manne. Sie ließen aus grober Leinewand erzbischöffliche Kleider verfertigen, zogen diese ihm an und rissen sie ihm Stück für Stück wieder vom Leibe. Er litt es geduldig, nur den Bischoffsstab wollte er sich nicht nehmen lassen, sondern appellirte an eine nächste allgemeine Kirchenversammlung. So entkleidet legte man ihm einen gemeinen Bedienten-Kittel an, setzte ihm einen schlechten, abgetragenen Hut auf und warf ihn wieder in sein Gefängniß. Jetzt folgten Schmeicheleyen, Versprechungen, Drohungen und ungestümmes Zudringen, daß er die protestantische Lehre widerrufen und das, was er für sie gethan hatte, verdammen sollte, einander auf dem Fuße nach und — aus Furcht vor einem schmähli-

chen Tod unterschrieb Cranmer die ihm vorgelegte Akte. Mit diesem Sieg war aber die erbitterte Königin nicht zufrieden, sondern ihr unwiderruflicher Schluß war: er sollte verbrannt werden. Nun führte man den Unglücklichen am 21. März des Jahrs 1556 in die Marienkirche zu Oxford und stellte ihn auf ein Gerüste, der Kanzel gegenüber, von welcher der Prediger ihm alle seine angeblichen Verbrechen vorhalten mußte. Nun sollte er noch einmal bekennen, daß er im Glauben der römisch-katholischen Kirche lebe und sterbe. Cranmer that das Gegentheil und erklärte nicht nur seinen frühern, ihm durch Todesfurcht abgepreßten Widerruf für ungültig, sondern auch, daß seine rechte Hand, welche hauptsächlich gesündiget habe, zuerst verbrannt werden müsse. Der Pöbel riß ihn nun vom Gerüste herunter und schleppte ihn auf den Platz, wo er den Märtyrertod leiden sollte. Hier zog er selber in Eile seine Kleider aus und ließ sich ruhig mit Ketten an einen Pfahl auf dem Scheiterhaufen befestigen. Als das Feuer anfieng zu brennen, streckte er seine rechte Hand hinein und verbrannte sie, bis sie völlig verzehrt war. Dann betete er: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! und starb in den Flammen, ohne weiter einen

Laut

Laut von sich hören zu lassen, im 67sten Jahr seines Alters.

Cranmer war ein Mann von vieler Wissenschaft und einem sehr rechtschaffenen Charakter, aufrichtig, redlich, theilnehmend, gastfrei und ein großer Wohlthäter der Armen, ein Beförderer der Wissenschaften, ein Freund der Wahrheit, deren Bekenntniß er auch mit seinem schrecklichen Tode versiegelte.

---

## 7.

## Thomas Wolsey,

### Kardinal.

In dem Leben des Kardinals Wolsey sehen wir eins der ausserordentlichsten Beispiele von der Veränderlichkeit und Ungewißheit menschlicher Schicksale. Er war der Sohn eines armen Metzgers im Städtchen Ipswich in Suffolk, stieg bis zu den höchsten Ehrenstellen des Staats und der Kirche und stürzte eben so schnelle von seiner Höhe wieder in die Tiefe herab, die er theils Umständen, theils

sich selbst zu danken hatte. Kaum waren seine Studien mit Auszeichnung geendet, so erhielt er schon ein geistliches Amt, eben erst zwei und zwanzig Jahre alt; aber dieß war für seinen hochfahrenden Sinn viel zu wenig; der Ort, wo er sich zu wirken wünschte, war der Hof und die große Welt. Er wurde bald königlicher Kaplan und da er einmal so weit war, so kam es nur darauf an, sich Gönner zu verschaffen, die ihn noch weiter bringen könnten und auch dieses gelang ihm. Er fand Eingang in den Staatsrath, that als ob ihm das Beste des Vaterlandes wer weiß wie sehr am Herzen liege, — schmeichelte dem König und bemühte sich, alles durchzusetzen, was dessen Herz wünschte. So erhielt Wolsey eine Beförderung um die andere und zuletzt kam noch der Pabst dazu, der ihn im Jahr 1515 zum Kardinal ernannte. Nun ergab er sich der ausschweifendsten Pracht und einem öffentlichen Gepränge, wenn er seinen Pallast verließ, das beinahe nicht höher zu treiben war. Er beleidigte den Erzbischoff von Canterbury so lange, bis dieser, um mit dem hochmüthigen Kardinal in keine widrigen Verhältnisse zu kommen, die Kanzlerwürde niederlegte, die sogleich auf Wolsey übergieng. Auf Andringen Heinrichs VIII. mußte ihn

Leo X. zum Legaten von ganz England ernennen, wodurch seine Macht und Gewalt einen ausserordentlichen Zuwachs bekam, und sein Übermuth immer höher wuchs, so wie seine Reichthümer, die sich ungeheuer anhäuften.

Um diese Zeit bemühten sich alle europäische Staaten um die Freundschaft des Königs von England und so auch vorzüglich um die Gunst des allgewaltigen Staatsministers. Niemand aber war an derselben mehr gelegen, als dem Kaiser Karl V. und dem Könige Franz dem ersten von Frankreich. Durch die Freigebigkeit seines Königs und durch die Geschenke fremder Fürsten soll Wolsey's Einkommen nicht geringer, als das jährliche Einkommen der Krone England gewesen seyn und hiezu trugen Franz und Karl das ihrige namhaft bei. Neben dem Gold verschwendete jeder noch die nöthige Portion Schmeichelei und beide machten dem eiteln Priester Hoffnung, nach Leo X. Tod Pabst zu werden, welches das höchste Ziel seiner Wünsche war; allein die Intrigue gelang nicht, denn ehe Karls Abgeordnete in Rom erscheinen konnten, war die Wahl Adrians VI. schon geschehen. Nach Adrians Tod schlug Wolsey's Wunsch zum zweitenmal fehl, ohngeachtet er sowohl Empfehlungen, als auch das selbst im

Kon=

Konklave allmächtig wirkende Gold hinlänglich in Bewegung gesetzt hatte.

So sehr ihn dieß beugte, so war es doch nicht sein einziges Unglück. — Wolsey's Hoheit, Macht und Reichthum war seit lange ein Gegenstand des Neides der brittischen Hofleute und man wartete nur auf Gelegenheit, ihn von seiner Höhe herabzustürzen, die sich auch bald genug fand. Er wollte den König von dem Entschluß abbringen, Anna Boleyn zu heirathen, erzürnte dadurch diesen und machte die geliebte Schöne zu seiner erklärten Feindin. So bald die Hofleute dieß bemerkten, so war das erste, daß sie ihn von Hof zu entfernen suchten, welches dadurch geschah, indem man ihm eine Gesandtschaft an den französischen Hof auftrug. Nach einer zweimonatlichen Abwesenheit wurde er bei seiner Zurückkunft kalt empfangen, doch gab ihm der König noch immer äusserliche Proben seiner Achtung und Zuneigung, als er sich aber überzeugte, Wolsey suche seine Ehescheidung doch heimlich zu hindern, da schwur er ihm den Tod. Er mußte in Kurzem die Siegel des Reichs abliefern und erhielt Befehl, sich schleunig auf seinen Rittersitz Escher zu begeben und London zu verlassen. Wer zuvor vor ihm gekrochen hatte, stund jetzt mit heimtückischer Freu-

de am Ufer der Themse, nicht um ihn abreisen zu sehen, sondern weil man erwartete, er werde von Häschern ergriffen und in den Tower gebracht werden. Dieß geschah nun freilich nicht, aber man versagte ihm sonst alle Bequemlichkeit so sehr, daß der reiche Kardinal, der all seine Schätze in London zurückgelassen hatte, nun wie der ärmste Bettler da stund, und Geld entlehnen mußte. Da es ihm zu Escher nicht gefiel, so erhielt er zwar Erlaubniß, nach Richmond zu gehen; allein er war seinen Feinden hier zu nahe und sie brachten es bald dahin, daß er in seinen erzbischöflichen Sitz nach Catwood verwiesen wurde, wo er sich ganz der Andacht weihte und so viel es seine Einkünfte erlaubten, die Armen speißte.

Weit entfernt, daß Wolsey hier der Ruhe genießen sollte, wurde er vielmehr in Kurzem als Hochverräther angeklagt und da er am wenigsten Arges dachte, gefangen genommen. Er sollte nach London geführt werden, aber er erkrankte unterweges, sey es nun, wie einige Schriftsteller glauben, durch Gift, das er genommen hatte, um sich aus den Händen des Scharfrichters zu retten, oder durch Verkältung, wie andere meynen, genug, er kam nicht weiter, als in die Leicester Abtei,

sehr

sehr schwach auf einem Maulthier reitend und von Soldaten begleitet. Der Abt gieng ihm mit dem ganzen Konvent ehrfurchtsvoll entgegen und kaum hatte man ihn mühsam von dem Maulthier gehoben, so mußte er auch zu Bette gebracht werden. Er lebte nur noch wenige Tage und bekannte auf seinem Sterbebette: Er würde in seinem grauen Alter von Gott nicht verlassen seyn, wenn er ihm redlicher als dem Könige, gedient hätte. „Dieß" — sagte er — „ist mein verdienter Lohn, da ich „mehr auf den Dienst meines Fürsten, als „den meines Gottes bedacht war." Mit diesen Worten verschied er am 22. November 1630, nicht älter als sechzig Jahre. — Er hat Heinrich VIII. oft mißgeleitet, aber die, die ihn nach Wolsey beherrschten, thaten es noch vielmehr und die Schuld mancher Unthat fällt mehr auf den König, der sich mißbrauchen ließ, als auf ihn, der ihn, vielleicht nicht immer aus schlimmer Absicht, mißbrauchte, wenigstens suchte er, so lang er Einfluß auf den Monarchen hatte, ihn vor offenbaren Lastern zu bewahren, das die nachherigen Günstlinge nicht thaten.

---

## 8.

# Johanna Grey,

## Königin von England.

Wir bedauern eine leblose, aber schöne Blume, die die Sonne des Frühlings kaum in ihrer Pracht entfaltet, aber ein rauher Nordsturm plötzlich zerknickt hat; warum sollten wir nicht einem blühenden, schönen und treflichen Frauenzimmer eine Thräne des Mitleids schenken, die ein unverdientes trauriges Schicksal schon in ihrem sechzehnten Lebensjahr auf das Blutgerüste führte? Ein solches schuldloses Opfer war Lady Johanna Grey, Tochter Heinrichs Grey, Herzogs von Suffolk, Enkelin von Maria, Schwester Heinrichs VIII., Königs von England, ehemaliger Gemahlin Ludwigs XII. von Frankreich und Gattin des Lords Guilford Dudley.

Nach Gewohnheit der damaligen Zeit wurde Johanna sehr eifrig in den alten Sprachen unterrichtet. Sie sprach und schrieb griechisch und lateinisch; das Arabische, Syrische und Chaldäische war ihr nicht fremde, französisch

fisch und italienisch wußte sie so gut, als ihre Muttersprache und das alles größtentheils schon vor ihrem zwölften Jahr. Zwei Geistliche in Diensten ihres Vaters waren ihre Lehrer und Gesellschafter, mit denen sie sich über die tiefsinnigsten Materien aus dem Gebiet der Wissenschaften unterhielt. Sie spielte mehrere musikalische Instrumente und in weiblichen Arbeiten war sie eben so geschickt, als in Sprachen und schönen Künsten. Nebst diesen außerordentlichen Talenten besaß sie ein Herz voll Güte und Sanftmuth, Demuth und Bescheidenheit. Ihr großes Wissen diente ihr nicht dazu, um damit zu glänzen, sondern sie sah es für eine Quelle an, aus der ihre reinste Glückseligkeit fließe. Demosthenes und Plato waren ihre Tröster, wenn die Strenge, womit sie ihre Eltern behandelten, manchmal wehe that.

Eduard VI., ein Fürst, der länger zu leben verdient hätte, fieng an zu kränkeln und da vorauszusehen war, sein Ende werde nicht mehr ferne seyn, so reitzte dieses den ehrsüchtigen Herzog von Northumberland, seinen vierten Sohn Guilford Dudley mit Johanna zu vermählen und sie zur Kronerbin erklären zu lassen, damit die Regierung nicht an die Prinzessin Maria von Schottland falle.

Der König aus Liebe zur Reformation sowohl, die an Marien die erklärteste Feindin hatte, als auch aus andern Rücksichten, beförderte des Herzogs Absichten und gegen alle Vorstellungen der Ersten des Reichs, die wohl voraussahen, daß es kein gutes Ende nehmen könne, wurde die Akte über die Regierungsfolge ausgefertigt. Am 6. Julius 1553 starb Eduard und sein Tod wurde zwei Tage lang verheelt, damit man indessen die Bürgerschaft von London gewinnen und Johannens Einwilligung, die Krone anzunehmen, desto sicherer erhalten könnte. Ganz unerwartet für den Vater und Schwiegervater, wollte sich Johanna dazu nicht bequemen. „Wie könnte man mir" — sagte sie — „eine Krone aufdringen wollen, die den Schwestern des verstorbenen Königs mit Recht gehört? Es „heißt Gottes Gerechtigkeit spotten, wenn „man nur einen Schilling stiehlt und ich sollte „eine Krone stehlen? Ich bin, obgleich jung, „doch nicht so unerfahren in den Tücken des „Glücks, daß ich nicht wissen sollte, es könnte „mir heute eine Krone zuwerfen und morgen „mich in den Staub drücken. Und was für „eine Krone bietet man mir an? Die, die „Katharinen von Arragonien mit Gewalt vom „Haupt gerissen und durch den blutigen Tod

„derer,

„derer, die sie nach ihr trugen, noch gefähr=
„licher wurde. Soll mein Blut das dritte
„werden, das sich mit dem jener Unglücklichen
„vermische? Und geschähe es auch nicht, war=
„um sollte ich mir eine Last aufladen, die
„mich erdrücken würde? Meine Freiheit ist
„mir schätzbarer, als die Kette, die man mir
„anbietet. Ich will den Frieden und die Ru=
„he meines Herzens nicht gegen jene kostba=
„ren Fesseln vertauschen und bitte, mir lieber
„ein stilles und ruhiges Leben zu gönnen, als
„ein glänzendes Glück, das einen Sturm nach
„sich zieht."

So sprach die sechzehnjährige Johanna und gewiß würde sie unerbittlich geblieben seyn, wenn nicht auch ihr Gemahl sie mit Bitten bestürmt hätte. Die Liebe siegte über alle Bedenklichkeiten, sie that den gehaßten Schritt zum Thron Englandes. Mit schwerem Herzen hielt sie mit königlichem Gepränge ihren Einzug im Tower, der Festung von London, ihre eigene Mutter trug die Schleppe ihres Kleides und sie wurde ruhig als Königin ausgerufen. Maria war indessen nicht müssig, sondern warb sich sogleich einen Anhang unter dem Adel, den sie um so leichter fand, weil man fürchtete, Northumberland, der wegen seiner Gewaltthätigkeit ver=

haßt

haßt war, möchte im Namen seiner Schwiegertochter regieren. Dieser gieng dem Anhang Mariens mit gewaffneter Hand entgegen und ihr Vater, der Herzog von Suffolk, sorgte für die persönliche Sicherheit der Königin. Es zeigte sich aber nur zu bald, daß Adel und Volk Marien mehr, als Johannen, anhange. Die meisten Großen des Reichs zeigten eine ähnliche Gesinnung und riefen Marien zur Königin aus. Selbst Northumberland, der die arme Johanna zu jenem Schritt gezwungen hatte, that dasselbe, um nicht seinen eigenen Kopf auf das Spiel zu setzen und Suffolk erklärte seiner Tochter: daß sie nun wieder in den Privatstand zurücktrete, welche Nachricht ihr angenehmer war, als die ihrer unerwarteten Erhebung zur königlichen Würde. Diese Herrlichkeit nach neun Tagen wieder zu verlassen, kostete ihr keinen Seufzer, aber das schmerzte sie, daß sie ihren Schwiegervater als Gefangenen eingebracht, und bald als Missethäter zum Tod geführt sehen mußte. Am 3. November 1553 aber wurde auch sie nebst ihrem Gemahl vor Gericht gestellt, des Hochverraths halber angeklagt und zum Tode verdammt. Wahrscheinlich hätte sie die Königin begnadigt, denn sie schob die Vollziehung des Urtheils von einer Zeit zur an-

dern

dern auf; allein ein unvorhergesehener Umstand vollendete der Verurtheilten Unglück. Maria hatte sich mit dem Erbprinzen von Spanien, dem nachherigen König Philipp II. vermählt, worüber die Nation sehr aufgebracht war, so daß sich ein förmlicher Aufstand entspann. Johannens Vater, dem die Königin das Leben geschenkt hatte, statt zu warten, was es für einen Ausgang nehmen werde, begieng die Unklugheit, sich an die Spitze von einigen hundert Reutern zu stellen, indessen seine Tochter und ihr Gemahl noch in der Königin Gewalt waren. Seine Unternehmung verunglückte und da er sich kleinmüthig auf seinem Landgut verbarg, wurde er gefangen genommen und der Geheime Rath stellte der Königin vor: daß sie ihrer eigenen Sicherheit wegen Johannen aufopfern müsse. Mit Weigerung unterschrieb sie das Todesurtheil, aber doch that sie es.

Johanna hatte dieses Schicksal längst erwartet und ergab sich darein mit Ruhe. Die Ankündigung desselben machte keinen bedeutenden Eindruck auf sie und der neunte Tag des Februars 1554, an dem sie sterben sollte, war für sie kein Schreckenstag. Sie schrieb einen Brief an ihren Vater und einen in griechischer Sprache an ihre Schwester, die beide noch

jetzt bewundert werden. Die Königin schickte ihr den Abt von Westmünster, um sie, wo möglich, noch in den Schoos der katholischen Kirche zu bringen; allein ob er gleich einen Aufschub der Todesstrafe bis auf den 12ten erwirkte, so erreichte er doch bei der Verurtheilten seinen Zweck nicht, sondern sie beharrte fest bei dem, was sie einmal als Wahrheit erkannt hatte.

Als der Morgen des Todestages angebrochen war, bat Lord Guilford, daß ihm erlaubt werden möchte, von seiner Gemahlin Abschied nehmen zu dürfen. Der Hof ertheilte zwar ohne Anstand die Erlaubnis; allein Johanna versagte sie mit den Worten: „Eine „solche letzte Zusammenkunft würde meinen „Schmerz vermehren und mir diejenige Ruhe „rauben, in die ich mich bereits gegen den „Todesstreich gesetzt habe. Ein solches vermeintes Linderungsmittel würde Feuer in „meine Wunde bringen und auch meinen Gatten eher schwächer, als stärker machen. In „jener Welt sind die Freundschaften glücklicher „und Verbindungen unzertrennlich.“

Guilford wurde zuerst zum Tode geführt. Johanna sah den entseelten Körper samt dem abgehauenen Kopf zurückbringen und schrieb mit großer Geistesgegenwart drei Denksprüche,

die

die auf ihre traurige Lage paßten, in griechischer, lateinischer und englischer Sprache in ihre Schreibtafel. Die letzte ist folgende: „Wenn mein Verbrechen Strafe verdient hat, „so verdienten meine Jugend und Unvorsichtigkeit wenigstens Entschuldigung. Gott und „die Nachwelt werden mir Gnade schenken." — Eine Stunde nach Guilfords Hinrichtung kam die Reihe an Johannen. Der Abt von Westmünster begleitete sie zum Tode, von dem sie mit den Worten Abschied nahm: „Gott „vergelte Ihnen Ihre gütigen Gesinnungen „gegen mich reichlich, obwohl Ihre Reden „mich mehr gekränkt haben, als alle Schrecken „des Todes." Hierauf hielt sie eine Anrede an die anwesenden Zuschauer und sagte zu dem Scharfrichter, der sie kniend bat, ihm zu verzeihen, was er an ihr thun müsse: „Seyd „so gut und macht nur hurtig ein Ende mit „mir;" dann legte sie ihren schönen Kopf auf den Block und in einem Augenblick war er vom Rumpfe getrennt.

Die Unglückliche wurde allgemein beklagt, selbst von Mariens Anhängern, denn es war kein Geheimniß, daß sie die Krone gezwungen angenommen hatte.

---

## 9.

# Maria Stuart,

## Königin von Schottland.

Jakob V. hinterließ Schottland in einer sehr unruhigen und traurigen Lage, überdieß ohne einen männlichen Erben, der die Zügel des Reichs mit fester Hand hätte fassen und leiten können. Kaum acht Tage vor seinem Tode wurde die Prinzessin Maria geboren, nemlich am 14. Dezember des Jahres 1542, und wie sollte ein Kind in der Wiege ein durch Kriege und Partheiwuth zerrüttetes Reich regieren, für das nicht einmal ein Vormünder bestellt war? Dafür bekam die kleine Prinzessin schon Brautwerber, denn Heinrich VIII. von England dachte ihr seinen Prinzen Eduard zu und von Frankreich aus wurde für Franz, einen Sohn Heinrichs II. geworben. Die Nation stimmte für den letztern und in ihrem sechsten Jahr wurde Maria nach Frankreich gebracht, um dort am Hof erzogen zu werden. Ihre Geisteстalente entfalteten sich bald, wie ihre körperliche Schönheit, mit sechzehn Jahren

wurde sie Franzens Gemahlin und da fast zu gleicher Zeit die Königin Maria von England starb, so schien es, die junge Prinzessin könnte einst Königin von Frankreich und Schottland, England und Irland werden, obwohl in den letztern beiden Reichen Elisabeth bereits den Thron bestiegen hatte. Maria hielt diese nie für eine rechtmäßige Tochter Heinrichs VIII. und Elisabeth, die es wohl wußte, haßte sie darum so sehr, daß es zuletzt ein blutiges Ende nahm.

Nach dem Tode seines Vaters, Heinrichs II., wurde Franz II. König von Frankreich, aber er saß nur ein Jahr lang auf dem Throne und starb. Bei seinen Lebzeiten hatten sich Maria, seine Gemahlin, und Katharina von Medicis, seine Mutter, um die Regierung gestritten, denn er selbst war zu schwach, den Zepter zu führen und dieß konnte die herrschsüchtige Schwiegermutter der Schwiegertochter nicht vergessen. Da nun Franz keinen Erben hinterließ und die Krone auf einen minderjährigen Prinzen, den nachherigen König Karl IX. fiel, so dachte man ernstlich darauf, Marien aus Frankreich zu entfernen. Man machte ihr das Leben so sauer, daß sie bald nach Rheims gieng und endlich nach Schottland, wohin sie ohnehin

geru=

gerufen wurde; aber sie verließ Frankreich mit Schmerzen; so lange sie die französischen Küsten noch sehen konnte, blickte sie mit weinenden Augen dahin und als sie sich endlich ganz ihrem Blick entzogen, rief sie aus: „Lebe wohl, Frankreich! Lebe wohl, du liebes Land, das ich nicht mehr sehen werde!" Nach einer Abwesenheit von dreizehn Jahren kam Maria am 19. August 1561 wieder nach Schottland. Sie wurde mit lautem Jubel empfangen und alles drängte sich herzu, die holde Königin zu sehen. Obgleich selbst eifrige Katholikin, gestattete sie doch die freie Ausübung der reformirten Religion und bedung sich nur die Haltung der Messe in ihrem Pallast aus. Mit Billigkeit war ihr dieß nicht abzuschlagen, aber die zu eifrigen reformirten Geistlichen waren nicht nur dagegen, sondern reitzten sogar das Volk zur Widersetzlichkeit und ihre unschuldigsten Vergnügungen wurden nicht nur gemißdeutet, sondern als wirklich lasterhaftes Leben verschrien. Da Maria solchergestalt wirklich einen Aufstand gegen sich besorgen mußte, so versuchte sie es, die Gunst der Königin Elisabeth von England zu gewinnen, um nöthigenfalls sie zu Hülfe rufen zu können, aber ihr Abgesandter verdarb es durch den unzeitigen Antrag: Elisabeth möchte, falls sie

ohne Kinder stürbe, Marien zur Erbin ihres Reichs erklären. Dadurch setzte sich in Elisabeths Brust ein Haß gegen ihre Baase fest, der unauslöschlich war.

Das Vorurtheil, das die Schottländer einmal gegen ihre Königin gefaßt hatten, war nicht zu vertilgen, darüber ward sie unmuthig, kümmerte sich nun nicht mehr darum und überließ sich ganz ihrem Hang nach Vergnügen. Unglücklicherweise überschritt sie das Maas und hieng sich unter andern an einen italienischen Musiker, Namens Rizzio, welcher Umgang äusserst auffiel und worüber das Mißvergnügen zuletzt ganz laut wurde, als sie diesen Liebling zum Staatssecretair ernannte, und die Vertraulichkeit zwischen beiden dauerte nicht nur fort, ohngeachtet Maria sich vermählt hatte, sondern die Liebe zum Günstling stieg in eben dem Grad, als die gegen den Gemahl abnahm. Der König war über die muthmaßliche Untreue der Königin so entrüstet, als der Adel, dem der aus dem Staub gehobene Italiener längst ein Dorn im Auge war und endlich entspann sich eine Verschwörung gegen ihn, die ihn das Leben kostete, denn er wurde am 9. März 1566 im Speisezimmer der Königin ermordet. Die Königin entfloh heimlich bei Nacht nach Dunbar und — der schwache König

nig mit ihr. Von hier aus zog er mit Soldaten gegen Rizzios Mörder, obwohl sie nur auf seinen Befehl gemordet hatten. Dieser Vorgang war für Mariens Leichtsinn keine Warnung, sie unterhielt vielmehr ein geheimes unsittliches Verständniß mit einem Grafen von Bothwel, ließ dem König Gift beibringen und als dieß nicht wirkte, ihn auf andere Art aus der Welt schaffen, worauf sie den neuen Liebling heirathete. Das ganze Königreich entsetzte sich hierüber, weil man in Bothweln den Mörder des Königs sah und es brach eine förmliche Empörung aus. Maria und Bothwel stellten sich selbst an die Spitze eines Heeres; aber da es zum Kampf kommen sollte, wollte dieses nicht fechten. Bothwel nahm die Flucht und die Königin wurde gefangen, mußte die bittersten Kränkungen erdulden, sich mit entehrenden Namen nennen und sich gefallen lassen, eingesperrt zu werden. Man verlangte, sie solle die Regierung niederlegen und ewige Gefangene bleiben. Indessen gelang es ihr, durch die List eines Jünglings, Namens Douglas, frei zu werden und nachdem sie noch einen Schlag im Felde versucht hatte, der aber unglücklich ablief, nach England zu entfliehen. Es war ein thörichter Gedanke, zu diesem Mittel zu

grei-

greifen, da Maria die Gesinnung Elisabeths kannte, die, weil jene Ansprüche auf England machte, ihr ohnmöglich gewogen seyn konnte. Die Königin von England sah mit Freuden Marien in ihrer Gewalt, versagte ihr freundschaftlichen Zutritt und wartete nur auf Gelegenheit, sie verhaften zu lassen. Will man das am Hofe, o so findet sich ein Vorwand nur bald genug. Elisabeth ließ eine Untersuchung über den schottischen Königsmord anstellen, Maria wollte nicht antworten, bestand auf ihrer Freiheit und weil es nicht in Güte gelingen wollte, so fanden sich Leute, die es mit Gewalt versuchen wollten. Dieß empörte Elisabeth und sie schloß ihre Feindin noch enger ein und als endlich gar fanatische Katholiken in Schottland den Plan machten, die Königin von England ermorden zu lassen, da schob diese die Schuld auf Marien und ließ sie als Hochverrätherin anklagen. Sie erschien vor dem eigens niedergesetzten Gericht und vertheidigte sich gegen die Anklage, aber vergebens. Obgleich die Briefe, die sie dem Vernehmen nach geschrieben haben sollte, der einzige Beweis gegen sie waren und man keinen andern aufbringen konnte, so sprach man doch über die unglückliche Königin das Todesurtheil aus und Elisabeth — äusserlich mit

großer

großer Betrübniß, im Herzen mit inniger Freude, einer verhaßten Nebenbuhlerin los zu werden — unterzeichnete es. Mehrere auswärtige Fürsten legten Fürbitten ein, Mariens Leben zu retten; allein Elisabeth war unerbittlich, denn sie glaubte, ihre Ruhe würde so lange in Gefahr stehen, bis Mariens Kopf gefallen sey.

Maria hörte ihr Todesurtheil mit seltener Geistesstille an und versicherte, daß es ihr erwünscht komme, weil es ihre Leiden ende. Ihren Bedienten, die bei dieser Nachricht fast in Thränen zerflossen, sprach sie selber Muth ein und ermahnte sie zur Ergebung in den Willen des Unerforschlichen. Sie sah noch einmal ihr bereits verfaßtes Testament durch, änderte einiges und legte sich dann zur Ruhe nieder. Am Morgen des Tages ihrer Hinrichtung — es war der 8. Februar des Jahres 1587 — kleidete sie sich reich, aber anständig, an, verrichtete ihr Gebet, genoß das heilige Abendmahl und theilte ihre Kleider und Juwelen an ihre Dienstboten aus. Um acht Uhr früh kündigte man ihr an, daß alles zur Hinrichtung bereit sey und nun gieng sie festen Trittes in den dazu bestimmten Saal. Ihrem Haushofmeister Melvil trug sie auf, ihrem Sohn zu sagen, daß sie unerschüttert in der

katho=

katholischen Religion gestorben sey und nichts gethan habe, was seinem Reich oder seiner Krone nachtheilig seyn könnte. Ihre Unschuld an dem Hochverrath, den man ihr aufbürdete, betheuerte sie bis zum letzten Augenblick. Alles war erschüttert, als Maria den letzten Schritt zu dem Gerüste that, auf dem sie den Tod leiden sollte; nur sie behielt ihre ruhige Fassung, verband selbst ihre Augen und unter den Worten: „In deine Hände, o Gott, befehle ich meinen Geist" fiel ihr Kopf.

So endete Maria, Königin von Schottland nach einer zwanzigjährigen Gefangenschaft im fünf und vierzigsten Jahr ihres Alters ihre irrdische Laufbahn. Sie war ein Frauenzimmer von Geist und Schönheit, aber zu leichtsinnig, zu sehr dem Vergnügen ergeben, als daß sie ein Reich hätte regieren können, besonders Schottland, das eben damals durch die schrecklichste Partheiwuth zerrissen war. Nur das ist zweifelhaft, ob sie diejenigen Verbrechen alle begangen habe, deren man sie beschuldigte, und zuförderst, ob sie an dem Theil gehabt habe, um dessentwillen sie bluten mußte.

Volz del. Fleischmann sc.

Maria Stuart.

10.

# Franz Drake,

## Admiral.

Wäre dieser Mann auch durch nichts merkwürdig, als daß er der erste war, der die Kartoffeln nach Europa verpflanzte, so müßte er schon darum würdig genug scheinen, bekannter zu werden. Durch dieses Produkt ist dem gemeinsten Menschen ein wohlfeiles und trefliches Nahrungsmittel geworden, das selbst dann eine Hungersnoth abwehren würde, wenn wenig Korn wüchse, indem man aus Erfahrung weiß, daß daraus auch sogar Mehl bereitet werden kann. Respekt also vor dem Mann, der so väterlich wohlthätig für ganz Europa gesorgt hat, er verdiente in jedem Winkel dieses Erdtheils ein öffentliches Denkmal, wenn nicht schon jeder einzelne Kartoffelacker, deren es vor zweihundert Jahren, an manchen Orten wohl vor funfzig Jahren, noch keinen gab, sein schönstes Denkmal wäre.

Der Vater Franz Drake's war ein ehrsamer Schiffmann in England, dem dieser

dachte besser für ihn und setzte ihn in den Stand im Jahr 1535 eine neue Reise nach Westindien zu unternehmen. Drei Jahre später wurde er Vice-Admiral und kämpfte gegen die spanische sogenannte unüberwindliche Flotte. Philipp II. hatte nemlich bereits das Königreich Portugal und mit diesem alle dessen Besitzungen in andern Erdtheilen an sich gebracht, z. B. das reiche Brasilien in Amerika, die Gewürzinseln und einen Theil des festen Landes von Indien, die kanarischen Inseln, auch beträchtliche Landstriche in Afrika. Nun richtete er seine Augen auf England, welches die gegen ihn in den Waffen stehenden Niederländer unterstützte und rüstete jene berühmte gewaltige Flotte aus. Sie kam aber übel zugerichtet nach Hause zurück, denn theils waren die Spanier bei weitem die geschickten Seeleute nicht, wie die Engländer und machten große Fehler, theils thaten ihnen unerwartete Sturmwinde ungeheuern Schaden. Sie verloren wenigstens funfzig große Kriegsschiffe und über zehntausend Menschen. Drake's Name war so sehr zum Schrecken geworden, daß der Anführer eines spanischen Schiffes, Don Pedro de Valdey, sich ergab, als er nur hörte, daß dieser ihm gegenüber stehe. Die englischen

Matrosen und Soldaten erbeuteten nur allein auf diesem Schiffe fünf und funfzig tausend Dukaten, die sie friedlich mit einander theilten. Überhaupt hatte Drake in Rücksicht dessen, was Menschen zur Zerstörung der „unüberwindlichen Flotte" thaten, den vorzüglichsten Antheil und seine Königin belohnte ihn dafür mit der Admiralswürde.

Der Krieg mit Spanien dauerte noch lange fort und da dieses nichts so sehr schmerzte, als der Verlust, den es von Zeit zu Zeit in Indien erlitten hatte, so dachte man von englischer Seite sehr ernstlich darauf, in diese Gegenden einen noch nachdrücklichern Zug zu unternehmen. Sieben und zwanzig Schiffe schwammen unter John Hawkins und Franz Drake in die See. Allein die Expedition fiel nicht glücklich aus, einmal weil die Spanier vorsichtiger geworden waren und dann wegen der Uneinigkeit der englischen Befehlshaber. Hawkins starb am 12. November 1595 vor Gram über die fehlgeschlagene Unternehmung. Drake ward wüthend, fiel die spanische Flotte im Hafen von Porto Rico an, die zwar den Spaniern großen Verlust, aber den Engländern wenig Vortheil brachte, brannte die Stadt Rio de la Hacha von Grund aus ab,

zerstörte mehrere Dörfer, Stanta Martha und Nombre de Dios. Endlich wagte man noch eine Einnahme von Panama, aber auch diese mißglückte und Drake ärgerte sich darüber dergestalt, daß er in ein gefährliches Fieber fiel, das am 28. Jänner 1596 seinem Leben ein Ende machte. Er ist nur ein und funfzig Jahre alt geworden und sein Leichnam wurde mit großem Gepränge ins Meer versenkt.

Drake war ein großer Held und alles, was zum Seewesen gehörte, verstund er sehr gründlich, namentlich hatte er große Kenntnisse in der Astronomie, die er bei der Schiffahrt mit Vortheil anzuwenden verstund. Seine Reise um die Erdkugel *) bleibt ein ewiges Denkmal seines unbeugsamen Muthes, seiner Fähigkeiten, Gedult und Festigkeit. Die Britten danken ihm viele Vortheile im Kriegswesen, der Schifffahrt und Handlung, wovon sie noch jetzt die Vortheile genießen.



*) Von der unschicklichen Benennung; „die Welt umschiffen" sollte man doch längst zurückgekommen seyn, da man weiß, daß man wohl die Erdkugel, nicht aber die Welt umfahren kann.

11.

# Robert d'Evreux, Graf von Essex.

Der Graf Essex, ein durch die Gunst des Glücks zu einer schwindelnden Höhe Gehobener und durch eigene Schuld tief Gefallener, bleibt ein warnendes Beispiel, sich von Leidenschaften, besonders Zorn und Ehrsucht, nicht überwältigen zu lassen. Dadurch, daß er diese Leidenschaften nicht zu bändigen verstund, verlor er im schönsten Lebensalter den Kopf und wer auch nicht gerade so tief von seiner Höhe herabtaumelt, wird doch selten frei von schlimmen Folgen in einer ruhigen und glücklichen Lage bleiben.

Er wurde am 10. November des Jahrs 1567 zu Nethewood in Herefordshire geboren. Sein Vater hatte sich um die Königin Elisabeth bedeutende Verdienste erworben, und daher kam es, daß der junge Graf schon als zehnjähriger verwaister Knabe ihre Gunst in hohem Grade erhielt. Zu Cambridge wurde er mit großer Sorgfalt erzogen und wissen-

wissenschaftlich gebildet. In seinem siebzehnten Jahr kam er als ein schöner, gewandter, einnehmender Jüngling zum erstenmal an den Hof und fand eine solche auszeichnende Aufnahme, als er kaum erwarten konnte. Bald zeichnete er sich in der Armee durch hohen Muth und Diensteifer aus, die Elisabeth durch die Stelle ihres Stallmeisters belohnte, da der Graf eben erst zwanzig Jahre alt war. Im Jahr 1588 erstieg er den Gipfel seines Glückes, er ward General der Reuterei und — der Königin erklärter Günstling. Diese schnelle Erhebung machte ihn so übermüthig und eigenmächtig, daß er sich nicht selten sowohl gegen Hofleute, als gegen Elisabeth selber, Beleidigungen erlaubte, die ihm zwar die letztere schnell vergab, die erstern aber nie vergaßen. Demohngeachtet wurde er Groß-Marschall von England, Mitglied des Parlaments und Lord Schatzmeister nach Lord Burleighs Tod, der ihn immer noch gehalten hatte, wenn seine Feinde Versuche zu seinem Sturz machten. Mit dem Tod dieses Mannes, der auch zuweilen die Hitze des Grafen dämmte, fiel ihm eine große Stütze und bald darauf gerieth er in die erste Uneinigkeit mit der Königin. Sie stritten sich über die Wahl eines tüchtigen Mannes, den man zu Besorgung wichtiger

Ge-

Geschäfte nach Irland schicken könnte und als Essex sie von seiner Meynung nicht überzeugen konnte, vergaß er die ihr schuldige Ehrfurcht und kehrte ihr den Rücken zu. Die Königin, von diesem Übermuth beleidigt, gab ihm eine Ohrfeige und jetzt gährte Essex in Feuer und Flammen auf. Er schlug an den Degen, schwur, daß er eine Beleidigung, die er selbst von Heinrich dem achten nicht geduldet haben würde, rächen werde, und verließ mit Unmuth den Hof. Zwar rieth ihm einer seiner wenigen Freunde, nachzugeben und der Königin abzubitten; allein da er überzeugt war, nicht sie, sondern er sey der beleidigte Theil, so ließ er sich zu einem Schritt, den er für Beschimpfung seiner selbst hielt, durchaus nicht bereden. Die Königin liebte ihren Günstling zu sehr, als daß sie ohne ihn hätte seyn können, daher kam sie ihm mit neuer Gnade entgegen und das Vorgefallene schien von beiden Seiten vergessen zu seyn.

In Irland war indessen eine gefährliche Empörung ausgebrochen und Essex, den seine Feinde gerne von der Königin entfernt haben wollten, ließ sich bereden, mit einer Armee zur Stillung derselben dahin zu gehen, obwohl es nur eine Schlinge war, in die er fallen sollte. Er befolgte unglücklicherweise ei-

nen falschen Operationsplan, richtete daher nicht nur nichts aus, sondern sah sich sogar genöthiget, mit dem Anführer der Rebellen einen nachtheiligen Vergleich einzugehen. Ohngeachtet er wußte, wie aufgebracht die Königin darüber war, begieng er eine neue Unvorsichtigkeit und reiste ohne ihre Erlaubniß nach England zurück. Vielleicht hoffte er, durch seine persönliche Gegenwart, wie schon oft geschehen war, alles wieder gut zu machen, aber er betrog sich. Man setzte ihn gefangen und nahm ihm seine meisten Ämter ab.

So tief herabgekommen, sah Essex nichts vor sich, als entweder ganz zu Grunde zu gehen, oder sich der Königin zu unterwerfen und auf ihre Gnade zu hoffen. Wirklich zeigten sich schon Spuren, daß diese wiederkehre; allein da Elisabeth sich des Ausdrucks bediente: „man müsse einem widerspänstigen Thier sein Futter beschränken" — da entgieng dem Grafen die Gedult. Er sammelte sich einen Anhang unter dem Adel und den Soldaten und unter dem Vorwand, daß eine Vertheidigung nothwendig sey, weil man ihm nach dem Leben strebe, stürmte er vom Land in die Stadt, in Hoffnung, auch das Volk werde sich zu ihm schlagen und er in den Stand gesetzt werden, der Königin Gesetze vorzuschreiben; allein dieser

ser unglückliche Plan schlug fehl. Der Graf wurde gefangen genommen und in den Tower gebracht, verhört und als Empörer und Staatsverbrecher zum Tode verdammt.

Der Königin kostete es große Kämpfe, das Todesurtheil ihres Lieblings zu bestätigen. Bald unterschrieb sie, bald widerrief sie es wieder. Wahrscheinlich hätte sie ihn begnadigt, wenn er sich hätte entschließen können, sie darum zu bitten; allein da er, des Lebens überdrüssig und ohne Hoffnung, jemals der wieder zu werden, der er gewesen war, es unterließ, so ließ sie es geschehen, daß er für seine Schuld blutete. Einige Schriftsteller erzählen, Elisabeth würde dem Grafen zuverlässig verziehen haben, wenn sie einen Ring von ihm zurück erhalten hätte, den sie ihm einst mit der Weisung zugestellt habe, daß keine Beleidigung so groß seyn solle, die sie ihm nicht vergeben würde, wenn er durch Zurücksendung dieses Ringes sie an ihre vorige Gnade erinnere. Zwar habe Essex den Ring der Gräfin von Nottingham wirklich zugestellt, mit der Bitte, ihn der Königin zu behändigen; allein diese habe es unterlassen und so seinen Tod befördert.

Am 1. März des Jahrs 1601 wurde Essex, 34 Jahre alt, im Gefängniß, wie er sich ausgebeten hatte, enthauptet. Er war ein

Mann von großem Verstande, lebhafter Thätigkeit, reinem Patriotismus und religiösem Sinn. Zu vieles Vertrauen auf die Gnade einer mächtigen Königin, die sich so oft als seine Beschützerin bewiesen hatte, — Vergessen der Ehrerbietung, die er ihr schuldig war, Übereilungen, in der Hitze eines feurigen Temperaments begangen, Verachtung bedeutender Feinde und zu kühner Trotz rissen ihn ins Verderben. Mehr Mäßigung hätte ihn auf der Höhe des Glücks und Ansehens erhalten können, wäre das „Moderata durant" die Richtschnur und Regel seiner Handlungen und Lebensweise gewesen.

12.

## Johann Davis,

### ein Entdecker unbekannter Länder.

Menschen, die sich muthvoll tausend Gefahren aufopfernd entgegen werfen, um das Reich der Kenntnisse zum Besten ihrer Brüder zu erweitern, verdienen den Dank und die

die Bewunderung der Nachwelt. Unter diese Vorzüglichen gehört auch der Mann, von dem ich jetzt einiges erzählen will, der der berühmten Meerenge zwischen Nordamerika und Grönland den Namen gegeben hat.

Er ergab sich zeitig dem Seedienst und unternahm seine erste Reise im Jahr 1585 im Begriff eine neue Durchfahrt durch die nordwestlichen Gegenden von Amerika nach Ostindien zu entdecken. Am siebenten Junius segelte er mit zwei Barken von Dortmouth in England ab und gerieth am 19. Julius im sechzigsten Grade nördlicher Breite auf viele schwimmende Eis-Inseln. Die Schiffenden wurden von ihnen bald ganz umringt, giengen auf einige derselben heraus und gewahrten, daß das rauschende Getöse, das sie lange schon gehört hatten, blos von dem Zusammenrollen des Eises herrühre. Am folgenden Tag entdeckten sie die südliche Küste von Grönland, von der sie bemerkten, daß sie sehr felsigt, gebürgigt und mit Schnee bedeckt war, so daß man keine Spur von Wäldern, Gras oder Erde sehen konnte. Das Krachen des Eises war so fürchterlich, daß es schien, es sey ein ganz verwüstetes Land, ohne lebendige Geschöpfe und Gewächse, daher der Capitain Davis es das Land der Verwüstung nannte.

Nach-

Nachdem sie funfzig bis sechzig Meilen fortgesegelt waren, fanden sie, daß die Küste geradezu gegen Norden lag. Sie änderten also ihren Lauf gegen Nordwesten, in Hoffnung die gewünschte Durchfahrt zu finden, entdeckten aber am 29sten im 64sten Grade 15 Minuten der Breite Land gegen Nordosten. Da sie durch dasselbe durchsegelten, sahen sie, daß sie schon durch das Eis gekommen seyen und fanden sich zwischen vielen grünen, anmuthigen und gemäßigten Inseln, obschon die Berge auf dem festen Lande noch immer mit Schnee bedeckt waren. Das Volk des Landes, dessen Sprache die Reisenden nicht verstanden, gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß gegen Norden und Westen eine große See vorhanden sey. Sie bieben also bis zum ersten August und setzten dann ihre Fahrt weiter fort. Am 11ten kamen sie zu dem am weitesten gegen Süden liegenden Vorgebirge, das Davis das „Capo von Gottes Barmherzigkeit" nannte. Da sie weiter fortschifften, kamen sie in eine sehr schöne Meerenge, die noch jetzt die Davis-Strasse (Fretum Davis) zu Ehren ihres ersten Entdeckers heißt. Gegen Nordwesten, nachdem sie diese Durchfahrt passirt waren, fanden sie wieder verschiedene Inseln und traten auf einigen derselben

ans

ans Land. Der Hauptzweck, die nordwestliche Durchfahrt zu suchen, wurde zwar immer verfolgt, aber nicht erreicht, und da vollends widriger Wind eintrat, so mußte man mit den bis jetzt gemachten Entdeckungen vorlieb nehmen und nach England zurückkehren.

Im Jahr 1586 unternahm Davis seine zweite Reise. Nach vielen höchst gefährlichen Stürmen erreichte er am 29. Junius wieder das im vorigen Jahr entdeckte Land und lief zwischen den gemäßigten Inseln durch. Am 17. Julius trafen sie auf einen ungeheuern Eisklumpen und bedurften bis zum 30sten um ihn zu umsegeln, ein Umstand, der ihm großes Hinderniß machte, ihren Muth um vieles schwächte und Krankheiten unter sie brachte, so daß das Schiffsvolk nicht mehr weiter reisen wollte. Davis entschloß sich, die Fahrt allein zu versuchen, entdeckte zwar gegen Westen eine große Meerenge und glaubte schon gefunden zu haben, was er suchte, aber die gewünschte Entdeckung der Durchfahrt blieb aus und man mußte nach tausend überstandenen Beschwerlichkeiten aufs neue nach England zurücksteuern.

Immer mit seinem Lieblingswunsch beschäftigt, waren die glücklich besiegten Gefahren bald wieder vergessen, Davis sehnte sich wieder

der aufs Meer, und gieng im Jahr 1587 aufs neue unter Segel. Weil auf der vorigen Reise unter dem 56sten Grad der Breite eine unglaubliche Menge Stockfische entdeckt worden war, so nahm er zwei Schiffe zum Fischfang und nur eins zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt mit. Diese beiden Barken versprachen, nicht eher wieder nach Hause zu fahren, als bis Davis gegen Ende Augusts zu ihnen zurückgekehrt seyn würde. Da sie aber nach sechzehn Tagen ihr Geschäft vollendet hatten, so vergaßen sie ihre Zusage und giengen nach England, indessen der Capitain sich allein überlassen war. Er gieng in dem Meer zwischen Amerika und Grönland zwischen dem 64sten und 73sten Grad der Breite seiner Entdeckung nach, und nachdem er in die seinen Namen führende Meerenge eingelaufen war, steuerte er weiter nordwärts, gerieth auf ein großes Eisufer, segelte südlich um dasselbe und bekam den Mountraleigh an der amerikanischen Küste zu Gesicht. Da er unter dem 52sten Grad der Breite die Stockfischfänger nicht fand, gerieth er in große Noth und mußte ebenfalls erfüllt von dem Gedanken, daß nach seinen neuern Entdeckungen die geliebte Durchfahrt doch noch werde gefunden werden, an die Heimkehr denken. Er that hier-

hierauf noch fünf Reisen als Pilote und auf der letzten hatte er das Unglück in einem Gefechte mit etlichen Japanesern am 27. December 1605 nahe bei der Küste von Malacca erschlagen zu werden, ohne den Hauptzweck seines Lebens, einen neuen Weg nach Ostindien zu entdecken, erreicht zu haben.

## 13.

## Olivier Cromwel,

### Protektor von England.

Cromwel war ein eben so großer Staatsmann als Feldherr und schien weder zu dem einen noch zu dem andern bestimmt zu seyn, denn er studirte die Theologie zu Cambridge. Am 25. April des Jahrs 1599 wurde er den glaubwürdigsten Nachrichten zufolge im Flecken Huntingdon aus einer zwar guten aber nicht sehr wohlhabenden Familie geboren, zeichnete sich weder auf der niedern noch der höhern Schule besonders aus, lebte nach den Universitätsjahren zu London bald als ein lockerer Gesel-

selle, bald in den Betstunden derjenigen Religionsparthei, die man Puritaner nannte.

Die erste Probe seiner Verschlagenheit legte er dadurch ab, daß man ihn für die Stadt Cambridge zum Parlamentsglied erwählte. Um aber nicht zu früh als derjenige bekannt zu werden, der er wirklich war, verbarg er seine ausnehmenden Talente und that anfangs, als ob er blos unter die mittelmäßigen Köpfe gehöre, doch fand man ihn allenthalben geschickt, er mochte stehen, wo er wollte. Es gelang ihm, sich als Anführer der Kavallerie in Schlachten auszuzeichnen, so daß er, der kaum Hauptmann gewesen war, bald als Generallieutenant auftrat und durch seine Kriegsthaten verstärkte sich seine Parthei im Parlament ausserordentlich. Sein Ansehen wuchs in eben dem Grade, in dem das des Königs Karls I. tief herunter sank, der nicht nur seit langer Zeit mit dem Parlament in Uneinigkeit, sondern gerade jetzt in förmlichem Krieg lebte, so daß er im Jahr 1644 nach Frankreich entfliehen mußte. Zwar unterstützten ihn die irländischen Katholiken, die er immer begünstigt hatte, so daß er im Jahr 1646 den Krieg aufs neue anfangen konnte; allein er verlor abermals eine Schlacht und warf sich einer schottischen Armee in die Arme, die ihn

aber

aber für eine Belohnung von zweimal hunderttausend Pfund an das Parlament auslieferte.

Hätten der König und das Parlament sich schleunig mit einander vereinigt, so wären alle Ränke des jetzt nach der höchsten Gewalt strebenden Cromwels zu nichte geworden; beide Theile versäumten es und Cromwel siegte. Er heuchelte die größte Ergebenheit für den König; er heuchelte die größte Freiheitsliebe gegen das Parlament, indeß er die Armee gegen dasselbe verhetzte und auf seine Seite zog, ohne daß jenes es recht merkte. Der König, der Cromweln für seinen einzigen Freund hielt, widerstrebte allem, was das Parlament wollte und dieses erklärte am 5. Jänner 1648, daß es nichts mehr mit ihm zu thun haben wolle, gerade wie Cromwel zu thun vorgeschlagen hatte, um dadurch seine geheimen Absichten zu erreichen. Das Volk, hierüber unwillig, erklärte sich nun für den König und hieng ihm so sehr an, als vorher dem Parlament, woraus ein zweiter Bürgerkrieg entstund. Der König war auf der Insel Wight eingeschlossen, wurde gefangen genommen, vor ein Blutgericht gestellt und am 30. Jänner 1649 enthauptet, welche Hinrichtung Cromwel und sein Anhang damit zu entschuldigen suchten, daß die Ehre Gottes sie fordere, in

dem

dem der König der protestantischen Religion abgeneigt sey, die Puritaner unterdrücke und die Katholiken begünstige.

Jetzt war die königliche Würde in England erloschen und es kam nun darauf an, eine andere Regierungsform festzusetzen. Man errichtete einen Staatsrath, in welchem Cromwel eins der vornehmsten Mitglieder wurde, der überdieß das ganze Kriegsheer in seiner Gewalt hatte. In Schottland nahm man von dieser Veränderung keine Kunde und rief vielmehr den Prinzen des hingerichteten Königs unter dem Namen Karls II. zum König aus, allein dagegen widersetzte sich das englische Parlament mit den Waffen. Cromwel marschirte mit zwanzigtausend Mann der auserlesensten Truppen dahin, schlug die Schottländer bei Dunbar und noch einmal in England selbst, wohin ihn Karl — aber zu seinem Schaden — gelockt hatte. Cromwel wurde nach diesen Siegen in London mit Ehrenbezeugungen empfangen, als man sonst nur einem König erwiesen hatte und man schien zu glauben, als habe er ganz allein für das Beste des Vaterlandes gehandelt, da doch alles nur für seinen eigenen Vortheil geschehen war. Jetzt bemühte er sich, mit allen den verschiedenen Partheyen in gutem Einverständniß zu blei-

bleiben. Diejenige, die er aus dem Weg schaffen wollte, behandelte er vorzüglich gut, mied öffentlich die andern, holte sie heimlich aus und erfuhr so alles, was jede derselben dachte und ausführen wollte und so konnte er jede nach seinen Absichten leiten. Niemand wußte um sein Geheimniß und die Art, wie er es behandelte, denn er hatte einen einzigen Vertrauten und der war gestorben. Als er nun glaubte, alles genugsam vorbereitet zu haben, schritt er dazu, das Parlament zu trennen, hob es mit Gewalt auf und bemächtigte sich unter dem heuchlerischen Vorgeben: er habe Gott Tag und Nacht angefleht, ihn zu verschonen, solche Schritte thun zu müssen, aller Papiere desselben und setzte auf gleiche Weise auch den Staatsrath ab. Nun berief er eine neue Versammlung von hundert zwei und vierzig Personen, lauter Leuten, von denen er wußte, daß man sie bald genug haben werde; auch sie fühlten zeitig, daß sie zu nichts weniger, als zu Gesetzgebern und Machthabern taugten, so daß sie sich entschlossen am 12. December 1653 ihre Gewalt wieder an Cromwel zurück zu geben, von dem sie gekommen war. Von ihm gieng sie über in die Hände der Befehlshaber der Armee und diese erklärten ihn an besagtem Tage zum Protektor

von

von England mit dem Titel „Hoheit.“ Er hatte nun erlangt, was er lange gesucht hatte, eine wahre königliche Macht und nur der Name fehlte ihm, um ganz König zu seyn. So gewiß aber nur die Furcht vor ihm seine Erhebung erzeugt hatte, so wagte es doch niemand, ihn zu stürzen, indem er in seinem Betragen eine ausserordentliche Klugheit annahm. Er bestellte einen geheimen Rath, in den er große und verdiente Männer aufnahm; er machte Anstalten, ein neues Parlament zu errichten, schloß Frieden mit Holland, Dänemark, Schweden und andern Mächten, und beruhigte Irland, so daß auch hier Karl II. verkleidet entfliehen mußte, um seinen Feinden zu entgehen. Die inländischen Gerichte besetzte er mit geschickten Richtern, handhabte in religiöser Hinsicht die Gewissensfreiheit, so daß keine kirchliche Parthei die andere drücken durfte und vereinigte England, Schottland und Irland in Ein Reich. Im Jahr 1655 erwarb er England die wichtige Stadt Dünkirchen, die als offener Eingang zum festen Lande und als Niederlage für den englischen Handel ungemein wichtig werden konnte. In Amerika nahm er den Spaniern Jamaika, durch deren Besitz man mit Baumwolle, Ingwer, Pfeffer, Zucker und Kaffe versorgt wurde.

Nichts=

Nichtsdestoweniger gieng es Cromweln wie allen, die auf die Art, wie er, einen Thron eingenommen hatten, — er war verhaßt — beneidet — gefürchtet. Obwohl aber gleich im zweiten Jahr seiner Regierung sich bedeutende Komplotte gegen ihn entspannen, so gelang es doch seiner Klugheit und Vorsicht, sie alle zu entdecken. Indessen war das bei aller Macht, die Cromwel hatte, bei allem Ansehen, in dem er bei den auswärtigen Mächten stund, dennoch ein höchst trauriges Leben. Die Anhänger des Königs waren seine erbittertsten Feinde und arbeiteten auf seinen Sturz, die Freunde der Freiheit haßten ihn, weil er für ihren Unterdrücker galt; er mußte, um sich oben zu erhalten, viele Köpfe durch den Henker fallen lassen, wodurch er zwar der Nation Furcht einjagte, aber nur auch den Haß gegen sich um so mehr vergrößerte, so daß ihm zuletzt noch das härteste widerfuhr, nemlich daß ihm seine eigene älteste Tochter, die er sehr geliebt hatte, in einer durch Krankheit erzeugten Fieberhitze alle die Opfer vorzählte, die seiner Herrschbegierde zu lieb geblutet hatten. Keine Ruhe labte ihn Tag und Nacht; kein treuer Freund erschien mit Trost und Mitleid, verlassen von jedermann irrte er wie ein Geächteter in den weiten Sä-

len seines Pallastes umher und fürchtete sich vor dem leisesten fremden Fußtritt. Er getraute sich nicht mehr öffentlich anders, als von einer starken Wache begleitet, zu erscheinen, war nie, ohne ein Gewehr verborgen zu haben, waffnete sich beständig mit einem eisernen Harnisch unter dem Kleide, schlief selten drei Nächte in ein und eben demselben Zimmer, ließ auch niemand wissen, wo er ruhen werde und fürchtete jedes fremde Gesicht.

Dieser traurige Seelenzustand wirkte endlich auch auf seinen Körper. Er fiel in ein gefährliches Fieber, dann in eine Schlafsucht und endlich in förmliche Raserei. Kaum hatte er sich ein wenig erholt, so starb er am dritten September 1658 im sechzigsten Jahr seines Alters.

Man veranstaltete ihm ein so prächtiges Leichenbegängniß, als nur Königen werden kann. Dichter besangen seine Thaten im höhern Ton, aber andere Schriftsteller widersprachen einander. Einige wußten ihn nicht hoch genug zu erheben, andere nicht tief genug herunter zu setzen und beide Theile sündigten gegen die Wahrheit. Im Anfang glaubte er wahrscheinlich eine gute Sache gegen Karl I. und für das Parlament zu vertheidigen, obwohl in Kurzem sichtbar wurde, daß Eigennutz

und

und Herrschbegierde über alle andere Leidenschaften in ihm gesiegt hatten.

---

## 14.

# Wilhelm Penn,

## Stifter von Pensylvanien.

Ehrenwerth ist der Mann, welcher seiner innern Überzeugung folgt, selbst dann, wenn er zu irren scheint, ob auch tausend Hindernisse und Gefahren sich entgegen thürmten, — ehrenwerth der, welcher den Glauben anderer unangefochten läßt und Gutes thut, ohne kleinliche Rücksicht, der mit Mühe und rastlosem Eifer strebt, anderer Wohl zu fördern und für die Nachkommen einen Baum pflanzt, wenn er auch selbst nicht mehr hoffen darf, unter seinem erquickenden Schatten zu ruhen. Ein solcher ehrenwerther Mann war Wilhelm Penn, von dem wir einiges aus seinem Leben erzählen wollen.

Er war der Sohn eines verdienten englischen Admirals und im Jahr 1644 zu London

geboren. Nachdem die häusliche Erziehung vollendet war, kam Wilhelm auf die Universität zu Oxford, um sich durch Wissenschaften noch mehr auszubilden. Hier hörte er einen Prediger, Namens Thomas Low, der ausserordentlichen Eindruck auf ihn machte. Dieser Mann war ein sogenannter Quäcker, das ist Theilnehmer an einer christlichen Religionsgesellschaft, die im Jahr 1650 in England entstund und deren Glieder sich vorzüglich einer stillen Betrachtung Gottes und ihrer selbst überlassen, um äusserliche Dinge und Zeichen aber sich wenig bekümmern. Sie schwören keinen Eid, weil sie es für eine Entweihung des göttlichen Namens halten, sie sprechen mit jedem und wenn es auch der König wäre, Du, weil sie alle Menschen für gleich halten; — sie meiden alle Kleiderpracht, halten strenge auf ihr einmal gegebenes Wort, ziehen vor niemand den Hut ab und schätzen den Menschen nur nach seinem innern Werth und seinen Tugenden, nicht nach seinem Stand in der bürgerlichen Welt und den äussern Flittern, die ihn umgeben. Sie sind stille für sich, treten niemand in den Weg, lassen jeden seines Pfades gehen, wie er mag, und richten niemand strenge, als sich selbst. In diese Religionsgesellschaft trat Wilhelm Penn mit

eini-

einigen gleichgesinnten Freunden; sie entsagten dem gewöhnlichen öffentlichen Gottesdienst und hielten häusliche Andachten, in denen jeder religiöse Vorträge machen durfte, der glaubte, der Geist Gottes habe ihn dazu berufen. Damals waren die Quäcker in England noch nicht so geduldet, wie in der Folge und auch Penn wurde mit seinen Freunden, als Leute, die heimliche gottesdienstliche Versammlungen hielten, die mit dem System der herrschenden Kirche nicht übereinstimmten, gestraft. Aber wie gewöhnlich diejenigen, die man in solcher Überzeugung zu stören versucht, nur noch anhänglicher an sie werden, so gieng es auch hier; sie setzten ihre Andachtsübungen fort und ließen sich sogar aus dem Kollegium verstoßen.

Penn gieng zurück in das elterliche Haus, fand keine gute Aufnahme und wurde auch aus diesem vertrieben, weil er den Quäckern nicht entsagen wollte; doch ließ er, da der väterliche Eifer sich etwas abkühlte, sich bereden, eine Reise nach Frankreich zu machen, kam nach einiger Zeit von seinen religiösen Schwärmereyen — oder milder gesagt: Eigenheiten — in etwas geheilt zurück und legte sich auf die Rechtsgelehrsamkeit, zum Beweis, daß er den Quäcker vergessen habe, weil diese von Wissenschaften, als blosen Dingen dieser Welt,

nichts wissen wollen. In einem Winkel des Herzens schlief indessen noch jene Oxfordische Mitgabe, denn als sein Vater ihn nach Irland schickte, wo er mancherlei Geschäfte hätte besorgen sollen, stieß er unerwartet auf seinen Lehrer Thomas Low, besuchte seine Predigten, ward wieder ganz Quäcker und zwar so durch und durch Quäcker, daß er lieber zum zweitenmal das elterliche Haus verließ, als daß er sich hätte bewegen lassen, den König und den Herzog von York ohne Hut zu sehen. Er achtete es nicht, als man ihn, gleich andern seiner Brüder, ins Gefängniß warf, weil er für die Ehre Gottes zu leiden glaubte, ja von jetzt an, in seinem vier und zwanzigsten Jahr, fieng er selbst an zu predigen und Erbauungsschriften drucken zu lassen. In diesen Predigten und Schriften bekannte er sich zu solchen Grundsätzen, wodurch er die Geistlichkeit ungemein gegen sich aufbrachte und es kam so weit, daß er in den Tower gesetzt wurde, wo er in den sieben Monaten seiner Gefangenschaft eins seiner Werke unter dem Titel: „Kein Kreutz, keine Krone" schrieb, das von allen die meiste Ausbreitung erhielt. Im Jahr 1670 wurde er nach Newgate gesetzt, weil er in einer Strasse gepredigt hatte, doch sprach ihn ein Gericht von

Ge=

Geschwornen frei, indem er sich sehr gründlich vertheidigt hatte. Diese harten Behandlungen, die Penn seiner religiösen Überzeugungen halber ausstehen mußte, machten einen tiefen Eindruck auf ihn und wahrscheinlich waren sie es, die in der Folge, da er Stifter des Staats von Pensylvanien wurde, ihn so milde gesinnt gegen Andersdenkende machte.

In eben dem Jahr, als Penn zu Newgate gefangen saß, starb sein Vater und hinterließ ihm ein Gut, das jährlich fünfzehnhundert Pfund Sterling abwarf. Er hätte bei einem solchen Vermögen sehr ruhig und von allen Seiten ungekränkt leben können; allein seine Wirksamkeit und Thätigkeit für die Lehrsätze der Quäcker ließ sich nicht beschränken und machte ihm vielen Verdruß. Er wurde sogar angeklagt, daß er ein heimlicher Katholik und verkappter Jesuit sey, welches jedoch ganz ungegründet war. Nicht zufrieden, in England für seine Glaubensgenossen zu arbeiten, reiste er auch nach Holland und Deutschland und war thätig für sie, doch ohne großen Erfolg.

Durch den Tod seines Vaters wurde die Krone England Penns Schuldnerin, denn jener hatte ihr bedeutende Summen vorgeschossen; allein statt ihn in klingender Münze zu

bezahlen, wieß man ihm einen Strich Landes in Amerika am Fluß Delaware an, und er nannte diesen blühenden Erdstrich theils nach seinem Namen, theils nach den vielen Wäldern *), die er enthielt. Im Jahr 1682 reiste er von vielen Quäckern und andern Personen begleitet zum erstenmal dahin und legte die Stadt Philadelphia an. Durch eine merkwürdige Akte machte er die Grundlinien der Regierungsform des neuen Staats bekannt und zeigte an, daß sein Wille sey, eine ehrwürdige Macht zu begründen und das Volk selbst gegen jeden Mißbrauch der Gewalt zu sichern, damit es bei einem pflichtmäßigen Gehorsam vollkommen frei seyn könne, denn „Freiheit ohne Gehorsam sey Verwirrung und Gehorsam ohne Freiheit Sklaverei" **). Er gab jede Gottesverehrung frei, wenn sie nur auf die Lehren von Vorsehung und Unsterblichkeit gegründet war; entsagte jedem Gewissenszwang und verlangte nur, daß jeder gerecht und ruhig sich betrage. Er gab dem neuen Staat höchst weise politische, ökonomische

---

*) Vom lateinischen Wort Sylva, der Wald.

**) Washingtons Lebensbeschreibung von John Marschall. Deutsche Uebersetzung, Hamburg 1805. 1r Theil S. 114.

sche und moralische Gesetze, lockte dadurch eine Menge Menschen aus allen Ländern, beförderte die Sicherheit eines jeden und in Kurzem wurde Philadelphia eine der schönsten und reichsten Städte von Amerika, besonders da es bald den ausgebreitetsten Handel mit den englischen, französischen, holländischen und spanischen Kolonien, ja mit England, Holland, Spanien und Portugall selbst, zu treiben begann, und die Einwohner, ungeachtet der Verschiedenheit ihres Glaubens, ihrer Sprache, ihrer Sitten und mancherlei Verhältnisse so einig und ruhig bei einander wohnten. Die Quäcker vergaßen des Unrechts, das man ihnen der Religion wegen in England zufügte und den Druck, den ihre dort lebenden Brüder noch damals litten; — sie ließen jeden Gott nach derjenigen Weise verehren, die ihm die beste dünkte und ahmten den Unsichtbaren nach, der alle als allgemeiner Menschenvater liebt und über alle seine wohlthätige Segenshand ausbreitet. Mit musterhafter Treue behandelte Penn die Eingebornen des Landes und wenn er Verträge mit ihnen schloß, so mußten sie strenge und heilig gehalten werden, dafür genoß er aber auch von ihnen das höchste Vertrauen und wohnte sicher unter ihnen ohne Soldaten und Kanonen. Unter andern

übte

übte er eine so seltene als wohlthätige Handlung gegen sie aus. Es däuchte ihn nemlich Unrecht, daß der König von England den Wilden in Amerika das von ihren Voreltern auf sie vererbte Land genommen und ihm an der Kronschuld abgetreten habe und um dieses Unrecht gut zu machen, kaufte er ihnen das ihm zugetheilte Land ab. Noch jetzt ist unter den Nachkommen dieser Menschen „Penn“ ein hochgefeierter Name und von dem, der sich durch seltene Ehrlichkeit auszeichnet, pflegen sie zu sagen: „Er ist ein Mann, fast wie Penn.“

Daß ihm bei einer solchen Uneigennützigkeit seine Pflanzung wenig Vortheile abwerfen konnte, läßt sich leicht begreifen, aber ihm war es genug, wohlzuthun, Glück und Wohlseyn zu verbreiten und eine Wiege der Glückseligkeit für die Nachkommenschaft zu gründen. Seine Wohlthätigkeit, seine wenige Rücksicht auf sich selbst, hatten die Folge, daß er bedeutende Kapitalien auf seine Besitzung aufnehmen mußte, ja es schien, daß er sie gar werde abtreten müssen, wovon wirklich unter der Regierung der Königin Anna im Jahr 1712 bereits die Rede war, welches jedoch noch gehindert wurde, so, daß sie nach seinem Tod auf seine Söhne übergieng und endlich im Jahr

1776

1776 sich Pensylvanien an die vereinigten nordamerikanischen Staaten anschloß.

Penn, der mit geringen Kräften große Dinge ausrichtete, mit rastlosem Eifer und ausharrender Gedult die größten Hindernisse besiegte und seinen schönen Zweck erreichte, lebte bis zum 30. Mai des Jahrs 1718, an welchem Tag er in einem Alter von vier und siebenzig Jahren an einem einsamen Ort in der Provinz Buckingham starb und den Ruhm eines sehr thätigen und sehr edeln Mannes hinterließ. Von seinen Nachkommen leben noch jetzt einige in Pensylvanien und freuen sich des Glücks, einen solchen Urvater gehabt zu haben.

15.

## Johann Curchill, Herzog von Marlborough, Englischer General.

Der Herzog von Marlborough war ein wahrer Spielball des Glücks, bald hoch gehoben, bald tief hinabgestürzt und darum wird es nicht unangenehm seyn, von sei-

nen

nen Schicksalen kürzlich unterrichtet zu werden. Er wurde zu Ashe in Devonshire am Tage Johannis des Täufers im Jahr 1650 geboren, und kam zeitig an den englischen Hof, wo sowohl sein Äusserliches, als sein früh reifer Verstand und Anstand ihn empfahlen. Durch die Gunst des Herzogs von York erhielt er in seinem 16ten Jahr eine Fähndrichsstelle, war zuerst bei der Entsetzung von Tanger, das die Mohren belagerten, dann zeichnete er 1672 bei der Belagerung von Nimwegen sich aus und nahm den Holländern einen wichtigen Posten mit halb so viel Leuten wieder weg, den zuvor ein französischer Obristlieutenant mit noch so vielen Feigen verlassen hatte. An der Einnahme von Mastricht hatte er einen so vorzüglichen Antheil, daß der König von Frankreich vor der Linie ihm öffentlich dafür dankte. Er hatte dabei das Glück, dem Herzog von Monmouth das Leben zu retten und ward dafür Obristlieutenant im Regiment Littleton und Kammerherr, bald darauf aber Obrister. Als der Herzog von York unter dem Namen Jakobs II. den Thron bestieg, gieng der Baron von Curchill als Gesandter nach Frankreich und wurde zum Pair von England erklärt.

Jakob II. hieng mit großem Eifer an der

katholischen Kirche und arbeitete darauf, sie zur herrschenden in England zu machen, wodurch er sich den bittersten Haß des Volks zuzog und selbst Curchill erklärte; er werde ihn verlassen, woferne er die protestantische Religion unterdrücke. Jakob ließ sich nicht irre machen, trieb seinen Bekehrungseifer bis zu Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten, so daß selbst der Pabst Innocenz XI. darüber mißvergnügt war, auch machte er solche politische Verordnungen und Einrichtungen, die theils gesetzwidrig waren, theils ohne Zustimmung des Parlaments gar nicht gemacht werden konnten. Da er nun hohe Stellen sowohl bei Hof als in der Armee an Katholiken gab, Mönche ins Land zog und einen Jesuiten in den geheimen Rath setzte, da waren es die Engländer müde, sich länger von ihm despotisiren zu lassen. Sie riefen den Prinzen von Oranien, seinen Schwiegersohn, um Hülfe und dieser landete im Jahr 1688. Alles fiel ihm, als dem einzigen Retter zu, und der König entfloh nach Frankreich. Bald darauf erklärte ihn das Parlament des Thrones für verlustig und den Prinzen Wilhelm von Oranien zum König. Dieser nahm den Baron von Curchill mit großer Achtung bei sich auf, ernannte ihn zum Generallieutenant, im

im Februar des Jahrs 1689 zum Geheimenrath und gleich darauf im April zum Grafen von Marlborough.

Der abgesetzte König hatte in allen drei Reichen immer noch seine Freunde, besonders hiengen ihm die katholischen Irrländer an und diese unterstützte Ludwig XIV. von Frankreich mit Geld, Schiffen und Soldaten. Die Franzosen stunden in den Niederlanden und am 15. August 1689 fiel eine berühmte Schlacht bei Walcourt vor. Marlborough focht an der Spitze der Engländer mit solchem Ruhm, daß selbst die Franzosen ihn bewunderten und der Heerführer Fürst von Waldeck ihm das Zeugniß gab: „daß er in der Kriegskunst in einem einzigen Tag mehr sehe, als manche andere Generale in Jahren.“ — Im Jahr 1690 gieng er zur Armee nach Irrland, nahm Cork und Kinsale und machte die Besatzungen dieser Plätze gefangen.

Es schien nicht, daß Wilhelm die großen Dienste Marlborougs verkennen werde, und doch geschah es, denn auf einmal, ehe nur ein Mensch es für möglich hielt, fiel er in Ungnade und erhielt die unerwartete Nachricht durch einen Kammerherrn: „daß der König seiner Dienste nicht mehr bedürfe.“ Nicht genug, er wurde sogar des Hochverraths hal-

her angeklagt und in den Tower gefangen gesetzt, indem boshafte Menschen ihre Angabe sogar mit falschen Eiden unterstützten und doch war der Graf unschuldig; nur seine großen Thaten hatten den Neid anderer rege gemacht. Seine Schuldlosigkeit wurde bald entdeckt und er gegen Bürgschaft frei gelassen. Im Parlament, in dem er nun wieder Sitz und Stimme nahm, zeigte Marlborough die wahre Größe seiner Seele, denn obwohl von dem Könige tief beleidigt, nahm er doch dessen Parthie, sobald sein Gewissen ihm sagte, daß er Recht habe und mit gleichem Muth setzte er sich entgegen, wenn er vom Gegentheil überzeugt war. Bis ins Jahr 1698 dauerte die königliche Ungnade und da sie unverdient war, so fühlte sich der Graf zu stolz, als daß er um Wiedereinsetzung in die verlorne Gunst zu betteln sich hätte erniedrigen können. Es gab sich unerwartet von selber, daß der König seinen Sinn änderte, ihn wieder in den geheimen Rath berief und zum Aufseher des Herzogs von Gloucester mit den Worten bestellte: „Lord, macht ihn nur zu dem, was Ihr seyd, „so wird mein Neffe alles, was ich wünsche, „daß er seyn möge.“ Nun folgten Ehrenstellen auf Ehrenstellen, welche die nachfolgende Königin Anna von Zeit zu Zeit mit neuen ver-

vermehrte. Die Staaten von Holland erklärten ihn zum Generalhauptmann über alle ihre Völker mit einem jährlichen Gehalt von hunderttausend Gulden und der Erlaubniß, den Rang der vornehmsten Befehlshaber zu bestimmen.

Jetzt brach nach Karls II. Tod der spanische Successionskrieg aus und England fand es für nothwendig, Oesterreich zu unterstützen, hingegen den immer mächtiger werdenden Ludwig XIV. in Schranken zu halten. Es gab Subsidien, rüstete Flotten aus und stellte große Armeen ins Feld, in die Niederlande, nach Italien, nach Deutschland und allenthalben, wo es zu thun gab. Marlborough war der Held des Tages, alle mit England verbundene Höfe befahlen ihren Generalen, ihm zu gehorchen und die Franzosen, seit einem Jahrhundert der Siege gewohnt, sahen sich zum erstenmal durch ihn geschlagen und in die Flucht gejagt. Er siegte in jeder Schlacht, in der er kommandirte und eroberte jede Stadt, die er belagerte. Gleich im ersten Feldzug 1702 fielen Gravenbröck und Waerts, dann die Städte Venlo, Rüremond, Stevensivaert und Lüttich. Im zweiten 1703 wurde Bonn durch Kapitulation eingenommen und Flandern von den Feinden gesäubert. Im

Jahr

Jahr 1704 zog Marlborough nach Deutschland und gieng über die Flüsse Rhein und Neckar, ehe die Franzosen seine Absichten nur muthmassen konnten. Er schlug die Franzosen und Baiern den 21. Junius am Schellenberg ohnweit Donauwerth in Verbindung mit den kaiserlichen Völkern und da er zum Sieg das meiste beitrug, so ernannte ihn der Kaiser zum Fürsten des Reichs. Noch glorreicher aber war der Sieg am 13. August 1704 bei Höchstädt, in welcher Marlborough und der Prinz Eugen von Savoyen die alliirten Völker kommandirt hatten. Blutig war die Schlacht, lange schwankte der Ausgang von einer Seite zur andern; endlich siegten die Alliirten. Vierzehntausend Franzosen und Baiern wurden getödtet, dreizehntausend und unter diesen der Marschall Tallard nebst zwölfhundert Officieren gefangen, hundert ein und zwanzig Standarten und hundert neun und siebenzig Fahnen erbeutet. Das deutsche Reich war befreit, Baiern erobert und die Franzosen wurden zurück über den Rhein getrieben. Landau wurde am 12. November eingenommen.

Nach diesen glänzenden Thaten reiste der Herzog nach Berlin und legte eine Streitigkeit zwischen dem König von Preussen und den

Holländern bei, dann wurde er in England mit unermeßlichem Jubel aufgenommen. In der Schlacht bei Ramillies im Mai 1706 war er zweimal in Lebensgefahr, einmal weil sein Pferd mit ihm stürzte und das zweitemal durch eine Kanonenkugel, die dem Obristen Bringfield den Kopf wegnahm, der dem Herzog den Steigbügel hielt, als er zu Pferd stieg. Nach diesem Gefecht unterwarfen sich Löwen, Brüssel, Mecheln, Gent und Brügge, dann auch Oudenard und Antwerpen in einer Zeit von vierzehn Tagen an Marlborough. So flog er von Sieg zu Sieg, von Ruhm zu Ruhm, ward das Schrecken der Franzosen, der Abgott der Britten, und stund auf der höchsten Stufe der Ehre und des Glücks. Indessen plötzlich ließ sich die Königin von Marlboroughs Feinden gegen ihn einnehmen, entsetzte ihn all seiner Ehrenstellen und Würden und ließ es zu, daß man ihn bezüchtigte, er habe große Summen öffentlicher Gelder unterschlagen. Von jetzt an war alles rein vergessen, was er für den Ruhm und den Vortheil Englands gethan hatte; er war den empfindlichsten Kränkungen ausgesetzt und alles, was er Großes und Herrliches verrichtet hatte, wurde jetzt im schwärzesten Licht dargestellt. Der launische

John Bull, der ihn weiland bis an den Himmel erhoben hatte, zischte ihn jetzt aus; gedungene Skribler schmiedeten Pasquille auf ihn und man ruhte nicht eher, als bis er London verließ und in die Einsamkeit gieng. Erst am 1. August 1714, kurz vor der Königin Tod, kam er wieder zurück, wurde von Georg I. mit großer Achtung aufgenommen und in seine Stellen wieder eingesetzt. Hiedurch rechtfertigt sich, was oben im Eingang gesagt wurde, daß er ein Ball gewesen sey, mit dem das Glück sein Spiel getrieben habe.

Indessen war das Alter mit starken Schritten gekommen; Marlborough fühlte sich an Körper und Geist schwächer, besuchte daher den Hof selten, endlich gar nicht mehr und zog sich von allen Geschäften zurück. Das sonderbarste war, daß der Mann, der unter Schwertern und Kanonenfeuer dem Tod so oft ins Angesicht getrotzt hatte, jetzt im Alter furchtsam wie ein Kind wurde, und so der Schwachheit des Menschen einen Tribut zollte, den viele andere große Männer auch schon bezahlen mußten. Er gieng aufs Land und starb in seinem Hause zu Windsor am 16. Junius 1722, im drei und siebenzigsten Jahr seines Alters.

Marlborough war einer der größten und glücklichsten Feldherren, die jemals gelebt haben; ein eben so geschickter und geübter Staatsmann, rechtschaffen und patriotisch, der einzige Fehler, den man ihm vielleicht nicht ganz ohne Grund vorwarf, war eine etwas zu starke Geldbegierde und daß er von Herrschsucht nicht ganz frei war. Das letztere ist ihm am ersten zu verzeihen, wenn man bedenkt, daß er in seinem Stand und in seiner Lage nur gar zu oft herrschen und befehlen mußte, wenn es gut gehen sollte.

16.

## James Cook,

### der Weltumsegler.

Capitain Cook gehört unter die ausserordentlichen Männer, deren Namen man nur nennen darf, um jeden nicht ganz unwissenden Menschen sogleich an den schönsten Theil ihrer unsterblichen Thaten zu erinnern. Durch seine Reisen um die Erdkugel wurden die menschlichen

chen Kenntnisse, besonders in der Naturhistorie, Geschichte der Menschheit, Astronomie und andern Dingen ausserordentlich erweitert und das Band der Nationen näher geknüpft. Er kam am 27. Oktober des Jahrs 1728 zu Marton in der Grafschaft York zur Welt. Sein Vater war ein gemeiner Landmann, der sich mit Bebauung einiger Ländereien nothdürftig nährte und also auf die Bildung des Sohnes wenig wenden konnte. Er lernte Lesen, Schreiben, etwas Rechnen und kam dann in seinem dreizehnten Jahr zu einem Schiffer in die Lehre, der Steinkohlen von Newkastle nach London zu führen pflegte. Nach vollendeten Lehrjahren diente er auf einem Schiff als Matrose und war sogar einmal Schiffskoch, endlich aber wurde er Gehülfe des Schiffers oder Steuermannes und seine seemännischen Talente fiengen an, sich zu entwickeln. Er lernte bald einsehen, daß er ohne Kenntniß der Mathematik stets nur ein gemeiner Schiffsmann bleiben würde und studirte sie unabläßsig. Nun war ihm das blose Handeln mit Steinkohlen und das Fahren an den Küsten bald zu einförmig, daher versuchte er Reisen nach der Ostsee, St. Petersburg und auch eine nach Norwegen. Um diese Zeit brach ein Krieg zwischen Frankreich und England aus,

Cook nahm Dienste auf der Flotte und wohnte als sogenannter „Meistergehülfe" der Eroberung von Louisburg und Cap Breton bei, war unermüdet in Erfüllung seiner Pflichten, studirte nebenbei das Seewesen aus den besten Schriften seiner Landsleute, und zeigte bald, daß er andern in Kenntnissen weit überlegen sey. Als 1759 die Engländer die Eroberung von Quebec beschlossen, so erhielt Cook eine Stelle als Schiffsmeister bei der Flotte des Admirals Saunders und hatte beinahe das Unglück, auf der Insel Orleans gefangen zu werden. Nach der Eroberung von Quebec blieb er auf der Küste von Nordamerika bis zum Frieden. Im Jahr 1762 gieng er nach England zurück, heirathete, dann ließ er sich zu Aufnahme der Küsten von Neufundland gebrauchen, bearbeitete die Karten und stiftete sich damit ein unvergängliches Denkmal seines Fleißes und seiner Pünktlichkeit. Auf ihn selbst hatte der Aufenthalt in diesen wilden Gegenden nicht den vortheilhaftesten Einfluß, denn indem er sowohl seine Familie, als jede bessere Gesellschaft entbehren mußte, setzte sich ein gewisses finsteres ungeselliges Wesen bei ihm fest, das in Störrigkeit ausartete und ihn nie mehr verließ.

Die

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London hielt für nothwendig und nützlich, den Durchgang der Venus durch die Sonne, der im Jahr 1769 erfolgen sollte, auf einer Insel des stillen Meeres beobachten zu lassen und der König ließ zu dem Ende ein eigenes Schiff ausrüsten. Cook machte diese Reise als Schiffslieutenant nach O-Taheiti, welches kurz zuvor der Capitain Wallis entdeckt hatte, auch Joseph Banks und Doktor Solander gesellten sich nebst vielen Gehülfen zu ihm und in der Folge erschien aus ihren Tagebüchern jene berühmte Reisebeschreibung, die D. Hawkesworth herausgegeben hat *).

Zur Hauptbeobachtung, um den Zwek der Reise zu erreichen, machte Cook alle erforderlichen Anstalten und sie gelang vortrefflich, weil der Tag, an dem der Durchgang erfolgte, gerade vorzüglich heiter war, ausserdem aber umschiffte er die ganze Insel und brachte sie nebst den umliegenden Inseln in Karten. Er entdeckte auf dieser Reise, daß Neuseeland aus

---

*) Einen zweckmäßigen Auszug findet man im 5ten Bändchen von Campe's Sammlung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend.

aus zwei beträchtlichen Inseln bestehe und so wurde die Meerenge zwischen beiden „Cooks Meerenge“ genannt, die aber von der, die Amerika von Asien scheidet, und gleichfalls diesen Namen trägt, verschieden ist. Auch über die östliche Küste von Neuholland entwarf er bessere Karten, als man zuvor hatte. Auf dieser Reise war es, wo sein Schiff 24 Stunden lang auf Korallenklippen hieng und sich in der schrecklichsten Lage befand. Drei Monate lang mußte er sich mit dem Senkblei in der Hand durch eine Kette von Klippen arbeiten, die seinem Schiff jeden Augenblick den Untergang drohte. Er kam aus einer Gefahr in die andere und oft hätte er die kaum überstandene gerne wieder statt der neuen genommen. Am 12. August 1771 kam Cook glücklich wieder nach Europa und seine erste Reise um die Erdkugel war ruhmvoll geendet, nachdem sie drei Jahre gedauert hatte. Der König von England ließ sich den kühnen Seefahrer vorstellen und ernannte ihn zum kommandirenden Schiffsmeister.

Bald nach seiner Rückkehr wurde eine zweite sogenannte „Weltumseglung“ beschlossen, weil man durch französische Beobachtungen sich belehrt hatte, daß in Süden ein grosses

ses unbekanntes Meer sey, in welchem noch große Länder liegen könnten. Es wurden also statt einem zwei Schiffe ausgerüstet und eins derselben, „die Resolution" genannt, Cook übergeben, den die beiden Forster, Vater und Sohn, begleiteten *). Wäre durch diese Reise auch nichts entdeckt worden, als das Mittel, dem Scharbocke zu widerstehen, einer Krankheit, die auf der vorigen Reise so viele Menschen wegraffte, so wäre der Gewinn schon darum unendlich groß. Dieses Mittel fand der ältere Forster theils in fleißigem Gebrauch des Sauerkrauts, theils darin, daß man die Luft im Pumpbronnen, die einen Geruch wie faule Eier erzeugte, durch Feuer verdünnte; allein man that weit mehr. Man hatte — freilich ohne das vermeynte feste Land zu finden — die Südsee nach allen Richtungen durchkreuzt und den Südpol bis zu einem Grad erforscht, auf den noch kein Sterblicher vorgedrungen war. Man lernte die in der Südsee entdeckten Länder näher kennen und andere, von denen man zuvor nichts wußte. Auf dieser Reise kam Cook durch eine Krankheit dem Tod sehr nahe, denn da er nichts anders

*) Forsters Leben im 4ten Bändchen dieser Unterhaltungen.

anders genießen wollte, als was auch der gemeinste Matrose genoß, nemlich zähes Pöckelfleisch und dergleichen, so hielt es zuletzt sein Magen nicht mehr aus; er bekam heftige Verstopfungen und ein Gallenfieber. Nachdem er sich wieder erholt hatte, war nichts mehr auf dem Schiff, womit man seine Kräfte hätte herstellen können. In dieser Verlegenhet ließ Forster einen treuen Otaheitischen Hund das Opfer werden. Er wurde geschlachtet, um dem Kranken Kraftbrühen zu verschaffen und man rettete sein Leben damit so lange, bis man Inseln erreichte, auf denen man Hühner und anderes Geflügel, auch nahrhafte Früchte bekommen konnte. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie ergeben ihm das Schiffsvolk war, denn es trauerte allgemein, da seine Krankheit gefährlicher wurde. Diese Liebe erwarb er sich theils dadurch, daß er alle Beschwerden und Gefahren mit demselben unverdrossen duldete, theils weil er seine sonst gewöhnliche Unfreundlichkeit und Heftigkeit zähmte und jedem milde begegnete.

Daß im südlichen Weltmeer ausser den zwei entdeckten Eilanden nun kein anders Land mehr zu finden sey, war nun ziemlich ausgemacht, denn so weit man wegen des häufigen

Eises dringen konnte, hatte man es gethan; noch weiter zu kommen war nicht möglich, und was man ausstehen mußte, läßt sich schon daraus abnehmen, daß mancher Matrose Ratten als Leckerbissen verzehrte. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr — die Reise hatte abermals drei Jahre gewährt — wurde Cook zum wirklichen Capitain der Flotte erhoben und hoffte nun in Ruhe zu leben, aber während seiner Abwesenheit hatte man auch Untersuchungen über die nördlichen Polar-Gewässer angestellt, und man setzte demjenigen, der eine nördliche Durchfahrt aus der Südsee in das atlantische Meer wagen würde, eine Belohnung von zwanzigtausend Pfund Sterling aus und noch fünftausend Pfund weiter, wenn er sich dem Nordpol bis auf Einen Grad nähern würde. Dieser Preis bewog den Capitain, die dritte Reise zu wagen. Im Julius 1776 stach er in die See und am 9. November verließ er das Cap der guten Hoffnung. Schon hatte er mehrere Entdeckungen im Ocean gemacht, als er im Jahr 1778 auf der kleinen Insel O-Waihi landete, die aus mehrern kleinen Gruppen bestund, die er Sandwich-Inseln nannte. Hier wurde er, so wie überall, mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Wenn er ans Ufer stieg, fielen alle Inwohner vor

ihm

ihm zur Erde und nannten ihn O=Ruin, den Größten oder Obersten; aber trotz all dieser glänzenden Aufnahme fand er hier seinen Tod. Die Bewohner von O=Waihi sind eben so diebisch, wie die andern Inselbewohner der Südsee. Einmal vermassen sich einige, ein Boot wegzunehmen. Anfangs war Cook Willens, den König der Insel auf sein Schiff zu locken und so lange als Geisel zu behalten, bis das Boot ausgeliefert seyn würde, aber unglücklicherweise änderte er seinen Entschluß und gab es zu, daß die Seinigen die Inwohner feinselig behandelten. Sie schienen es zu merken, daß man ihren König entführen wolle und sammelten sich in großer Menge um ihn. Als nun Cook mit demselben wegen des geraubten Boots etwas heftig sprach und im Zorn über einige von den Insulanern gemachte Hohnneckereien seine Flinte losbrannte, so drang einer derselben mit einem langen Schwert auf ihn ein und stach ihn nieder. Mehrere seiner Gefährten wurden gleichfalls tödtlich verwundet und mußten, um sich zu retten, schleunig die Flucht nehmen.

So starb einer der berühmtesten Männer und vielleicht der größte Erdumsegler der neuern Zeiten, der dreimal die Erde umschifft

hatte,

hatte, in beide Polarzirkel eingedrungen war und sogar Punkte erreicht hatte, die man früher zu erreichen für unmöglich hielt, und der das Gebiet des menschlichen Wissens ausserordentlich erweitern half.

Cook war ein Mann von ansehnlicher Größe, starkem gesundem Knochenbau und abgehärtet genug, seine großen Unternehmungen auszuhalten. Der herrschende Charakter seines Gesichts war finster, unfreundlich und störrisch, keines Mannes der feinern Welt, sondern ganz für das Element gemacht, dem er sich so oft und so muthvoll vertraute. Seine Gemüthsart war heftig und nicht selten übernahm ihn seine Hitze, die ihn auch zuletzt das Leben kostete. Arbeitsam war er im höchsten Grad und in allem, was er unternahm, bis zum Eigensinn beharrlich. Ehrgeitz und Geldbegierde waren die hauptsächlichsten Triebfedern seiner Handlungen, daher hinterließ er auch ein Vermögen von wenigstens siebenzigtausend Thalern. — Seine Beurtheilungskraft war schnell und immer traf er das Ziel, — sein Muth kalt, entschlossen und in Gefahren verließ ihn niemals die Gegenwart des Geistes. Je größer die Noth war, desto größer war seine Ruhe und diese Vorzüge waren um

so nothwendiger, als ohne sein Beispiel diejenigen, die unter ihm dienten, nur gar zu leicht muthlos geworden seyn würden und die großen Entdeckungen nimmermehr ausgeführt worden wären.

---

17.

## Johann Howard.

Ein Mann, der einen großen Theil seiner Lebenszeit im Dienste der Menschheit zubrachte, ein bedeutendes Vermögen, sein Vergnügen, seine Ruhe und Bequemlichkeit und endlich gar in diesem edeln Dienst selbst sein Leben aufopferte, ist zu ehrwürdig, als daß nicht der Jugend von ihm erzählt und sein Bild gleichsam als das eines Heiligen aufgestellt werden sollte. Ein solcher Mann war Johann Howard, mehr werth als der Held, der seinen Namen mit blutigen Zügen auf glänzende Denkmale schrieb.

Er stammte aus einer vornehmen englischen Familie und wurde im Jahr 1725 zu Lower-Clapton in der Grafschaft Middlesex geboren. Sein Vater, Theilnehmer an einer einträglichen Tapetenhandlung, hielt ausserordentlich strenge auf seiner einmal eingeführten Hausordnung, besonders der Sonntagsfeier, und dieses legte wahrscheinlich den frühen Grund zu der ächten religiösen Frömmigkeit des Sohnes. Auf niedern und höhern Schulen sammelte er sich schöne Kenntnisse in mehrern Fächern des menschlichen Wissens und noch mehr, nach dem Tode seines Vaters, in London, wo er sich mit großem Fleiße auf Physik und Medicin legte, die ihm in der Folge bei seinem selbst gewählten Berufe so nützlich wurden. Im Jahr 1756 entschloß er sich zu einer Reise, um die Ruinen der durch ein Erdbeben zerstörten Stadt Lissabon zu sehen, allein er erreichte seinen Zweck nicht, denn das Schiff, auf dem er sich befand, wurde von einem französischen Kaper genommen und nach Brest gebracht, er selbst aber ziemlich hart behandelt. Dieser Vorfall bewog ihn, aufmerksamer auf das Unglück zu werden, das man gemeiniglich armen Gefangenen ausstehen läßt und als er wieder frei wurde, war sein unablässiges Bestreben, darüber nachzudenken,

wie

wie ihr trauriger Zustand erleichtert werden könne. Er machte die zur Unterhaltung kranker und verwundeter Seeleute angeordnete Kommission aufmerksam auf den Zustand der Gefangenen, der französische Hof hörte auf die eingereichten Vorstellungen und ihr Zustand wurde in Kurzem verbessert. Als er nach dem Tod seiner zweiten Ehegattin sich auf das väterliche Gut zu Cardington zurückzog, ermunterte er die Bewohner desselben zum Fleisse, besuchte sie in Krankheiten, stund ihnen bei in Unglücksfällen, baute ihnen Häuser, gab ihnen Land zum Kartoffelbau, und spendete überhaupt sehr viele Wohlthaten.

Im Jahr 1773 wurde er von der Grafschaft Bedford zum Oberlandrichter (Sherif) erwählt und jezt trat er in die Laufbahn wirklich ein, auf der er Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes wurde. Er fand, daß in den Gefängnissen große Mißbräuche herrschten und die Eingekerkerten große Leiden ausstehen müßten. Er reiste in die benachbarten Grafschaften und fand überall gleiches Elend. Sogleich machte er Vorstellungen und eine Parlamentsakte veranlaßte die ersten Verbesserungen der Gefängnisse. Howard erhielt für seine menschliche Bemühung lauten Dank des

Un=

Unterhauses. Im Jahr 1775 machte er eine Reise durch Frankreich, Holland, Flandern und Deutschland, wiederholte sie im folgenden Jahr, und legte seine Erfahrungen dem Publikum gedrukt vor. Seine dritte Reise fiel in das Jahr 1778. Sie gieng in die preussischen und österreichischen *) Staaten, nach Italien, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland u. s. w. und bereicherte seine bisherigen Erfahrungen, die er ebenfalls öffentlich bekannt machte. Spitäler und Gefängnisse waren allenthalben der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und wo er nur in eins derselben Zutritt bekommen konnte, versäumte er es gewiß nicht. Er wollte sich sogar zu Valladolid in ein Gefängniß der Inquisition einen Monat lang einsperren lassen, um es ganz genau ken=

*) Der Kaiser Joseph unterredete sich mit ihm sehr freundlich und da Howard ihn sehr freimüthig auf den schlechten Zustand der Gefängnisse in seinen Ländern aufmerksam machte und Joseph sagte: „Ja, in England hängt man dafür die Menschen zu Dutzenden auf" antwortete Howard: „Ich will lieber in England gehangen, als in Ew. Majestät Landen gefangen seyn." Der Kaiser sagte in der Folge zu einem andern: „Der kleine Engländer ist wenigstens kein Schmeichler" und nahm seine Worte zu Herzen.

kennen zu lernen, mußte aber seinen Wunsch aufgeben, weil man ihm gesagt hatte, daß unter drei Jahren keiner los komme und auch dann einen Eid der Verschwiegenheit über das, was er gesehen und erfahren habe, ablegen müsse.

So große Ehrerbietung er vornehmen und ausgezeichneten Personen bezeugte, eben so wenig änderte er aber seinen geraden schlichten Ton und seine einfache Lebensweise. Der Prinz Heinrich von Preussen fragte ihn einmal, warum er nie am Abend einen Vergnügungsort besuche? Howard antwortete: „ich finde mehr Freude in der Erfüllung meiner Pflichten, als in irgend einer Zerstreuung“ und bei dem Großherzog Leopold von Toskana, bei dem er zu Mittag speisen sollte, entschuldigte er sich, daß er nicht drei Stunden von seinen Geschäften abbrechen könne.

So brachte der Edle volle eilf Jahre mit Besichtigung der Gefängnisse und mit Nachsinnen über die Vertilgung des Kerkerfiebers zu. Nun faßte er den Gedanken, ob es nicht möglich sey, auch dem verheerenden Fortgang der Pest Grenzen zu setzen. Nur in der Rolle

eines

eines Arztes gelang es ihm, das vorzüglichste Quarantainehaus, das zu Marseille, zu sehen, denn die französische Regierung, zu wachsam über den levantinischen Handel, verstattete keinem Fremden den Eintritt in dieses Lazareth. Auf gleiche Art besuchte er die Spitäler zu Genua, Spezia, Livorno und anderer Orten. In Venedig war er in der höchsten Gefahr, durch die verpestete Luft in den unreinlichen Kammern des Quarantainehauses angesteckt zu werden, und nur etwas Kalk, mit dem er ausweissen ließ, rettete ihn. Noch immer mit seinen bisherigen Erfahrungen nicht ganz zufrieden, beschloß er eine neue Reise nach Rußland, der Türkei und weiter nach Osten, aber obwohl er die Gefährlichkeit derselben einsah, so glaubte er doch, er müsse seinem hohen Beruf Genüge leisten und hoffte, daß die Vorsehung ihr Gedeihen zu derselben schenken werde. „Sollte es Gott gefallen" — schrieb er — „während der Verfolgung mei„nes Zwecks mein Leben zu enden, so schrei„be man mir nicht auf eine unredliche Art „Unbesonnenheit oder Schwärmerei zu, son„dern sey versichert, daß ich den Weg meiner „Pflicht wandle und daß der aufrichtige „Wunsch, meinen Mitgeschöpfen in größerm „Maße nützlich zu werden, als ich es in den

„engen Grenzen eines eingeschränkten Lebens „seyn könnte, meine Entschlüsse und Handlun„gen leite.“ Er schien eine Ahnung von dem zu haben, was ihm bevorstehe, als er bei seinen Freunden Abschied nahm, aber dennoch gieng er seinem Schicksal mit Ruhe entgegen. Im Sommer 1789 trat er seine Reise an und am 20. Jänner 1790 starb er zu Cherson in der Krimm als ein seltenes Beispiel des Eifers für die Verminderung des Elendes seiner Nebenmenschen. Er besuchte eine Dame, die an einem pestartigen Fieber krank lag, wurde davon angesteckt und erlag. Seiner Verordnung zufolge begrub ihn der treue Diener, der ihn auf allen seinen Reisen begleitet hatte, in dem Garten eines benachbarten Landhauses, das einem Franzosen gehörte, der ihm im Leben viele Freundschaft erwiesen hatte. Noch nach seinem Tode wurde Howard wohlthätig, denn er vermachte in seinem Testament vierzigtausend Pfund Sterling zur Verbesserung der Gefängnisse und Tollhäuser in England.

Der Charakter dieses Mannes bedarf nicht weiter geschildert zu werden, denn er liegt offen in seinen Thaten. Sein berühmter Landsmann Burke hielt eine Rede auf ihn und

und sagte darin mit allem Recht: „Er hat „ganz Europa durchreist, nicht um kostbare „Palläste zu sehen, oder die Ruinen des Al„terthums; nicht um neuere Kunst zu be„wundern, oder Schaumünzen und Hand„schriften zu sammeln, sondern um in die „Tiefen der Kerker hinab zu steigen, sich in „das Gift der Spitäler zu stürzen, die Woh„nungen des Jammers und des Unglücks zu „besuchen, den Umfang des Elendes, der „Unterdrückung und Verachtung auszumessen, „der Vergessenen zu gedenken, der Versäum„ten sich anzunehmen, die Verlassenen zu be„suchen und die Leiden aller Menschen in al„len Ländern gegen einander abzuwägen. „Sein Plan war originell, eben so geistvoll „und kühn, als menschenfreundlich. Es war „eine Entdeckungsreise, eine Reise der Men„schenfreundlichkeit.“

Im Jahr 1786 wollte man ihm zu London ein Monument setzen, aber er versicherte, daß er die Stadt auf ewig meiden würde, wenn man es nicht unterließe. Sein schönstes Denkmal war in seinem Herzen und in seinem Bewußtseyn, Gutes gethan zu haben, wie wenige Sterbliche. Hätte er vor tausend Jahren gelebt, so würde man ihn unter die

Heiligen versetzt und nach seinem Namen Tempel genannt haben; wir können etwas bessers thun, wenn wir uns bestreben, seine Tugenden nachzuahmen und ihm an Menschenliebe ähnlich zu werden.

---

II.

# Spanier und Portugiesen.

1) Kardinal Ximenes. 2) Ferdinand Cortes. 3) Franz Pizarro. 4) Ignatz Lojola. 5) Herzog von Alba. 6) Marquis von Pombal.

7.

## Kardinal Ximenes.

Franz Ximenes, einer der größten Männer, die Spanien jemals hervorgebracht hat, stammte aus einer zwar vornehmen, aber nicht begüterten Familie und wurde im Jahr 1437 zu Torrelaguna in Altcastilien geboren. Er studirte zu Alcala, Salamanka und Rom und da die mittellosen Umstände seiner Eltern ihm nicht gestatteten, an einen hohen Posten zu denken, obwohl er frühzeitig schon so glücklich war, Aussichten auf einige reiche Pfründen zu bekommen, die ihm den Weg zu höhern Ehrenstellen leicht hätten bahnen können, so trat er in den Franziskanerorden der strengern Observanz, einen der beschwerlichsten Mönchsorden in der katholischen Kirche. Durch ungewöhnlich strenge Lebensart

art und übertriebene Andachtsübungen machte er sich bald bemerkbar und da unter dieser Werkheiligkeit demohngeachtet sein heller und durchdringender Verstand nicht unterlag, so verkannten selbst seine Ordensbrüder seine Überlegenheit nicht und machten ihn in kurzer Zeit zu ihrem Provinzial. Der Ruf von seiner ausserordentlichen Frömmigkeit stieg in kurzer Zeit so hoch, daß ihn die Königin Isabella zu ihrem Beichtvater berief, welche Stelle er sehr ungerne über sich nahm. Wenn ihm die klösterliche Stille und Einsamkeit, wie es schien, in der That zusagten, so konnte ihm freilich das Geräusch des Hofes nicht gefallen. Indessen blieb er bei seiner Weise wie zuvor. Nichts minderte die Strenge seiner Sitten, nichts unterbrach seine Kasteyungen und Bußübungen. Isabella, die mit ihrer Wahl ungemein wohl zufrieden war, erhob den Bruder Ximenes bald zum Erzbischoff von Toledo, welche Stelle nebst dem päbstlichen Stuhl eine der vornehmsten und einträglichsten war. Er war aber so weit entfernt, sie willig anzunehmen, daß das ganze Ansehen des Pabstes und dessen ausdrücklicher Befehl nöthig war, ihn dazu zu vermögen. Auch jezt änderte er die Franziskaner-Lebensart nicht und wenn er gleich öffentlich in erzbischöfflicher

Pracht und Würde erscheinen mußte, so lebte er doch für sich immer eingezogen, mäßig und einfach, so daß er gar seine rauhe Kappe mit eigenen Händen flickte und das härne Hemd mit keinem andern vertauschte. Er schlief auch als Kardinal und Erzbischoff in den Ordenskleidern gewöhnlich auf dem Boden, oder auf Brettern, selten in einem Bette, kostete keine Leckerbissen der Tafel, sondern genoß nur diejenigen Speisen, die die Ordensregel erlaubte. Es ist ungewiß, ob es Ximenes mit allen diesen Dingen wahrer Ernst gewesen sey, denn ein solcher leibhafter Heiliger sollte sich eigentlich nicht mit Dingen dieser Welt befassen, sondern blos nach Oben trachten und doch war es nicht so, denn woher hätte er sonst in seiner Abgezogenheit die große Kenntniß von Staatssachen haben sollen, die er wirklich besaß? Diese Kenntniß machte ihn aber in der That nicht weniger, als seine Heiligkeit berühmt. Innerlich überzeugt von der Redlichkeit seiner Absichten, setzte er sie mit unwandelbarer Standhaftigkeit durch. Er war von seiner frühesten Jugend an gewohnt, Leidenschaften zu bekämpfen und daher kam es, daß er auch gegen die Leidenschaften anderer Menschen sehr wenig Nachsicht hatte. In seinem Umgang mit Weltleuten bewieß er eben

die

die strenge Unbiegsamkeit der Seele und Härte des Charakters, die dem Klosterleben, besonders aber den Bettelmönchen, in so vorzüglichem Grad eigen ist.

Ximenes war bereits achtzig Jahre alt, als Ferdinand von Spanien ihm die Regierung von Castilien auftrug, weil er in seinem Sohn, dem nachmaligen Kaiser Karl V., den nicht vermuthete, der den Adel, die Städte und übrigen Stände in Eintracht und Gehorsam erhalten könnte, um so mehr, als Empörung und Zwietracht nur durch das Ansehen des Regenten zurückgehalten, aber nicht ausgerottet waren. Nur sein Eifer für das gemeine Beste bewog Ximenes, diese Last auf seine Schultern zu nehmen, und seines hohen Alters ohngeachtet verrichtete er alle Geschäfte mit dem Muth eines Jünglings und der Thätigkeit des reifern Mannes.

Kaum hatte Karl den Tod seines Vaters erfahren, so nahm er auf den Rath seiner niederländischen Minister den Titel „König von Spanien" an, ohne die Cortes darum zu fragen, nur der Kardinal sollte sie bewegen, ihn als solchen zu erkennen, ohne auf seine Mutter Rücksicht zu nehmen, die ihrer Geistesschwachheit halber ohnehin zum Regieren unfähig sey. Ximenes, so unzufrieden er über

den

den Schritt war, den Karl unpolitischerweise zu frühe gethan hatte, setzte es doch durch und der Erzherzog wurde einstimmig als König erkannt.

Als ob er für sich eine Hoheit hätte erringen wollen, drang der Kardinal darauf, sie für Karl zu erringen und ihn darin zu befestigen. Der Adel, welcher glaubte, in Abwesenheit des Monarchen werde es leicht seyn, verschiedene Vorrechte an sich zu reissen, versuchte es mit den Waffen in der Hand, — Ximenes demüthigte ihn. Er errichtete eine Armee, die einzig und allein von der Krone abhieng, da zuvor der Adel sie geworben und aufgestellt hatte; er zog die königlichen Tafelgüter wieder ein, die die Barone an sich gerissen hatten und obwohl seine eigene Sicherheit dadurch in Gefahr kam und ein Aufstand nahe am Ausbruch war, so blieb Ximenes doch Sieger. Aber nicht genug des Kampfs mit dem castilianischen Adel, auch Karls niederländische Minister verbitterten dem für seinen Herrn thätigen Greisen das Leben. Die spanischen Angelegenheiten sollten gerade so nach ihrem Willen behandelt werden, wie die niederländischen und da Ximenes sich nicht nach ihnen bequemte, im Gegentheil glaubte, jedes Volk müsse nach seiner Verfassung,

Sitte,

Sitte, Lebensweise rc. behandelt werden und es gehe nicht an, alles nach Einem Maßstab zu messen, so waren sie unzufrieden und legten ihm nicht nur alle mögliche Hindernisse in den Weg, sondern sie gaben ihm auch in der Person eines niederländischen Edelmannes, La Chan, und dann Amstorfs eines Holländers, einen Mitregenten, allein es nützte sie nicht viel. Eine Regierung durch Ausländer war der stolzen spanischen Nation ein Greuel, daher sie nicht aufkommen konnten und der Kardinal immer die oberste Leitung der Geschäfte behielt. Besonders verhaßt war dem Spanier der schmutzige Geiz der niederländischen Minister, wodurch erstaunende Geldsummen nach Flandern gezogen und alle Würden und Ehrenstellen feil geboten wurden. Ximenes konnte das nicht stillschweigend mit ansehen und gab sich große Mühe, den jungen König zu einer Reise nach Spanien zu bewegen, damit er an Ort und Stelle die Denkungsart des Landes prüfen möchte, das er endlich nach vielen besiegten Schwierigkeiten erreichte, aber eine persönliche Unterredung mit dem jungen Monarchen zu erlangen, war ohnmöglich. Zwar reiste ihm der Kardinal entgegen, sobald er von des Königs naher Ankunft hörte, aber der niederländische erste

Mini-

Minister Chievres fürchtete, das ehrwürdige Alter, die Klugheit, Rechtschaffenheit und edle Denkungsart des Greisen möchte auf Karln Eindruck machen, hinderte es, daß sie nicht zusammen kamen. Ximenes erkrankte überdieß auf der Reise und mußte unterwegs liegen bleiben. Um nichts zu versäumen, schrieb er an Karl und rieth ihm mit seiner gewohnten Freimüthigkeit, alle Ausländer so lange aus den spanischen Diensten zu entfernen, bis zwischen beiden Nationen erst ein größeres Vertrauen hergestellt seyn würde, ausserdem er die Liebe der Spanier ganz verlieren würde und er ihm für nichts gut stehen könnte. Er bat den König noch einmal um eine persönliche Unterredung, weil er ihm so vieles zu sagen hätte, was er dem Papier nicht vertrauen dürfte. Alle guten Rathschläge und alle Wünsche, diese Unterredung zu erlangen, waren jedoch vergebens. Die tückischen Eingebungen der Niederländer vermochten mehr über Karln, als des Kardinals ehrliche Freimüthigkeit. Zu seinem größten Nachtheil war jener taub und undankbar gegen diesen, welches den Alten ausserordentlich schmerzte, da er sich seiner vorzüglich geleisteten Dienste sowohl, als der Redlichkeit seiner Absichten innigst bewußt war. Er beklagte sich laut über

diesen

diesen schreienden Undank des jungen Fürsten, bejammerte das Schicksal, das seinem Vaterland drohte, und fühlte es bitter, daß Verachtung und Zurücksetzung der Lohn seiner Mühe und Arbeiten sey. Er war am Ziel; nur einige Seufzer entwischten ihm zuletzt noch und ein kaltsinniger Brief Karls, worin ihm aufgetragen wurde, seine Ämter im Staat niederzulegen und sein Leben ruhig in seinem Kirchsprengel zuzubringen, spannte seinen Unmuth zur höchsten Höhe, und wirklich beförderte dieser Brief Ximenes Tod, den man nicht ganz unwahrscheinlich für eine Folge von beigebrachten Gift hielt. Am 8. November des Jahrs 1517 starb er und gieng hinüber in eine bessere Welt, um dort den Lohn einzuerndten, den ihm sein König hier schuldig blieb.

Zur nähern Kenntniß seines Charakters wollen wir noch Folgendes nachtragen. Ximenes war immer thätig für das Wohl und die Glückseligkeit des seiner Regierung anvertrauten Landes. Wo er Unordnungen und Mißbräuche fand, schaffte er sie ab und beförderte die guten Sitten. Seine Sorge für Arme und Nothleidende war unermüdet, er schätzte Talente und Tugenden, wo er sie fand, und selbst die Geistlichkeit mußte sich Verbesse-

rungen

rungen unterwerfen. Er stiftete die Universität Alcala und eine Freistätte für junge Frauenzimmer zu Toledo. Seine Arbeitsamkeit war unbegränzt und wenn die Messe gelesen und die Andachtsübungen verrichtet waren, so lebte er nicht mehr für sich, sondern ganz für das Wohl anderer. Jeder Augenblick seiner Zeit war ernsthaften Beschäftigungen gewidmet; was er einmal für gut und nützlich hielt, an dem hieng er mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und beförderte es, man mochte ihm noch so sehr entgegen arbeiten und seine rühmlichen Absichten verkennen. Unter allen Umständen, selbst dann, wenn unzählige Feinde auf ihn lauerten und seinen Fall eifrig zu befördern strebten, blieb er immer derselbe und wich keinen Schritt, weder zur Rechten noch zur Linken von seinen Planen. Eine Schwachheit seines Zeitalters konnte er nicht überwinden; die, daß er die Saracenen durch die Inquisition zum christlichen Glauben zwingen wollte.

---

2.

## Ferdinand Cortes.

Von dem Entdecker Amerika's, Christoph Kolumbus, haben wir früher gehört *). Laßt uns nun auch des berühmten Eroberers von Mexiko gedenken, der allerdings zu den ausgezeichnetsten Menschen gehört.

Ferdinand Cortes ist zu Medellin, einem Städtchen in der spanischen Provinz Estremadura, im Jahr 1485 geboren und stammte aus einem zwar vornehmen, aber nicht sehr begüterten Geschlecht her. Er studirte anfänglich die Rechtsgelehrsamkeit auf der Akademie zu Salamanka, allein bald kehrte er wieder zurück in seine Vaterstadt und beschäftigte sich mit muntern Zeitvertreiben und Kriegsübungen. Er war in diesem Alter so ungestümm und wild, daß sein Vater froh war, als er hörte, daß der Sohn sein Glück auswärts im Kriege versuchen wolle. — Cortes folgte im Jahr 1511 dem Diego Velasques nach Amerika, wo er sich bei

Cuba

*) Im fünften Bändchen.

Cuba so sehr hervorthat, daß er nicht nur die Gunst dieses Statthalters, sondern auch Belohnung an Ländern und Sklaven erhielt und zum Befehlshaber ernannt wurde. Nun strengte er allen seinen Eifer an, machte sich bald zu einer weitern Reise fertig und betrug sich bei dem ganzen Unternehmen sehr löblich. Kaum aber war er abgereist, so erwachte in Velasques Herzen die Eifersucht und andere fanden es für sich vortheilhaft, sie noch mehr anzufachen. Er wollte sogar dem Cortes seine Befehlshaberstelle wieder abnehmen und ihn gefangen setzen lassen, doch dieser hatte sich bei seinen Untergebenen schon dergestalt in Ansehen und Hochachtung gesetzt, daß sie ihn baten, seinen Posten nicht zu verlassen und sie ferner anzuführen, sie wollten ihm mit dem letzten Tropfen Blutes beistehen. Cortes, der leicht zu bewegen war, weil er selbst Lust hatte, die Anschläge des Velasques zu vereiteln, schwur seinen Soldaten, sie nicht zu verlassen, sondern sie in das reiche Land zu führen, wohin ihre Wünsche schon so lange gerichtet waren.

Er gieng auf nichts geringers, als auf die Eroberung des mexikanischen Reichs aus, das größer war, als alle Königreiche, die Spanien gehörten, zusammengenommen; und doch

 waren

waren seine Zurüstungen so klein, daß man heut zu Tage darüber erstaunen muß. Als er in diesem Reich gelandet hatte, so trat er mit dem Monarchen der Mexikaner, Montezuma, in Unterhandlung, wunderte sich aber nicht wenig, als man ihm verbot, der Hauptstadt mit seinen Truppen näher zu kommen und sich in diesen Staaten aufzuhalten. Er beharrte daher bei seinem ersten Entschluß sehr standhaft, machte neue Anschläge und hatte Geschicklichkeit genug, sie durchzusetzen. Er legte eine Kolonie an und ließ eine Obrigkeit wählen, welcher die Staatsverfassung anvertraut werden sollte. Er selbst legte sein Kommando nieder, wurde aber von seinem neuen Rath — wie er es schon vorbereitet hatte — zum Oberrichter der neuen Kolonie gewählt und zugleich zum Feldherrn des Heeres. So hatte sich Cortes fürs erste von seiner ehemaligen Abhängigkeit von Velasques, dem Statthalter von Cuba, gänzlich frei und los gemacht. Er behauptete sein Ansehen gegen Velasques Anhänger, die wohl voraussahen, wo es hinauswollte, sehr ernstlich, und mit Hülfe des mexikanischen Goldes kamen seine Wünsche gemeiniglich zum Ziel.

Auch von den Indianern wurde Cortes mit großer Ehrfurcht betrachtet, denn die Zem-

poallaner bewarben sich um seine Freundschaft und als Montezuma sie deswegen abstrafen wollte, so gehorchten sie nicht nur seinen Befehlen nicht, sondern nahmen sogar seine Officiere gefangen und behandelten sie sehr schimpflich. Hätte nicht Cortes sie noch gerettet, so wären sie ohne anders den Göttern geopfert worden. Die Zempoallaner und auch die Totonaquen unterwarfen sich hierauf freiwillig der spanischen Krone und versprachen dem Cortes, ihn mit allen ihren Truppen auf dem Zug nach Mexiko zu begleiten.

Cortes, so groß nun auch sein Ansehen war, sah demohngeachtet wohl ein, daß es nicht auf einem zu festen Grund ruhe und bemühte sich daher um die Bestätigung seines Rechts zu kommandiren von dem Könige von Spanien. Indem er ein Schiff ausrüstete, welches verschiedene Geschenke nach Castilien bringen sollte, so wurde eine Zusammenverschwörung entdeckt, die einige dem Velasques ergebene Soldaten und Seeleute angesponnen hatten. Ob nun wohl alle schlimmen Folgen bereits von Cortes abgewandt waren, so wurde er doch ängstlich darüber. Er sah das Mißvergnügen vieler unter seinen Truppen; bemerkte, daß sie der Strapatzen

des Dienstes überdrüssig wären und wußte, daß wenn nur wenige abfallen würden, so müßte er alle sein Unternehmen aufgeben. Er mußte also auf Mittel denken, einen Rückzug ganz unmöglich zu machen und in dieser Absicht zerstörte er seine ganze Flotte, nachdem er vorher seinen Soldaten vorgespiegelt hatte, wie nöthig und nützlich dieß Beginnen sey. So ließen sich nun fünfhundert Mann freiwillig in ein feindliches und mit mächtigen Völkern angefülltes Reich einsperren, sich alle Wege zur Flucht ganz abschneiden und mußten sich entschließen, entweder zu siegen, oder zu sterben.

Nichts hielt nun den Cortes mehr auf, tiefer in das Land hineinzurücken. Er that es und rückte am 16. August des Jahrs 1519 von Zempoalla mit fünfhundert Mann, funfzehn Pferden und sechs Feldstücken aus. Auf diesem Zug fiel nichts merkwürdiges vor, bis er an die Grenze von Tlaskala kam. Die Inwohner dieser Landschaft waren sehr kriegerisch, aber ob sie gleich abgesagte Feinde der Mexikaner waren und aus diesem Grunde Cortes hoffte, sie würden ihn freundlich aufnehmen, weil er auszog, den Montezuma zu demüthigen, so thaten sie doch gerade das Gegentheil, denn sie ergriffen die Waffen und

Cor-

Cortes war genöthigt, sich zu vertheidigen. Vierzehn Tage bestürmten sie ihn fast ohne Aufhören; indessen thaten sie ihm doch wenig Schaden, denn sie besaßen weder Ordnung noch Kriegszucht. Endlich mußten ihre Neckereyen gar aufhören und sie sich ergeben, im Friedensschluß aber wurde ausgemacht, daß sie künftig dem Cortes bei allen seinen Unternehmungen beistehen wollten. Dagegen versprach er ihnen, sowohl ihre Personen, als ihre Besitzungen, gegen alle Gewalt und Beleidigungen zu schützen und zu vertheidigen.

Cortes blieb zwanzig Tage lang zu Tlaskala und genoß von den Inwohnern der Landschaft alles Gute; bald aber hätte er durch seinen unbesonnenen Religionseifer alle guten Eindrücke wieder ausgetilgt. Er sah sich, wie alle damalige amerikanische Abentheurer, für ein Werkzeug der Vorsehung an, wodurch sie die christliche Religion allenthalben ausbreiten wolle. Noch zu rechter Zeit verhinderte ihn ein rechtschaffener Geistlicher seines Heeres, daß er gegen die Tlaskalaner seine Gewalt brauchte, weil sie nicht sogleich ihren Göttern absagen und seine Religion annehmen wollten.

Sobald die Truppen etwas ausgeruht hatten, beschloß Cortes, seinen Zug nach

Mexiko fortzusetzen und sechstausend Tlaskalaner begleiteten ihn. Sie marschirten nach Cholula, wohin Montezuma die Spanier eingeladen hatte. Ob man sie gleich sehr freundschaftlich empfieng, so wurden doch heimliche Anstalten zu ihrem Untergang getroffen. Cortes erfuhr aber alles, ließ die Einwohner unversehens angreifen und da sie vor Bestürzung nicht wußten, wie ihnen geschah, so wurden die Strassen mit Todten und Verwundeten angefüllt. Der Tempel, wohin die Priester und einige der Vornehmsten geflohen waren, wurde angezündet und samt ihnen verbrannt. Sechstausend Cholulaner wurden in zwei Tagen erschlagen und nicht ein einziger Spanier kam dabei um. Nun befahl Cortes, die entflohenen Bürger wieder zurückzurufen und Ordnung in der Stadt herzustellen, welches auch bald geschah.

Von Cholula rückte Cortes gerade nach Mexiko, das zwanzig Meilen davon lag. Er sah überall Mißvergnügen über Montezumas Regierung und dieß stärkte seine Hoffnung, diesen stürzen zu können, nicht wenig. Cortes war beinahe an den Thoren von Mexiko und Montezuma noch unentschlossen, ob er ihn als Freund oder als Feind empfangen wolle. Endlich kamen sie zusammen, man wies

den

den Spaniern Quartiere an und Montezuma gab dem Cortes sehr freundschaftliche Besuche, aber die Tlaskalaner riethen, diesem Fürsten nicht allzuviel zu trauen, weil sie erfuhren, daß die mexikanischen Priester gerathen hatten, die Spanier freundlich in der Hauptstadt des Reiches aufzunehmen, um sie dann desto leichter umbringen zu können. Die Soldaten glaubten es und selbst Cortes machte die nemlichen Bemerkungen, daher beschloß er, den Montezuma in seinem eigenen Pallast gefangen nehmen zu lassen. Die meisten seiner Officiere waren es zufrieden und der Anschlag wurde ohne Verzug ausgeführt. Nach vielem Wortwechsel hin und her mußte sich Montezuma entschließen, Gefangener der Spanier zu seyn und seine eigenen Leute trugen ihn in stillem Pomp und unter heissen Thränen in die spanischen Quartiere. So nahmen diese wenigen Fremdlinge einen der mächtigsten Fürsten in seiner eigenen Hauptstadt, ohne einen Tropfen Blutes zu vergiessen, gefangen. Dieß ist ein Vorfall, der sowohl an Verwegenheit des Unternehmens, als an Glück in der Ausführung in der ganzen Geschichte seines gleichen nicht hat. Zwar begegnete man dem Montezuma mit anscheinender Freundschaft und Ehrerbietung; allein

es

es währte nicht lange, so mußte er sich manchen Beschimpfungen ausgesetzt sehen. Die vornehmsten Mexikaner wurden aufs grausamste hingerichtet, weil sie sich an einem Spanier vergriffen hatten; dadurch unterhielt Cortes den Wahn, daß die Spanier etwas mehr als Menschen seyen und daß es unter allen Freveln der entsetzlichste sey, einen solchen umzubringen.

Obgleich Montezuma im spanischen Quartier alle Staatsgeschäfte besorgte und die Befehle unter seinem Namen ausgiengen, so hatte sich doch Cortes durch die Gefangennehmung dieses Monarchen die größte Gewalt im mexikanischen Reich verschafft und er übte sie unter dem Namen eines andern wirklich aus. Dieß machte er sich so sehr zu Nutze, daß er es endlich wagen konnte, dem Montezuma zuzumuthen, er sollte sich für einen Vasallen der spanischen Krone erkennen, seine eigene Krone zu Lehen nehmen und jährlich einen gewissen Tribut bezahlen. Montezuma war so sehr in der Enge, daß er sich zu dieser kränkenden und demüthigenden Forderung gedultig bequemte. So sehr er aber hier und in andern Dingen nachgegeben hatte, so war er doch in Absicht auf die Religion unbeweglich geblieben. Cortes gieng in seinem un-

beson-

besonnenen Religionseifer so weit, daß er die Götter der Mexikaner mit Gewalt in den Tempeln zerstören wollte, aber die Priester und das Volk setzten sich zur Wehre und von diesem Augenblick an waren sie darauf bedacht, entweder die Spanier zu vertreiben, oder sie sonst aus dem Wege zu räumen, weil sie glaubten, es sey ihre Pflicht, die Götter zu rächen. Montezuma verlangte Cortes Abreise und dieser willigte zum Schein in sein Begehren, nur bat er sich aus, zuvor noch neue Schiffe bauen zu dürfen, weil diejenigen, in welchen er angekommen, zertrümmert seyen. Indessen war er doch in gewaltiger Verlegenheit und sie wurde noch dadurch vermehrt, daß eine von Velasques ausgerüstete Macht erschien, die der seinigen den Untergang drohte. Er war in Unruhe, was er thun sollte. Es war nicht rathsam, den Anmarsch der Truppen zu erwarten, und noch weniger thunlich, Mexiko zu verlassen, den Montezuma in Freiheit zu setzen und dann alle seine schöne Plane aufzugeben, alle bisherige Schritte vergebens gethan zu haben. Er entschloß sich also, zuerst mit Narvaez, dem Anführer jener Völker, in Unterhandlung zu treten und da dieser sich zu nichts verstehen wollte, so rückte Cortes mit den Waffen als Feind gegen ihn aus,

überfiel ihn bei Nacht und siegte. Nun lockte er die Soldaten des Narvaez an sich und verstärkte durch sie seine Macht. Während dieses vorgieng, hatten die Mexikaner gegen die Leute, welche Cortes in der Hauptstadt zurückließ, das Gewehr ergriffen. Als er diese Nachricht vernahm, machte er sich auf und zog so schnell wieder nach Mexiko, als er zuvor weggegangen war. Er betrug sich aber etwas unvorsichtig, spottete über den Montezuma und empörte dadurch die Wuth der Mexikaner noch heftiger. Sie rückten aus, um das spanische Quartier zu stürmen. Zwar grief sie Cortes wieder an, es fiel eine große Menge von Mexikanern und ein Theil der Stadt wurde in die Asche gelegt; allein die Spanier mußten doch, müde vom Morden und von unzähligen Feinden gedrängt, mit Verdruß zurückziehen, ohne eben etwas entscheidendes ausgerichtet zu haben. Den folgenden Tag rückten die Mexikaner zu einem neuen Sturm an. Da erschien Montezuma in seinem königlichen Schmuck und hielt eine Rede, um sie zu besänftigen; allein ihre Wuth war so ausgelassen, daß der unglückliche Monarch durch zwei Pfeile verwundet und durch den Wurf mit einem Stein an den Schlaf zu Boden geworfen wurde, worauf er bald starb.

Nach vielen Gefechten und ausgestandenen Beschwerlichkeiten fand Cortes für nöthig, von Mexiko eine Weile abzuziehen. Dieß geschah im Jahr 1520. Er gieng zu seinen Bundesgenossen nach Tlaskala, pflegte der Ruhe, dämmte den Geist des Mißvergnügens und Aufruhrs unter seinen Soldaten und nachdem er einige Verstärkungen erhalten hatte, rückte er im folgenden Jahr 1521 aufs neue gegen Mexiko an. Die Belagerung gieng langsam und hatte viele Schwierigkeiten, so daß sich endlich Cortes entschloß, die Stadt mit Sturm zu erobern. Der Angriff geschah, aber die Spanier wurden zurückgeschlagen, mehr als sechzig kamen um, etliche vierzig aber wurden von den Mexikanern gefangen genommen und dem Kriegsgott geopfert. Cortes, so ängstlich und unruhig er war, mußte dennoch die größte Ruhe und Standhaftigkeit heucheln, um seine Leute nicht abzuschrecken. Er wurde von vielen seiner indianischen Bundesgenossen verlassen, aber durch Klugheit gewann er ihre Freundschaft wieder. Jetzt wählte er einen andern Plan zum Angriff und dieser gieng glücklicher von statten. Von aussen rieb der Krieg die Mexikaner auf und innerhalb der Stadt fieng der Hunger an, sie zu verzehren. Endlich als ihr Monarch Guatimozin gar gefan-

gefangen genommen wurde, hörte der Widerstand der Mexikaner völlig auf und Cortes nahm den kleinen noch nicht zerstörten Theil der Hauptstadt in Besitz. So endigte sich die Belagerung von Mexiko, welche fünf und siebenzig Tage gewährt hatte und eine der denkwürdigsten Begebenheiten in der Eroberung von Amerika ist. Am dreizehnten August des Jahrs 1521 fiel das große mexikanische Reich den Spaniern in die Hände.

Die Spanier machten von Schätzen und Reichthümern nur eine geringe Beute, denn Guatimozin, der sein Schicksal voraussah, hatte alles in die See werfen lassen und die indianischen Hülfsvölker schleppten auch einen großen Theil der Beute weg. Darüber murrten die Sieger und Cortes, nach einigen vergeblich angewandten Bitten, Gründen und Verheissungen, war er schwach genug, den Wüthenden nachzugeben und ließ den Guatimozin nebst seinem ersten Minister auf die Folter legen, um die Entdeckung der kaiserlichen Schätze zu erpressen, weil man wähnte, daß diese sie versteckt hätten. Guatimozin ertrug alle Qualen, die ihm seine unbarmherzigen Henker anthaten, mit schweigender Geduld. Der Minister erlag ihnen und blickte wehmüthig seinen Herrn an, gleichsam als wollte er ihn

um

um die Erlaubniß anflehen, alles entdecken zu dürfen; allein Guatimozin fragte ihn ganz gelassen: „Meynst du denn, daß Ich auf Rosen liege?" — Der Minister verstand die Frage, ließ keinen Laut mehr von sich hören und verschied. Cortes schämte sich des entsetzlichen Anblicks und rettete das Leben des gequälten Fürsten, da es glücklicherweise noch nicht zu spät war.

Indessen Cortes für sein Vaterland so weitläufige Länder eroberte und sich neue Wege zu künftigen Eroberungen bahnte, sah man ihn am spanischen Hofe für einen ungehorsamen und aufrührischen Unterthanen an. Es erschien ein Schiff, auf welchem er gefangen weggeführt werden sollte. Zum Glück war der, den man in dieser Absicht gesandt hatte, ein feiger und einfältiger Mann, den Cortes so zu behandeln wußte, daß er, ohne seinen Auftrag zu erfüllen, wieder umkehrte. Jetzt schickte Cortes eine neue Gesandtschaft an Karl V., die einen vollständigen Bericht von seinen Thaten und zugleich den Theil der Beute, welcher für den Kaiser bestimmt war, diesem zu Füßen legen mußte. Karl billigte alle Schritte, die Cortes gethan hatte, beehrte ihn mit der Würde eines Statthalters und Unterkönigs von Neuspanien und ernannte

nannte zugleich eine Kommission, welche die Ansprüche des Statthaltees Velasques von Kuba untersuchen sollte. Cortes stund jetzt auf dem Gipfel des Glücks, aber in eben dem Grad, in welchem sein Glück emporstieg, sanken seine Tugenden herab. Da die Mexikaner sich der Knechtschaft nicht fügen wollten, so ließ es Cortes geschehen, daß z. B. in der Provinz Panuko auf einmal sechzig Kaziken und vierhundert mexikanische Edle lebendig verbrannt wurden. Um dieses tragische Schauspiel noch schrecklicher zu machen, wurden die Kinder und Anverwandte dieser Unglücklichen hingetrieben, um Augenzeugen ihrer Qualen zu seyn. Auf einen sehr schwachen Verdacht gegen Guatimozin, als unterstütze er die Aufrührer, ließ man ihn nebst noch zwei Kaziken am hellen Tage auf öffentlicher Strasse aufhängen.

Cortes Verfahren wurde nun am spanischen Hofe bekannt und da wurde beschlossen, Kommissarien nach Mexiko zu schicken, die Sache zu untersuchen und ihn nach Befinden der Umstände nach Spanien zu liefern. Obgleich sein Richter, noch ehe er etwas beginnen konnte, gestorben war, so kam doch ein anderer und Cortes, der es erfuhr, ärgerte sich sehr, seine ungeheure Arbeit nun so gelohnt

lohnt zu sehen. Er entschloß sich daher, noch vor Ankunft seines Richters nach Spanien zu gehen, um die Entscheidung seiner Sache der Gnade des Königs zu unterwerfen. Dieser empfieng ihn ausserordentlich gnädig, beschenkte ihn, — aber zur Regierung von Neuspanien konnte er doch nicht gelangen. Nun gieng er wieder nach Mexiko, aber von jetzt an war sein Leben eine Kette immerwährender Verdrüßlichkeiten. Er machte noch neue Entdeckungen; allein da man ihm immerfort das Leben verbitterte, so reiste er abermals nach Spanien, um Karl V. seine Beschwerden persönlich vorzutragen. — Kaltsinnig wurde er empfangen, nachlässig angehört und mit Geringschätzung abgewiesen. So verflossen ihm sechs traurige Jahre und endlich machte der Gram und Unwillen seinem Leben ein Ende. Er starb den zweiten December des Jahrs 1547 im zwei und sechzigsten Jahr seines Alters. Sein Körper wurde auf sein ausdrückliches Verlangen nach Neuspanien hinüber geführt und so konnte er wenigstens in dem Lande, das er mit Mühe, Schweiß und Gefahren für seine Landsleute erobert hatte, im Tode ausruhen.

---

3.

## Franz Pizarro.

Nachdem einmal Amerika entdeckt war, trat ein Abentheurer nach dem andern auf den Schauplatz und wollte noch mehr entdecken. Jetzt war das goldreiche Peru das Ziel, nach dem man strebte und unter den Männern, die sich dabei vorzüglich auszeichneten, war Franz Pizarro einer der ersten. Er war der uneheliche Sohn eines spanischen Edelmannes und einer gemeinen Weibsperson, und beide nahmen sich um seine Erziehung so ganz und gar nichts an, daß er in seinem Knaben- und Jünglingsalter die Schweine hütete und weder lesen noch schreiben lernte. Sein Geist war indessen zu groß für dieses niedrige Geschäft und ehe man sichs versah, verließ er seine Heerde, lief davon und wurde Soldat. Auch in diesem Stand fühlte er sich noch zu eingeschränkt, sehnte sich nach größerer Thätigkeit und einem erweiterten Wirkungskreise. Kaum hatte er einige Jahre gedient, so trieb ihn die Unruhe in die neue Welt. Hier that er sich so hervor, daß man

ihm bald eine Befehlshaberstelle vertraute und der gewesene Schweinhirte wurde bald ein Mann, der eine der größten Rollen spielte. Sein Körper war stark und trotzte jedem Ungemach; in jeder Gefahr war er einer der ersten voran, denn er kannte keine Furcht und da er sich nicht durch Kenntnisse empor arbeiten konnte, so gelang es ihm, durch Muth und Diensteifer sein Ziel zu erreichen. Mit ihm zugleich wirkten zu gleichem Zweck Almagro, eben so muthvoll, thätig und unerschrokken und ein Priester, Namens Luque, die alle drei zum Unglück Perus geboren waren.

Billig erstaunt man, wie es möglich war, daß drei solche namenlose Abentheurer den Gedanken haben konnten, eins der größten Reiche der neuen Welt umzustoßen und zu diesem ungeheuern Unternehmen mit einem einzigen Schiff, das nicht mehr als hundert und zwölf Mann an Bord hatte, am 14. November des Jahrs 1525 wirklich abzusegeln, und doch war es so. — Siebenzig Tage lang irrte Pizarro unter tausend Gefahren und Beschwerden auf dem Meere herum und doch kam er nicht weiter, als bis über die sogenannten Perleninseln, die mitten in dem großen Meerbusen von Panama liegen, denn eben zu dieser Jahrszeit bliesen die periodischen Passat-

satwinde aus der Gegend wohin er steuern wollte. Er landete an verschiedenen Stellen, aber immer sah er nichts, als zurückschreckende Gegenstände und überdieß wurde ein Theil seiner geringen Mannschaft durch tödtende Seuchen weggerafft. Endlich landeten er und Almagro an der Küste von Quito, einer der schönsten Landschaften des peruanischen Reiches und einem der gesegnetsten Länder der Welt.

Almagro gieng zurück nach Panama, um Recrouten zu holen, Pizarro zog sich auf die kleine Insel Gallo und da der neue Statthalter von Panama sein Unternehmen nicht begünstigen wollte, so gab er seinen Gefährten Freiheit, wer es mit ihm allein zu wagen Muth habe. Nur vierzehn waren es, die ihm zu folgen bereit waren, und sie zogen nach Gorgona, litten ausserordentlich und erst nach fünf Monaten zeigte sich ein Schiff von Panama, mit dem diese ausserordentlichen Menschen wieder nach Peru segelten, dessen Küste sie nach ein und zwanzig Tagen erreichten, und einen Vorschmack des reichen Landes einnahmen, das sie suchten. Mit Bereitwilligkeit und Gastfreundlichkeit nahmen die Peruaner die Fremdlinge auf, aber sie — vergalten es in der Folge sehr übel, denn nach-

dem

dem Karl V. wirklich genehmigte, das hochgepriesene Land zu erobern und dem Pizarro darin die Statthalterschaft und das Oberrichteramt zusagte, so gieng dieser neuerdings mit einer Hand voll Leute der Ausführung seines Planes entgegen und verschmähte kein Mittel, es mochte noch so schändlich und abscheulich seyn, ihn durchzusetzen. Mit ihm giengen seine gleich verwegenen drei Stief-Brüder und sein Oheim, Franz von Alkanara.

Unter vielen Beschwerlichkeiten drangen sie bis Coaque, einen Ort am Meer, fast unter der Linie gelegen, vor, beraubten die ruhigen Einwohner nicht nur aller Lebensmittel, sondern auch aller Kostbarkeiten in Gold und Edelsteinen, die sie fanden, so daß alles von Schrecken betäubt vor ihnen entfloh. Was das Unternehmen Pizarros sehr erleichterte, war, daß die Beherrscher des Landes — die beiden Brüder Huaskar und Atahualpa — gerade in einen unseligen Krieg verwickelt waren und jener den spanischen Abentheurer um Hülfe gegen seinen Bruder anrief. Hierdurch verstärkte er seine Macht und die unglücklichen Peruaner wirkten selbst zum Verderben ihres Landes mit. Mit schändlicher Verstellung lockte Pizarro den Atahualpa in sein Lager.

Ein Priester hielt eine lange Rede vom Sündenfall, von der Menschwerdung Christi, von der Gewalt des Pabstes u. s. w. die der Peruaner nicht verstund und da derselbe die Ehrfurcht gegen das ihm vorgehaltene Brevier zu verletzen schien, rief der fanatische Pfaffe die Spanier zur Rache wegen Entweihung der Religion auf. Sogleich begann ein fürchterliches Blutbad, das bis zu Ende des Tages dauerte und während des Gemetzels wurde der Inka Atahualpa gefangen und in Pizarros Quartier geschleppt. Das Lager der Peruaner wurde geplündert und eine erstaunende Menge Schätze erbeutet. Da dem Inka die Gefangenschaft unerträglich war, so erbot er sich, gegen seine Entlassung das zwei und zwanzig Fuß lange und sechzehn Fuß breite Zimmer, in dem er sich befand, mit goldnen und silbernen Gefäßen so hoch anzufüllen, als seine Hände reichen könnten. Die goldhungerigen Spanier nahmen den Vorschlag mit Entzücken an und reisten selbst mit Atahualpas Abgeordneten, um das Gold herbeischaffen zu helfen. Unterwegs trafen sie den Huaskar als Gefangenen seines Bruders und da dieser von dem Anerbieten desselben hörte, bot er dreimal so viel, wenn die Spanier ihm beistehen wollten. Als Atahualpa von

den Begleitern Huaskars hörte, was vorgefallen war, befahl er, seinen Bruder heimlich umzubringen, ehe Pizarro von dessen Anerbieten hören möchte und der Brudermord wurde vollführt.

Das Gold, welches zum Lösegeld des Inka bestimmt war, wurde herbeigeschaft, und an St. Jakobs Tag getheilt, aber von einer Freilassung des Unglücklichen war keine Rede mehr, im Gegentheil plagte man ihn ungeheuer, um nur noch mehr zu erpressen. Endlich suchte man gar einen Vorwand, ihn aus der Welt zu schaffen, fand ihn — wie natürlich — leicht und Pizarro ließ ihn erdrosseln. — Nach Atahualpas Tod wurden die Verwirrungen im Innern von Peru immer ärger und die Spanier sahen es mit Vergnügen, weil ihnen dadurch die Unterjochung des großen Reichs um so leichter ward. Pizarro erhielt Verstärkung von Panama aus und marschirte so nach der Hauptstadt Kusko, wo er wieder unermeßliche Schätze fand, so daß selbst den Spaniern das Gold anfieng gleichgültig zu werden.

Indessen dieß vorgieng und Pizarro glaubte, daß ihm nun nichts mehr fehlen könne, trugen sich anderswo Vorfälle zu, die theils den Untergang des peruanischen Reiches be-

schleu-

schleunigten, theils den Statthalter Pizarro selbst in die größte Verlegenheit stürzten. Er hatte einen gewissen Benalkazar mit wenigen Leuten zu St. Michael gelassen und da dieser von den glänzenden Begebenheiten zu Kusko hörte, verdroß es ihn, unthätig seyn zu müssen. Daher machte er einen Anschlag auf Quito und bemächtigte sich bald dieser Hauptstadt einer weitläufigen Provinz. Zu gleicher Zeit kam Alvarado, der unter Kortes in Mexiko diente, auch nach Peru, den man aber, um keinen furchtbaren Nebenbuhler zu haben, bald mit Gold abspeißte, daß er wieder in seine Statthalterschaft Guatimala zurückkehrte. Jetzt kamen Pizarro und Almagro, deren jeder eine größere Herrschaft suchte, hintereinander und keiner wollte nachgeben, bis man endlich überein kam, daß Almagro für sich Chili erobern sollte und wenn er nicht fände, daß es um ihn zu belohnen, hinreichend sey, so wolle ihm Pizarro einen Theil von Peru abtreten. Die Einwohner von Chili ließen sich aber nicht so leicht, als die von Peru, unterjochen, er mußte sich nach Peru zurückziehen, wo eben jetzt auch Verwirrung ausgebrochen war und man das Joch der Spanier abwerfen wollte, weil der Statthalter eben sich in Lima befand

und

und nur zwei seiner Brüder zurückgeblieben waren. Die Empörung gegen die Spanier brach aus, der Inka Manko bemächtigte sich eines Theils der Stadt Kusko und die Pizarro's wußten weder aus noch ein, um so mehr, als sie von ihrem Bruder gar keine Nachricht hatten. Indessen kam Almagro aus Chili und da er sich überzeugte, daß Kusko zu derjenigen Statthalterschaft gehöre, die Karl V. ihm zugedacht hatte, so griff er den Inka an und schlug ihn aufs Haupt, dann überrumpelte er die Stadt und nahm die Pizarro's gefangen. Es hätte nur eines Marsches nach Lima bedurft, so wäre auch Franz Pizarro verloren gewesen, aber dazu war Almagro zu großmüthig, er that nicht nur keinen Schritt gegen ihn, und ließ sich sogar hintergehen, denn kaum hatte jener, was er wollte, so war von einem zuvor angetragenen Vergleich keine Rede mehr, sondern er erklärte, daß ihre Sache durch das Schwert entschieden werden müsse. Sogleich ließ Pizarro seine Brüder gegen Almagro, den sie ohnehin tödtlich haßten, marschieren. Sie rückten in die Ebenen von Kusko und der alte Almagro, der ausser Stand war, selbst zu kommandiren, ließ sich auf eine Anhöhe tragen, um der Schlacht zuzusehen. Beide

Theile

Theile fochten mit unglaublicher Hitze, aber die Pizarro's siegten, selbst der unglückliche Greis Almagro fiel seinen Feinden in die Hände, und die Stadt Kusko ergab sich. Lange währte es, bis Almagro's Schicksal entschieden war, endlich machten ihm die Bösewichter einen förmlichen Proceß, beschuldigten ihn des Hochverraths, ließen ihn im Gefängniß erdrosseln und dann auf dem Markt enthaupten.

Man erfuhr in Spanien diese Vorgänge und als Ferdinand Pizarro tolldreiste genug war, dahin zu reisen, um sein und seiner Brüder Betragen zu rechtfertigen, so warf man ihn in Ketten und ließ ihn zwanzig Jahre lang darin schmachten. Sobald man diesen fest hatte, sandte Karl V. einen Untersuchungs-Commissair in der Person des Vaka de Kastro, eines so klugen als edeln Mannes, nach Peru ab, denn Franz Pizarro herrschte nun dort unumschränkt, als wäre er Herr und Eigenthümer des großen Reichs. Die schönsten Provinzen eignete er sich selbst zu, die geringern gab er seinen Anhängern, dagegen Almagros Freunde in der größten Dürftigkeit schmachteten und niemand durfte es wagen, ihre Noth zu erleichtern, weil niemand dem allgewaltigen Statthalter mißfallen

wollte,

wollte, wiewohl es heimliches Murren nur zu viel gab. Unter andern sammelten sich viele Mißvergnügte bei dem Sohn des hingerichteten Almagro, der zu Lima unter Franz Pizarro's Augen zu wohnen genöthigt ward. Diese verbanden sich, den Statthalter zu stürzen, und dieser war taub und blind gegen alle Warnungen, die ihm seiner Sicherheit halber gegeben wurden, ja, er gab seinen Freunden die Antwort: „Seyd meinetwegen unbesorgt; „die Macht, die ich habe, andern den Kopf „abschlagen zu lassen, bürgt mir für die Si„cherheit des meinigen." Eben dieser Glaube an seine Sicherheit aber war Pizarro's Verderben. Sogar einer der Mitverschwornen empfand kurz vor dem Ausbruch der That Reue, vertraute den Entwurf, daß der Statthalter in Todesgefahr schwebe, einem Geistlichen und dieser ihm selbst und dennoch that er nichts von Bedeutung zu seiner Sicherheit. Jetzt schlug die Stunde des Tyrannen. Achtzehn Verschworne, vom Kopf bis zu den Füssen bewaffnet, an ihrer Spitze Herrada, der gewesene Lehrer und Aufseher des jungen Almagro, stürzten mit entblößten Schwertern unter dem Ruf: „Es lebe der König, es sterbe der Tyrann!" in den Pallast Pizarro's. Dieser fand nicht mehr so viele Zeit,

sich

sich zu bewaffnen, indem er erst eben von der Tafel aufgestanden war und nichts Arges ahnete, dennoch wehrte er sich so lange, bis die zu starke Ermattung ihm einen weitern Widerstand zu thun unmöglich machte. Er bekam einen Stich in die Kehle und sank todt zur Erde. Sein Pallast und die Häuser seiner Anhänger wurden vom Volk geplündert.

So starb Pizarro, dessen Muth, Standhaftigkeit und Ausharren in den größten Gefahren Bewunderung, aber dessen Grausamkeit, Golddurst und Heimtückigkeit Verabscheuung verdient. Je größer die Schwierigkeiten einer Sache, die er begann, waren, desto thätiger war er, sein Ziel zu erreichen. Ehrgeitz und Herrschbegierde waren die hervorstechendsten Züge seines Charakters und um sie zu befriedigen, ließ er Ströme Bluts fliessen. Um aber auch das Gute, das er besaß, nicht zu vergessen — denn kein Mensch ist ganz böse — so ist nicht zu verkennen, daß er gegen seine Freunde und Anhänger wohlthätig und dankbar war. Dem Kaiser, seinem Herrn, blieb er unter allen Umständen treu und ergeben und rücksichtlich der gemachten Beute, wovon jenem der fünfte Theil gebührte, so gewissenhaft, daß er sich nicht das geringste davon zueignete, oder andern davon nehmen ließ.

Wir

Wir wollen diese Schilderung mit einer kurzen Anekdote beschließen, die ihm zu wahrer Ehre gereicht und sein übriges Betragen einigermaßen vergessen läßt. — Auf einem seiner Märsche, auf dem er über einen Fluß setzen mußte, führte der reissende Strom einen seiner indianischen Bedienten, der ihm öfters Proben von vorzüglicher Treue und Ergebenheit gegeben hatte, mit sich fort. Kaum bemerkte Pizarro die Noth dieses Unglücklichen, so stürzte er sich in den Fluß, schwam ihm nach, faßte ihn bei den Haaren und zog ihn ans Ufer. Die Gefahr für ihn selbst war dabei so groß, daß keiner seiner Soldaten die Rettung ihres Kameraden wagte. Man machte ihm hierauf die Bemerkung, daß er sich zu sehr ausgesetzt und nicht bedacht habe, was er sich selbst schuldig sey; allein er antwortete darauf nichts, als: Ihr kennt den Werth eines treuen Dieners nicht.

---

4.

# Ignatius Lojola.

Ignatius Lojola, ein Edelmann aus Biscaja, wurde im Jahr 1491 geboren, trat als Edelknabe in die Dienste des spanischen Hofes, und zum Jüngling herangewachsen, wurde er Soldat. Er wohnte unter den Truppen Karls V. mehrern bedeutenden Vorfällen bei, unter anderm befand er sich in dem von den Franzosen im Jahr 1522 belagerten Pampelona. Hier wurde er durch eine Kugel dergestalt am rechten Fuß verwundet, daß er die Kriegsdienste aufgeben mußte. Während seiner langen Kur beschäftigte er sich mit Lesung mehrerer Legenden oder Lebensbeschreibungen verschiedener Heiligen, dann that er eine Wallfahrt ins gelobte Land und von da kam er mit dem schwärmerischen Entwurf zurück, eine geistlich-militärische Brüderschaft zur Ehre Jesu und seiner Mutter zu stiften, die mit dem Namen „die Gesellschaft Jesu“ benannt werden sollte und legte im Jahr 1534 Hand an die Ausführung desselben, wozu er bald Theilnehmer und Mitarbeiter fand.

Ob-

Obgleich aber Lojola vorgab, der Plan der Stiftung des Jesuiterordens sey ihm unmittelbar vom Himmel eingegeben worden, so wollte ihm das doch niemand glauben und eine Versammlung von Kardinälen, denen der Pabst Paul III den Entwurf zur Prüfung übergab, verwarf ihn sogar als gefährlich, daher der Pabst die Bestätigung des Ordens versagte. Um jedoch seinen Zweck zu erreichen, machte er sich verbindlich, daß die Ordensglieder neben den gewöhnlichen Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams noch ein viertes beschwören sollten: unbedingten Gehorsam gegen den päbstlichen Stuhl, nebst der Versicherung, sich im Dienste der Religion allenthalben hinsenden zu lassen, wo es nöthig erachtet werden würde. Diesem Antrag konnte der Pabst nicht widerstehen und er bestätigte im Jahr 1540 den neuen Orden, denn zu einer Zeit, zu welcher die römische Kirche durch die Reformation Luthers einen so gewaltigen Stoß erlitt, mußte eine Gesellschaft nothwendig höchst willkommen seyn, die sich erbot, das sinkende Ansehen des römischen Stuhls möglichst aufrecht zu halten. Lojola, der Stifter derselben, wurde zum ersten General derselben ernannt, in welcher Stelle er noch bis zum Jahr 1556 lebte, in welchem er zu

Rom

Rom starb und schon damals hatte sich der Orden ausserordentlich ausgebreitet. So wuchs er von Jahr zu Jahr an Zahl seiner Glieder, an Macht und unermeßlichen Reichthümern. Ehe ein halbes Jahrhundert vergieng, hatte er sich über alle Länder verbreitet, wo Katholiken wohnten und am Ende des ersten Jahrhunderts der Stiftung hatten seine Glieder die meisten Beichtvaterstellen an Höfen, die Lehrstühle auf den Universitäten, die Erziehung der Jugend und die Gewissensleitung aller Menschen von einigem Einfluß in ihren Händen.

Die innere Verfassung des Ordens zeugt von der schlauen Politik der auf Lojola gefolgten Generale, denn sie waren es eigentlich, die ihm erst den rechten Geist einhauchten und ihn zu dem machten, was er geworden ist. Der Stifter war ein blos unwissender religiöser Schwärmer, dessen Plan wahrscheinlich nicht weiter gieng, als der sogenannten „lutherischen Ketzerey“ Einhalt zu thun und das große Bekehrungswerk zu befördern, aber seine Nachfolger formten das Institut ganz anders. Statt daß andere Mönche in klösterlicher Einsamkeit lebten und mit der Welt ausser Gemeinschaft traten, thaten die Jesuiten gerade das Gegentheil; sie sahen sich

an als Leute, die zu weit gehender Thätigkeit geschaffen seyen. Alle Verhandlungen in der politischen Welt waren Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit. Sie spähten die Charaktere der Großen aus, schmeichelten sich in derselben Vertrauen ein, suchten ihre Freundschaft zu gewinnen, und das war es, was sie so groß machte. Ihrem General mußten sie blindlings gehorchen, ihm alle ihre Neigungen, Gedanken und Handlungen sagen und seine Vorschriften so genau befolgen, als ob sie von Christo selbst herkämen. Dadurch bekam der General eine so vollständige Kenntniß nicht nur seines Ordens und übersah mit Einem Blick den Zustand der Gesellschaft in allen Theilen der Erde, sondern aller bedeutenden Weltbegebenheiten, sogar der geheimsten Familienangelegenheiten und konnte auf einen Wink durch seine Untergebenen alles und alles zu seinen Zwekken leiten.

Dadurch, daß die Jesuiten in den ersten Familien Jugenderzieher wurden und die Studien auf den höhern Schulen leiteten, bildeten sie sich die künftige Nachwelt zu ihren Absichten. Geistliche Missionäre sandten sie bis nach China und Japan, ja in alle Winkel der Erde aus. Unter dem Vorwand, fremde Nationen zum christlichen Glauben zu bekehren,

erhiel-

Rom sta
Orden auf
er von Ja
an Macht
Ehe ein h
er sich übe
liken wohn
hunderts d
die meisten
Lehrstühle a
hung der J
ler Mensche
Händen.

Die inn
von der schl
folgten Gen
lich, die ih
ten und ihn
den ist. D
der religiös
scheinlich n
ten „lu
und das
aber s
ganz
klöst
We
Je

[illegible] Erkenntniß,
[illegible] zu trinken und
[illegible] In ver-
[illegible] eröfneten sie
[illegible] Kaufmanns-
[illegible] sich feste
[illegible] mittägigen und festen
[illegible] weitläufige Provinz
[illegible] die wahre Souveraine
[illegible] erstreckten über einige hun-
[illegible] Unterthanen ihre geistliche und
[illegible] Gewalt. Um sich die Menschen, be-
[illegible] Großen der Erde geneigt zu
[illegible] sie eine sehr geschmeidige
[illegible] Leidenschaften schmeichel-
[illegible] und fast alle mensch-
[illegible] rechtfertigte, wenn sie auch
[illegible] des Gewissens noch so
[illegible] Die päbstliche Gewalt erho-
ben sie bei jeder Gelegenheit zum Nachtheil
der weltlichen Herren und ihrer Rechte. Um
diese Absichten und Grundsätze durchzutreiben,
rechtfertigten sie die abscheulichsten Lehren,
wodurch alle Bande zwischen Herren und Un-
terthanen nothwendig aufgelößt werden muß-
ten; Königsmörder gefunden es in ihren Ver-
[illegible] daß die Jesuiten und ihre Lehren sie
[illegible] Verbrechen verleiteten. Sie schließen
den

den Dolch, der **Heinrichs** IV. Leben traf, — sie goßen die Kugel für den Prinzen von Oranien *). Gegen die Protestanten und die Verdrängung ihrer Lehre haben sie alle mögliche Künste angewendet und ihnen allein hatte man Kaiser **Ferdinands** II. Restitutionsedikt zu danken, das Ströme Bluts gekostet hat. Sie widersetzten sich der Duldung aus allen Kräften und entflammten die geistliche und weltliche Macht gegen Andersdenkende. Durch den prächtigen Putz ihrer Tempel und die theatralischen Vorstellungen an Charfreitagen und Fronleichnamsfesten gewannen sie den Pöbel und durch milde Nachsicht als Beichtväter die höhern Klassen.

Daß die Jesuiten sich mehr, als andere Orden, sich der Wissenschaften beflissen haben, liegt am Tage, sie mußten es aber auch, denn da um die Zeit ihrer Stiftung das Licht bereits auf den Leuchter gesteckt war und späterhin noch heller strahlte, so würden sie, wären sie wie so manche andere Ordensglieder, unwissende Mönche geblieben, das nie gewirkt haben, was sie wirkten; es brachte ihnen Ehre und

---

*) Man sehe **Wolfs** Geschichte der Jesuiten an vielen Stellen.

erhielten sie von den Höfen die Erlaubniß, mit diesen Nationen Handel zu treiben und thaten es in Ost- und Westindien. In verschiedenen Ländern von Europa eröffneten sie Waarenlager, aus denen sie ihre Kaufmannswaaren verkauften. Sie erwarben sich feste Sitze und hatten in dem mittägigen und festen Lande von Amerika die weitläufige Provinz Paraguai, die sie wie wahre Souveraine beherrschten und erstreckten über einige hunderttausend Unterthanen ihre geistliche und weltliche Gewalt. Um sich die Menschen, besonders aber die Großen der Erde geneigt zu erhalten, predigten sie eine sehr geschmeidige Sittenlehre, die den Leidenschaften schmeichelte, das Laster beschönigte und fast alle menschlichen Handlungen rechtfertigte, wenn sie auch vor dem Richterstuhl des Gewissens noch so strafbar waren. Die päbstliche Gewalt erhoben sie bei jeder Gelegenheit zum Nachtheil der weltlichen Herren und ihrer Rechte. Um diese Absichten und Grundsätze durchzutreiben, rechtfertigten sie die abscheulichsten Lehren, wodurch alle Bande zwischen Herren und Unterthanen nothwendig aufgelößt werden mußten; Königsmörder gestunden es in ihren Verhören, daß die Jesuiten und ihre Lehren sie zu ihren Verbrechen verleiteten. Sie schliefen

den

den Dolch, der Heinrichs IV. Leben traf, — sie goßen die Kugel für den Prinzen von Oranien *). Gegen die Protestanten und die Verdrängung ihrer Lehre haben sie alle mögliche Künste angewendet und ihnen allein hatte man Kaiser Ferdinands II. Restitutionsedikt zu danken, das Ströme Bluts gekostet hat. Sie widersetzten sich der Duldung aus allen Kräften und entflammten die geistliche und weltliche Macht gegen Andersdenkende. Durch den prächtigen Putz ihrer Tempel und die theatralischen Vorstellungen an Charfreitagen und Fronleichnamsfesten gewannen sie den Pöbel und durch milde Nachsicht als Beichtväter die höhern Klassen.

Daß die Jesuiten sich mehr, als andere Orden, sich der Wissenschaften beflissen haben, liegt am Tage, sie mußten es aber auch, denn da um die Zeit ihrer Stiftung das Licht bereits auf den Leuchter gesteckt war und späterhin noch heller strahlte, so würden sie, wären sie wie so manche andere Ordensglieder, unwissende Mönche geblieben, das nie gewirkt haben, was sie wirkten; es brachte ihnen Ehre und

*) Man sehe Wolfs Geschichte der Jesuiten an sehr vielen Stellen.

und Ansehen. Besondere Beweise ihrer Geschicklichkeit haben sie in der neuen Welt abgelegt. Sie fanden z. B. die Einwohner von Paraguai in einem traurigen Zustande, denn diese lebten blos von der Jagd und Fischerei, waren fremde in allen Künsten, die das Leben verschönern und kannten kaum die ersten Grundsätze von Regierung und Unterordnung. Die Jesuiten unterrichteten diese Wilden, machten sie gesitteter, lehrten sie Feldbau, Viehzucht, Ackerbau, Manufakturen u. s. w. Auch die europäische Kriegskunst wurde durch sie in jenem Erdstrich bekannt; sie formirten Regimenter zu Fuß und zu Pferd, versahen sie mit Geschütz und legten Magazine an, die mit allen Kriegsbedürfnissen reichlich versehen waren.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatte der Jesuiterorden seine höchste Macht, aber auch seine höchste Verderbniß erreicht. Durch seinen Reichthum und seine künstliche in allen Theilen vollendete Verfassung wurde es ihm leicht, Päbsten und Königen zu trotzen, aber eben dieser Übermuth beschleunigte seinen Fall. In Portugal wurde man zuerst auf sein despotisches Benehmen in Amerika aufmerksam und suchte Einschränkungen zu machen. Schon war es unter dem Pabst Benedikt XIV. auf eine gänzliche Reform des Ordens

dens

dens abgesehen, als dieser Pabst starb und sein Nachfolger Klemens XIII. die Jesuiten kräftigst in seinen Schutz nahm. Nichts desto weniger wurden die Jesuiten, die in einen Hochverrathsprozeß verwickelt waren, aus Portugal gejagt. In Frankreich untersuchte man ihre Constitutionen und fand sie mit der Ruhe und Sicherheit der Staaten unverträglich. Im Jahr 1761 wurde allen königlichen Unterthanen verboten, in den Orden zu treten und den Jesuiten neue Mitglieder aufzunehmen. Viele ihrer Schriften wurden durch den Scharfrichter verbrannt; ein Jahr später wurde der Orden in ganz Frankreich durch Parlamentsschlüsse aufgehoben. — Auch in Spanien, weiland seiner Wiege, fiel er. Durch aufgefangene Briefe hatte man viele gefährliche Geheimnisse entdeckt und so wurde im Jahr 1767 ein Gesetz bekannt gemacht, das alle Jesuiten aus den Grenzen des Reichs verwies und in den Kirchenstaat versetzte. Das nemliche Schicksal traf sie in Parma und Piacenza und in dieser Lage des Ordens starb Klemens XIII.

Von seinem Nachfolger, Klemens XIV., forderten endlich die großen europäischen Höfe die gänzliche Aufhebung des Jesuiterordens

und er willfahrte ihnen *). Merkwürdig ist es, daß dieses Schicksal der Gesellschaft schon im Jahr 1551 — also kaum eilf Jahre nach der päbstlichen Bestätigung — der Bischoff Georg Brown zu Dublin in folgenden Worten prophetisch vorausgesagt hat: „Es giebt „eine neue, kürzlich entstandene Brüderschaft, „die sich Jesuiten nennt, welche viel betrü„gen wird und den Schriftgelehrten und Pha„risäern gleicht. Unter den Juden werden „sie sich bemühen, die Wahrheit zu vertilgen „und sie werden solches beinahe zu Stande „bringen, denn dieß Geschlecht wird sich in „alle Gestalten verwandeln. Bei den Heiden „werden sie heidnisch, bei den Atheisten athei„stisch, bei den Juden jüdisch, bei den Refor„mirten reformirt seyn, und dieses um der „Menschen Absichten, Meynungen, Gesinnun„gen, Gemüther und Herzen auszuspähen und „sie zuletzt so weit bringen, daß sie seyn wer„den gleich dem Narren, der in seinem Her„zen spricht: Es ist kein Gott. — Sie wer„den sich in der ganzen Welt ausbreiten, sie „werden in den geheimen Rath der Fürsten „aufgenommen werden, aber sie werden diese „doch um nichts klüger machen; sie werden „ihre

*) Man sehe dessen Leben im fünften Bändchen.

„ihre Günstlinge seyn, ja, sie werden es so „weit bringen, daß die Fürsten ihr Herz und „alle ihre Geheimnisse offenbaren und es doch „nicht merken werden, und das wird gesche„hen, weil sie von den Geboten Gottes ab„weichen, weil sie unterlassen das Gesetz Got„tes zu erfüllen und zu den Sünden der „Menschen durch die Finger sehen werden. „Doch endlich wird Gott, sein Gesetz zu „rechtfertigen, diese Gesellschaft plötzlich ab„schneiden und zwar durch die Hand eben der„jenigen, die sie am meisten unterstützt und „gebraucht haben, so, daß sie zuletzt den Haß „aller Völker tragen werden. Sie werden „verachteter seyn, als die Juden, denn sie „werden keinen Ort der Ruhe finden auf „Erden und es wird geschehen, daß ein Jude „wird beliebter seyn, als ein Jesuite" *).

5.

---

*) Maclaine Anmerkungen zu seiner englischen Uebersetzung der Moßheimischen Kirchengeschichte.

Der Geist des Jesuiterordens ist in Kürze meisterlich dargestellt in Dr. Wolfters Geschichte Luthers und der Reformation. Mannheim 1805.

## 5.

# Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba.

Die Niederlande hatten sich unter ihren frühern Beherrschern großer Vorrechte zu erfreuen, aber der hochfahrende und despotisch gesinnte Karl V. konnte es nicht dulden, daß Unterthanen Willen und Freiheit haben sollten, daher drückte er sie und schränkte sie ein, wo er konnte. Als vollends Luthers Reformation in jenem Lande großen Anhang bekam, da durchbrach er alle Schranken der Menschlichkeit. Er führte die spanische Inquisition ein und die besten Schriftsteller behaupten einhellig, daß unter seiner Regierung sicherlich fünfzigtausend Menschen der Religion wegen hingerichtet worden seyen. Und doch blieb das Land ruhig, so lang Karl regierte, aber unter seinem Sohn und Nachfolger Philipp II. brach der lang verhaltene Grimm endlich aus, denn die Religionsverfolgungen wurden noch heftiger und in allem, was er that und wollte, drückte sich der eiserne Fußtritt des Tyrannen

rannen ein. Das Volk murrte laut gegen die aus Spanien gekommenen Verordnungen, der Adel klagte über Zurücksetzung, die reichen protestantischen Kaufleute waren besorgt für ihren Wohlstand, und schon sprach man laut von Bündnissen mit auswärtigen Mächten. Es kam eine förmliche Verbindung zu Stande und ehe sichs Philipp versah, stund das Land gegen seine Statthalterin, Margaretha von Parma, in den Waffen. Er schickte den Herzog von Alba mit Truppen und wie dieser sich in den Niederlanden benommen habe, dieß sey der Gegenstand der gegenwärtigen Erzählung *).

Alba, aus einer der angesehensten spanischen Familie entsprossen, wurde im Jahr 1508 geboren, widmete sich von Jugend an dem Kriegsdienst, stieg von einer militärischen Ehrenstufe zur andern. Im Jahr 1546 kommandirte er als General die spanische Armee bei der kaiserlichen in Deutschland; bei der Belagerung von Metz 1552 that er Wunder der Tapferkeit, 1557 drang er in den Kirchenstaat und nöthigte den Pabst Paul IV, der sich zur französischen Parthey geschlagen hatte, zum Frie-

*) Man sehe Nr. III. im Anhang des fünften Bändchens.

Frieden. Alles dieß aber war nur ein Vorspiel seines Wirkens in den Niederlanden. Philipp II. ernannte ihn nicht nur zum General der dahin abgehenden Armee, sondern zugleich zum Statthalter dieser Provinzen mit unumschränkter Vollmacht. Da er der Liebling des Königs war, so durfte Alba darauf rechnen, daß er alles recht mache, um so mehr, als er ganz in Philipps grausamem Geist handelte.

Als die Niederländer, deren Kraft ohnedieß durch mehrere erlittene Niederlagen bereits gelähmt war, hörten, daß Alba komme, vor dem der Schrecken hereilte, floh alles, was nur fliehen konnte. Mehr als hunderttausend Bürger verließen ihr Vaterland, als man nur von Ferne von Annäherung dieser Armee hörte und diese Flucht dauerte fort, je näher sie kam. Am 22. August des Jahrs 1567 zog Alba in Brüssel ein und legte sein Heer in die Vorstädte als Besatzung. Der Statthalterin übergab er seine Vollmacht, welche ihm gestattete, nach eigener Willkühr Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte und alle übrigen königlichen Beamten ein- und abzusetzen, über die gestillten Unruhen Untersuchungen anzustellen, die Ur-

heber derselben zu bestrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine vollkommene Todesstille herrschte jetzt in Brüssel *), die nur dann und wann durch das Geräusch der Waffen unterbrochen wurde. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter gleich losgelassenen Spürhunden verbreiteten und in alle Gegenden derselben ausgiengen. Wo man hinblickte, sah man fremde Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentlichen Plätze verlassen, die ganze Residenz wie eine Landschaft, über die die Pest gezogen war. Ohne, wie sonst, gesprächig bei einander zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, so bald ein Spanier in der Straße erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte. Der Spanier war jetzt der Redselige, der Niederländer der Stumme, Mißtrauen und Furcht hatten den Geist der Fröhlichkeit verscheucht, eine gezwungene Gravität sogar das Mienenspiel

---

*) Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande, Erster Theil, wo sich das meisterhafte Gemälde von Brüssel bei Alba's Einzug Seite 366 f. befindet.

spiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den herabfallenden Streich.

Alba war es nun vorzüglich darum zu thun, zuförderst die vornehmsten Häupter der ehemaligen Faktion in seine Gewalt zu bekommen, um dem nach Freiheit schmachtenden Volk seine Stützen zu entreissen. Unter diese gehörten besonders die Grafen Egmont und Hoorne. Der letztere hatte sich bereits entfernt, aber er kam wieder nach Brüssel, als er hörte, wie auszeichnend Egmont von Alba behandelt werde, der sich so lange gut und freundlich stellte, bis er die Unglücklichen im Garn hatte. Als er sich einer guten Gelegenheit versichert hatte, wurden Egmont und Hoorne gefangen genommen und dann unter einer Bedeckung von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent abgeführt. Dieß machte einen so fürchterlichen Eindruck auf das Volk, daß ausser den hunderttausend Inwohnern, die Alba's Ankunft nicht erwartet hatten, plötzlich wieder zwanzigtausend den Wanderstab ergriefen, weil niemand sich des Lebens sicher glaubte. Aber bald wurde die Todesstrafe auf die Auswanderungen gesetzt und so pries man jeden glücklich, der entronnen war.

Kaum

Kaum waren die Grafen Egmont und Hoorne gefangen, so stellte Alba die Inquisition wieder her, die ihre Gewalt gegen die angeblichen Ketzer mit fürchterlicher Strenge ausübte. Kein Stand, kein Alter, kein Verdienst konnte auf die geringste Nachsicht rechnen, jeder früher geschehene Schritt, mochte er auch noch so gleichgültig seyn, — z. B. wenn man nur der Leiche eines Reformirten beigewohnt, oder sich geäussert hatte: man müsse Gott mehr als den Menschen gehorchen, — hieß ein Majestätsverbrechen und der neue Statthalter konnte so über das Leben der ganzen Nation beschließen. Nicht zufrieden mit der Wiedereinsetzung der Inquisition, die viele Tausende zur Schlachtbank lieferte, errichtete der Herzog noch überdieß ein Kriminalgericht, aus zwölf Mitgliedern bestehend, das über die Revolutionsvorgänge entscheiden sollte. Alba selbst war Präsident dieses Gerichtshofs, aber bald besuchte er denselben seltener und überließ seinen Platz einem schamlosen Buben, dem Spanier Vargas, den sein Vaterland seiner vielfältigen Verbrechen halber ausgestossen hatte und der jetzt mit Menschenleben wie mit Rechenpfennigen spielte, die die Kinder leichtsinnig umherwerfen. Nicht nur die Freiheit der niederländischen Nation

tion und alle ihre bisher genossenen Privilegien, sondern auch der letzte Funke von Menschlichkeit wurde unter die Füße getreten. Was dieser Blutrath aussprach, war unwiederruflich und — Tod war sein gewöhnlicher Spruch. Wer auf geschehene Vorladung erschien, war ohne Rettung verloren und wer nicht erschien, wurde des Landes verwiesen und seine Güter wurden eingezogen. Hängen, Köpfen, Viertheilen und Verbrennen waren an der Tagesordnung, wer mit Galeerenstrafe oder Landesverweisung durchkam, mußte sich noch glücklich schätzen, denn dieß waren die gelinden Strafen. Ausserordentliche Summen fielen dadurch in die Hände des Königes und seiner Raubgesellen, besonders Alba's, dessen Golddurst unermeßlich war.

Die Grafen Egmont und Hoorne starben am 5. Junius 1568 zu Brüssel auf dem Blutgerüste, obschon der Kaiser Maximilian II. und viele deutsche Reichsfürsten sich um ihre Rettung die größte Mühe gaben. Das abscheuliche Blutgericht erklärte sie für Hochverräther, ihre gründlichsten Vertheidigungen nützten zu nichts, Alba wollte, sie sollten sterben, und so fielen ihre Köpfe unter dem Beil des Scharfrichters. Der älteste Sohn des Prinzen von Oranien, Philipp Wilhelm, Graf

von

Voltz del: Fleischmann sc.

Alba in den Niederlanden.

von Büren, wurde auf der Universität zu Löwen gefangen genommen und nach Spanien geführt, wo er acht und zwanzig Jahre lang schmachten mußte.

Jetzt war die Sache aufs höchste getrieben und der Bogen sprang, weil man ihn zu stark spannte, denn Prinz Wilhelm von Oranien und mehrere Edle bewaffneten sich, um das Vaterland zu rächen. Alba erschrack hierüber so wenig daß er zu Antwerpen eine Bildsäule von sich aufstellen ließ, wie er auf zwei Menschenbilder mit dem Fuß trat, wodurch er seinen Tyrannensinn am lautesten darlegte. Diejenigen brabantischen Städte, welche sich dem Prinzen von Oranien, als er glücklich war, in die Arme geworfen hatten, mußten ungeheure Summen zur Strafe bezahlen; einige wurden ausgeplündert, andere gar angezündet und alles ermordet, was den wüthenden Spaniern in die Hände fiel. Am schrecklichsten gieng es in Harlem zu, denn da es von äusserster Noth gezwungen war, sich dem siegenden Alba zu ergeben, so ließ er die vornehmsten Generale, welche die Stadt vertheidigt hatten, hinrichten, eine Menge Bürger und Soldaten hängen und ersäufen, so, daß die Straßen in Blut schwammen.

Durch

Durch diese Grausamkeiten empörte er die Niederländer nur noch mehr, so daß er zuletzt selbst den Gedanken, sie zu bezwingen, aufgab. Er bat im Jahr 1574 Philipp, ihm die Statthalterschaft abzunehmen und ihn zurück zu berufen, welches auch geschah. Er hatte in sechs Jahren zwei und fünfzig Millionen gekostet, achtzehntausend Menschen durch seine Henker hinrichten lassen, den allgemeinen Haß und Fluch des Landes auf sich geladen und er war die eigentliche Ursache, daß Spanien die Niederlande verlor, deren Bewohner er zur Verzweiflung gebracht hatte. Zwar ersetzte er diesen Schaden einigermaßen in der Folge durch die Eroberung von Portugal, aber auch dieses Land machte er unglücklich. Endlich starb diese fürchterliche Geisel der Menschheit zu Lissabon am 12. Jänner des Jahrs 1582. Er war ein großer Feldherr, der mit geringen Mitteln sehr vieles auszurichten verstund, aber alle seine Siege wurden durch die unerhörteste Grausamkeit entweiht, durch die fürchterlichsten Erpressungen gebrandmarkt und der Fluch der Länder ruhte auf seinem unermeßlichen Vermögen.

---

## 6.

# Marquis von Pombal,

## Portugiesischer Staatsminister.

---

Portugal war unter dem König Johann V., der von 1707 bis 1750, also drei und vierzig Jahre regierte, zu einer entsetzlichen Schwäche herabgesunken. Die Seemacht war so schlecht, daß man sich kaum der afrikanischen Seeräuber erwehren konnte; — die Landmacht stund in der tiefsten Verachtung, aber dafür wandte der König mehrere Millionen Reichsthaler auf die Erbauung eines Klosters, das selbst die Pracht des spanischen Escurials übertraf und worinn nicht weniger als zweihundert von „Sankt Franzens fetten Seraphinen" müßig gefüttert wurden und überließ in seinen letzten Jahren die Staatsverwaltung einem — Kapuziner, ohne den er nichts that. Unter seinem Sohn und Nachfolger Joseph Emanuel war daher große Verbesserung nothwendig und der Mann, der dazu wesentlich beitrug, war Sebastian Joseph

seph von Carvalho, Graf von Oyras, Marquis von Pombal, geboren 1699. Der Ort seiner Geburt ist nicht gewiß bekannt und nur so viel, daß er der Sohn eines dürftigen portugiesischen Edelmannes war. Eben darum, weil seine Familie in keinen glänzenden Umständen war, studirte er zu Coimbra die Rechtsgelehrsamkeit, weil er hoffte, dadurch sich in Ehrenstellen zu schwingen. Nach vollendeten Studien wurde er Soldat, dankte aber bald wieder ab und kam als Gesandter nach Wien, doch wurde er, da König Joseph den Thron bestieg, als Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten zurück berufen. Sogleich faßte er den Entschluß, das Vertrauen seines Herrn zu nützen und dem in Verfall gerathenen Reich wieder aufzuhelfen. Dieß war um so nothwendiger, als große Unglücksfälle die ersten Jahre der neuen Regierung bezeichnet hatten. Die Hauptstadt des Reichs, Lissabon, wurde in einer Zeit von fünf Minuten großentheils durch ein Erdbeben zusammengestürzt. Das dazu gekommene Feuer zerstörte eine Menge Gebäude, fünfzehn bis zwanzigtausend Menschen verloren dabei das Leben. Zugleich war der Tajo ausgetreten und hatte Felder und Gärten verwüstet, Hunger und Seuchen folgten darauf und das Elend

ward

ward unermeßlich. Pombal sorgte für die Wiederherstellung der zerstörten Gebäude, er ließ überflüssige Weinberge in nöthige Fruchtfelder umschaffen, brachte die Finanzen in bessere Ordnung, ermunterte die in Faulheit versunkenen Portugiesen zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit, legte Manufakturen und Fabriken an und verbesserte die Land- und Seemacht. Alles das gelang ihm, ohne irgend einen bedeutenden Widerstand zu finden, aber — er grief der Geistlichkeit an die Seele und da hatte er die fürchterlichsten Kämpfe zu bestehen.

Portugal steckte zur Zeit, als Pombal das Staatsruder faßte, in der dummsten Bigotterie. Die Geistlichkeit, besonders aber die Jesuiten, herrschten allmächtig. Die Inquisition thronte hier mit allen ihren Schrecknissen und mordete, von der königlichen Macht dazu beglaubigt, bei ihrem Auto da Fe unglückliche Menschen, die man Ketzer nannte. Aus dieser schimpflichen Knechtschaft wollte Pombal die Unterthanen seines Königs erretten. Das Auto da Fe wurde unter schwerer Ahndung abgeschaft und das Inquisitionsgericht der Oberaufsicht der weltlichen Macht unterworfen, die Herrschaft der Jesuiten aber gezü-

gelt, welcher Orden durch ihn die Beichtvater-stellen bei der königlichen Familie verlor und mit ihnen ungeheuer großen Einfluß in alle Staatsangelegenheiten.

Kaum waren solche auffallende und bisher unerhörte Schritte geschehen, so drohte dem König Verderben durch Meuchelmörder. Im Jahr 1758 wurde, da er bei Nacht in den Pallast zurückfuhr, in seine Kutsche geschossen und es war nur eine Spanne zwischen seinem Leben und Tode. Zwar hatten einige portugiesische Große sich dieses Frevels schuldig gemacht, aber auch die Jesuiten kamen in Verdacht, dabei mitgewirkt zu haben und darum wurden sie nicht nur mit auffallender Härte behandelt — denn es war ja möglich, daß nicht alle Theil an diesem vorgehabten Königsmord hatten — sondern auch aus dem ganzen Königreich gejagt. Ihre Güter wurden eingezogen und der Orden auf ewig in Portugal aufgehoben. Den übrigen Mönchsorden würde befohlen, zehn Jahre lang keine Novitzen mehr aufzunehmen; nicht genug, auch der päbstliche Hof sollte empfinden, daß Pombal nicht sein Freund sey. Da der Pabst die Vertreibung der Jesuiten sehr übel nahm, so bekümmerte sich der Minister nicht nur nichts

darum,

darum, sondern er sah es äusserst gerne, wenn gegen die Unfehlbarkeit des Pabstes öffentlich zu Felde gezogen wurde; er ermunterte jeden dazu auf, der durch gedruckte Schriften dazu mitwirken konnte. Sonst durfte in Portugal kein Buch gedruckt werden, das nicht zuvor ein geistlicher Censor gebilligt hatte; dieses Vorrecht aber wurde dem Klerus genommen. Nur der Pabst konnte sonst in Ehesachen Dispensationen ertheilen, Pombal verbot bei Strafe, sich in solchen Angelegenheiten nach Rom zu wenden, das der päbstlichen Schatzkammer nicht wenig Nachtheil brachte, und als man darüber Unzufriedenheit merken ließ, so zeigte Pombal eine Aussicht, die noch schmerzlicher war, nemlich er meynte, die Portugiesen könnten am Ende wohl die alte Kirchenverfassung herstellen, ihre Kirche und die Bischöffe derselben vom päbstlichen Stuhl unabhängig machen und die Kirchengüter der weltlichen Gewalt unterwerfen. Der Pabst mußte der harten Nothwendigkeit nachgeben und um nicht alles zu verlieren, das kleinere Übel verschmerzen.

Solche Reformen in einem Lande, das vorhin stupide der geistlichen Gewalt gehorcht und geglaubt hatte, es gebe keine höhere, ja,

sie sey an Gottesstatt auf der Welt; — diese Reformen nicht selten mit empfindlicher Gewalt ausgeübt und zuweilen selbst über die Grenzen der Gerechtigkeit durchgesetzt, so auf einmal, so Schlag auf Schlag, mußten in der That sehr auffallen und hie und da auch manchen Kummer verursachen, als ob der Religion selbst ein naher Untergang bereitet werde. Darin versah es Pombal allerdings; er hörte darüber keines einzigen Menschen Rath, er allein entwarf alle Plane, er allein führte sie aus. Er mochte es gut meynen, mochte glauben, daß das alles zum Besten des Ganzen nothwendig sey; allein die Schläge kamen doch zu unvorbereitet, zu rasch und wenn sie auch glückten, so lange er die Zügel der Regierung lenkte, so war es doch kein Wunder, daß bei dem Mißvergnügen, das sie erzeugten, alles wieder zerfiel, so bald er von dem Schauplatz seiner weitgreifenden Thätigkeit abtrat. Und so geschah es auch. Joseph Emanuel starb am 25. Februar des Jahrs 1777. Pombal sah richtig ein, daß er sich unter der neuen Regierung, wo gemeiniglich das frühere Gute, in Hoffnung, man werde es noch besser machen, weggeworfen wird, schwerlich auf seinem Posten behaupten werde und bat daher um seinen Abschied als Staats-

minister, nachdem er sechs und zwanzig Jahre rastlos als solcher gearbeitet hatte. Es ward ihm nicht schwer gemacht, diesen Abschied zu erhalten, das konnte er erwarten, aber nothwendig mußte es ihn schmerzen, das ganze Gebäude, das er, um den Flor des Landes zu gründen, unter so tausendfältigen Anstrengungen hergestellt hatte, so bald zertrümmert zu sehen. Der Adel und die Geistlichkeit huben sogleich nach seinem Abgang das Haupt wieder empor, der Fanatismus und die schleichende Scheinheiligkeit nicht minder; alles, was eine Spur von Geistesfreiheit an sich trug, ward vernichtet, der Denker zog sich in sich selbst zurück und bejammerte im Stillen, daß es da so schnelle wieder dunkel werde, wo es kurz zuvor heller zu werden begonnen hatte und eine liebliche Morgenröthe einen schönen Tag zu verkündigen schien. Es war Pombals Feinden aber nicht genug, ihm dieses zermalmende Schauspiel zu geben, sondern sie wollten ihn noch tiefer herabdrücken. Es wurden Anklagen gegen ihn geschmiedet, die ihm den Hals brechen sollten und er mußte zufrieden seyn, daß seine Strafe nur in einer Verbannung, zwanzig Meilen vom Hofe, bestund. Dieser unterwarf er sich und starb als Verbannter, doch

im

im Besitz aller seiner Rechte und Güter im Jahr 1782 im drei und achtzigsten seines Alters und höchst merkwürdigen thätigen Lebens.

## III.

# Ungarn und Siebenbürgen.

---

1) Matthias Corvinus. 2) Franz Rakoczy.

1.

# Matthias Corvinus,

## König von Ungarn.

Matthias Corvinus, der größte König, den Ungarn, als es noch unabhängig regiert wurde, gehabt hatte, kam am 27. März des Jahres 1443 zu Clausenburg in Siebenbürgen zur Welt. Sein Vater, der unter dem Namen Johann Hunyad mehr, als unter dem Namen „Johannes Corvinus“ in der Geschichte bekannt ist, war einer der größten Kriegshelden seiner Zeit, und in Matthias äusserten sich schon frühzeitig hohe Geistesgaben und eine ausserordentliche Neigung zu Kriegsübungen aller Art, die dem Vater unendlich viel Freude machte. Aber nicht lange konnte er seinen Sohn in diesem Fach unterweisen, denn schon 1456 starb der alte

alte Hunyad und nun hatten seine Söhne (Matthias war bereits Edelknabe am Hofe des Königs Ladislaus von Ungarn) mit mächtigen Feinden ihres Hauses zu kämpfen, deren Ränke sogar dem ältern den Kopf kosteten und den Matthias ins Gefängniß brachten; auch blieb er Gefangener bis zu Ladislaus Tod, der am 23. November 1457 zu Prag erfolgte, und wohin Matthias von Wien aus kurz zuvor gebracht worden war.

Die Ungarn versammelten sich am ersten Jänner des Jahrs 1458 zur Wahl eines neuen Königs. Kaiser Friedrich III., Kasimir, König von Polen, und Wilhelm, Herzog von Sachsen, bewarben sich um diese Krone; aber die Freunde des Hauses Hunyad siegten und Matthias wurde einmüthig zum König ausgerufen, wornach er sich sogleich von Prag entfernte und unter lautem Jubel zu Buda, der damaligen Hauptstadt seines Reichs, einzog. Die ersten Tage seiner Regierung waren heiter und froh, aber seine Sonne trübte sich nur zu zeitig, denn es erwachten nicht nur die alten Feinde seines Hauses, sondern der Kaiser Friedrich machte ihm vieles zu schaffen, der seine Ansprüche auf die ungarische Krone, der Wahl des neuen Königs ohngeachtet, nicht aufgeben wollte. Zum Unglück

glück war diese Krone an ihn für einen bedeutenden Geldvorschuß versetzt, schon seit zwanzig Jahren in seinen Händen und noch nie hatten die Ungarn einen als wirklichen König erkannt, der nicht mit dieser ihnen so heiligen Krone gekrönt worden war. Ihn unterstützten die Großen von Ungarn, nicht daß er König werden, wohl aber, daß er helfen sollte, den Matthias zu verdrängen, damit eine neue Wahl nöthig würde, die dann leicht auf einen von ihnen fallen könnte. Alle diese Partheyen aber hatten sich verrechnet, denn der Pabst Calixtus III. forderte einen Krieg gegen die Türken und dieser beschäftigte die Ungarn dergestalt, daß sie an innerliche Faktionen nicht denken konnten. Obwohl diese nicht sogleich aufhören wollten, so gelang es doch Matthias bald, sie zu dämmen. Im Jahr 1461 vermählte er sich mit der böhmischen Prinzessin Katharina, einer Tochter seines Freundes Podiebrad und während der Hochzeitfeierlichkeiten meldete man ihm, daß ein zahlreiches türkisches Heer gegen die ungarschen Grenzen anrücke. Indessen Matthias schon bereit war, sich ihm entgegen zu stellen, wandte sich der Sultan Muhamed plötzlich nach Asien und die Gefahr war für diesen Augenblick vorüber, aber nur für diesen Augenblick,

blick, denn bald fiel der Sultan in die Wa- lachei ein und näherte sich den Grenzen Un- garns. Nun zeigte Matthias, was er ver- möge. Er grief die Türken an, jagte sie über die Sau zurück und trieb sie aus Boßnien. Dann verglich er sich mit Friedrich III., daß dieser die ihm versetzte ungarsche Krone herausgab, und am 29. März 1464 gieng die Krönung vor sich, worüber die ganze Nation frohlockte. So war der innere Friede herge- stellt und Matthias wendete nun alle seine Aufmerksamkeit auf die Verbesserung des Kriegs- wesens, die der glücklichste Erfolg belohnte. Ausserdem traf er auch mancherlei Veranstal- tungen zu Emporbringung der Wissenschaften, worin seine Unterthanen ungemein fremde wa- ren. Das erste, was er in dieser Rücksicht that, war, daß er zu Buda eine Universität stiftete, die er mit tüchtigen aus dem Aus- lande gekommenen Lehrern besetzte. Er gab ihr eine der treflichsten Bibliotheken damaliger Zeit, denn er kaufte eine Menge Handschrif- ten, die die nach Italien geflüchteten Grie- chen vor der Zerstörungssucht der Türken ge- rettet hatten, andere ließ er in Rom und Florenz abschreiben und wo es bereits ge- druckte Bücher gab, wurden sie auf königliche Kosten gekauft. Man will wissen, daß Mat-

thias

thias jährlich drei und dreißigtausend Dukaten verwendet habe und bei seinem Tod soll diese Sammlung über fünfzigtausend der seltensten Stücke betragen haben. Ferner ließ der König eine Sternwarte erbauen, die erste Buchdruckerei im Jahr 1471, auch mehrere niedere Schulen errichten und that somit alles mögliche, seine Unterthanen in ihrer Geistesbildung weiter zu bringen, ja er würde noch mehr gethan haben, wenn nicht die vielen Kriege, die er führen mußte, ihn an seinem bessern Beginnen gehindert hätten. Zu einem sehr ungerechten gegen seinen eignen Schwiegervater, Podiebrad von Böhmen, reitzte ihn der Pabst Paul II. weil jener den Hußiten den Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten in seinem Reich erlaubte und ihnen alle jene Freiheiten bestätigte, die ihnen die Kirchenversammlung zu Basel zugestanden hatte, und man muß es nur dem damals allgemein herrschenden Vorurtheil, daß der Pabst als Statthalter Gottes auf Erden zu befehlen habe und jeder Sterbliche unbedingten Gehorsam zu leisten schuldig sey, zuschreiben, daß der sonst so gute Matthias sich bewegen ließ, gegen den Vater seiner Gemahlin die Waffen zu ergreifen. In diesem Krieg unterwarf er sich ganz Mähren, Schlesien und die Lausitz;

aber

aber so wenig ihm dieß, da es fremdes Gut war, eigentlich zur Ehre gereicht, so söhnen wir uns doch dadurch in etwas mit ihm aus, daß er die Söhne Podiebrads, die mit ihm nach Olmütz reisten, nicht — wie der päbstliche Legat verlangte — als Gefangene behielt, sondern sie freundlich entließ und jenem tüchtige Wahrheiten deßhalb sagte.

Kaum war dieser Krieg geendet, so wurde Matthias in einen neuen gegen Polen verwickelt und einen andern gegen den Kaiser Friedrich III., dem er einen Theil seiner Länder abnahm; aber obwohl die Ungarn diese auswärtigen Fehden nicht gerne sahen, so beruhigten sie sich doch in so ferne, da ihr König sich gegen sie selbst sehr milde und anständig betrug. Er war sehr wohlthätig, besonders gegen die Soldaten, in deren Nähe er keine Spur seiner Würde sehen ließ. Er besuchte im Lager die Kranken, gab ihnen manchmal selbst zu essen und sprach ihnen Muth und Gedult ein. In Schlachten verband er oft selbst ihre Wunden. Er that sich wenig oder nichts auf seine Leibwache zu gut, aber dagegen setzte er auf seine Unterthanen das unbegrenzteste Vertrauen, so wie sie auf ihn. Aber dieses gute Vernehmen bekam einige Stöße, als der König die Prinzessin Beatrix,

trix, Tochter Ferdinands I. von Neapel, zu seiner zweiten Gemahlin wählte, die ihn von seiner Popularität ein wenig abzog. Man hatte nicht mehr so ungehinderten Zugang zu ihm, als zuvor, der Hof verlor seine frühere einfache Gestalt und wurde prächtiger und die sonst mäßige Tafel kostbarer. Maler, Bildhauer, Goldarbeiter und andere Künstler wurden aus Italien verschrieben, nicht weniger Schauspieler, Musikanten und andere dergleichen Leute, die vieles Geld kosteten und wodurch sich der Aufwand zum Schaden des Landes täglich vergrößerte. Darüber wurde der größte Theil der Nation mißvergnügt und äusserte laut, daß ihm die italienische Weichlichkeit ein Greuel sey, woran sich aber Matthias nicht kehrte, sondern fortfuhr, sich glänzender zu zeigen, auch führte er prächtige Gebäude auf, welches denn doch die ungarschen Großen zeitig nachahmten.

Als der König von auswärtigen Feinden, die ihm einige Zeit sehr zusetzten, einige Ruhe hatte, wandte er sein Augenmerk auf die innere Verbesserung des Reichs, um gesetzmäßige Ordnung, Ruhe und Sicherheit herzustellen, denn während seiner Abwesenheit hatte sich die Zahl der Diebe, Mörder, Mordbrenner und anderer Verbrecher ausserordentlich vermehrt,

mehrt, so, daß kein Wanderer auf der Straße, kein Bruder vor seinem Bruder, kein Gast vor seinem Wirth mehr sicher war. Matthias setzte daher zweckmäßige Gerichte an die Stelle der bisherigen unzulänglichen; schränkte die gerichtlichen Zweikämpfe ein, bei welchen viele Mißbräuche statt gefunden hatten, hob die Befreiungen von der Gerichtsbarkeit der Statthalter auf; schränkte die königlichen Güterverschenkungen ein und befahl, bei jeder solchen Schenkung vorher zu untersuchen, ob sie auch rechtmäßig habe geschehen können; auf jede vorsetzliche Mordthat setzte er die Todesstrafe und anders mehr.

Kaum waren diese heilsamen Landeseinrichtungen getroffen, so gerieth Matthias in einen Streit mit dem Pabst Innocenz VIII., der seinen Schwiegervater, den König von Neapel, unter dem Vorwand, daß dessen Reich ein päbstliches Lehen sey, ziemlich unartig behandelte. Der Krieg in Oesterreich gegen den Kaiser dauerte mit Glück fort, aber eben da Matthias für sein Haus die glänzendsten Entwürfe machte, überraschte ihn im Jahr 1490 der Tod im sieben und vierzigsten Jahr seines Alters. Er war unstreitig der größte Feldherr seiner Zeit und durch seine ungemeine Geistesgegenwart beförderte er auch

nicht

nicht selten das Glück seiner Waffen. Er kannte die Kriegskunst der Alten und was davon nur irgend anwendbar war, verpflanzte er auf sein Heer. Wie verwegen er gewesen sey, davon mag dieß als Beispiel hier stehen, daß er sich einst, um Kundschaft von der türkischen Armee einzuziehen, in einen Bauern verkleidete und mit einem einzigen Gefährten sich unter dem Vorwand, Gerste zu verkaufen, in ihr Lager wagte und dort einen ganzen Tag lang ausharrte. Zunächst nach seinen kriegerischen Eigenschaften gebührt ihm die Ehre, der größte Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften gewesen zu seyn und mehr dafür gethan zu haben, als irgend einer seiner Vorgänger in Ungarn. Er las fortwährend die alten römischen Schriftsteller nicht nur, sondern selbst die Bibel in der lateinischen Sprache und hatte so viele Religionskenntnisse, als wenige seines Standes, besonders der damaligen Zeit. — Gerechtigkeitsliebe, Wohlthätigkeit im weitesten Sinn, Klugheit, Vaterlandsliebe und andere Tugenden strahlten unverkennbar aus ihm, daher war er auch ganz unbekümmert, wenn man ihm rieth, sich vor dem oder jenem in Acht zu nehmen, denn „ein König“ — sagte er — „der gerecht und gesetzmäßig regiert, darf sich vor

„Gift oder Schwert seiner Unterthanen nicht „fürchten.“

Seine Fehler waren: allzugroße Kriegslustigkeit, — Veränderlichkeit, selbst gegen seine besten Freunde; — Jähzorn, der ihn öfters zu unüberlegten Handlungen hinriß und einiger Hang zum Trunk; demohngeachtet darf man nicht verhehlen, daß seine guten Eigenschaften die minder guten weit übertroffen haben und der Name „Matthias Corvinus“ immer einer der glänzendsten und merkwürdigsten in der Geschichte der Ungarn bleiben werde.

2.

## Franz Rakoczy,

### Fürst von Siebenbürgen.

Zu einer Zeit, in welcher Ungarn das Ungemach einer beständigen Gährung duldete und unter der Geisel bürgerlicher Unruhen blutete, würde Franz der Zweite, Fürst von Rakoczy, im Jahr 1676 zu Borshi, einem

einem seiner Familie gehörigen Landsitze, nicht weit von der Festung Patack gelegen, geboren. Schon im fünften Monat seines Lebens verlor er seinen Vater, weßhalb auch seine Mutter, weil sie sich auf dem Lande nicht sicher glaubte, nach Munkatsch zog.

Franz war in jedem Betracht, als er heranwuchs, ein vorzüglicher Jüngling. Schlank und majestätisch war sein Wuchs, voll und rund sein Gesicht, feuervoll sein Auge, sein Haar schwarz und männlich sein Bart. Seine Geistesgaben erhöhten die äußerlich schöne Körperbildung und frühzeitig kam er in Lagen, die seinen künftigen Wirkungskreis bestimmten. Sein Stiefvater, der Graf Töckeli, war in mancherlei gefährliche Händel verwickelt und mit ihm mußte Franz bald da bald dorthin fliehen, die härteste Witterung ausstehen und dabei oft Elend und Hunger leiden. Seine feste Gesundheit half ihm durch alles Ungemach und sein Körper wurde dadurch so abgehärtet, daß er manchen Stürmen Trotz bieten konnte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Wien im Jahr 1695 wollte ihn sein Stiefvater den Türken als Pfand seiner unveränderlichen Treue übergeben, aber die Mutter setzte sich dagegen. Munkatsch fiel, und sie sammt ihren Kindern fiel in kaiserliche Ge-

fangenschaft, worauf Franz nach Böhmen gebracht und theils zu Prag, theils zu Neuhaus von den Jesuiten erzogen wurde. Erst 1693 kam er wieder in Freiheit und zur Verwaltung seiner Güter. Jetzt lebte er ruhig auf seinen Besitzungen in Ungarn, aber bald kam er in den Verdacht, mit seiner Mutter, die sich in Konstantinopel aufhielt, heimliche Briefe zum Nachtheil des kaiserlichen Hofes zu wechseln und da um eben diese Zeit ein Theil seiner Unterthanen gegen die Bedrückungen kaiserlicher Garnisonen aufstunden, obwohl der Fürst daran keinen Theil hatte und es ihn nur ein Wort gekostet hätte, ganz Ungarn in Waffen zu bringen, so vermehrte sich doch dadurch der Verdacht, daß er nicht redlich gegen den Kaiser gesinnt sey. Noch mehr, man gab ihm Schuld, er stehe in einem geheimen Bündniß mit Ludwig XIV. von Frankreich zum Besten der Mißvergnügten in Ungarn und so ließ ihn Kaiser Leopold I. im Jahr 1697 gefangen nehmen und nach Epperies in Verwahrung bringen. Bald darauf kam er nach Neustadt. Alle Vorstellungen, durch die er seine Unschuld ins Licht zu setzen sich Mühe gab, waren vergebens und da der Fürst auf diese Art an keine Erlösung denken durfte, so beschloß er, zu List und Verstellung seine Zuflucht zu nehmen.

Er

Er ließ sein kostbares Geräthe und seine Equipage unter dem Vorwande, daß er dessen nicht mehr bedürfe, verkaufen, aber seine wahre Absicht war, baares Geld in die Hand zu bekommen. Damit sammelte er sich Vertraute und erhielt sie. Indessen war seine vorhabliche Flucht doch noch großen Schwierigkeiten ausgesetzt, und ohne einen gewissen Capitain Lehmann, der die Wache bei ihm hatte, aber preußischer Unterthan war und auf eine ansehnliche Belohnung hoffte, würde der Fürst seinen Zweck schwerlich erreicht haben. Dieser half ihm dazu, am 7. November des Jahrs 1701 war er frei, und erst vier Stunden nach seiner Flucht erfuhr man sie. Er gieng nach Polen, wo er sehr gut aufgenommen wurde; der unglückliche Lehmann aber, der sein Vergehen in den mit ihm angestellten Verhören eingestand, nahm ein schreckliches Ende; er verlor die rechte Hand und den Kopf, dann wurde er geviertheilt.

Rakoczy gieng nun nach Ungarn, wo die Mißvergnügten ihn gleich einem Heiland und Erretter, der sie aus einer schmählichen Sklaverei erlösen würde, aufnahmen und ihn einstimmig für ihr Oberhaupt erklärten. Diese Stimmung war ihm äusserst willkommen, er nahm die ihm angetragene Würde mit Freuden

ben an und schwur einen Eid, für Ungarn zu siegen oder zu sterben. Er verließ, sich ihnen noch mehr zu verbinden, die evangelische Religion, trat zur katholischen Kirche über und wurde zur Dankbarkeit zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen. Zwar bot Österreich den Ungarn Frieden an, aber umsonst, sie griefen zu den Waffen. Rakoczy suchte zu beweisen, daß er gerechte Ansprüche an das Land Siebenbürgen habe, weil sein Großvater, Johann Rakoczy, und sein Urgroßvater Woywoden daselbst gewesen waren. Bald erhielt er Anhang, so, daß auch die dortigen Edelleute ihn im Jahr 1704 ebenfalls für ihren Fürsten erklärten. Als Leopold beschloß, gegen die Unruhigen zu rücken, hatte der Fürst schon eine Armee von hunderttausend Mann beisammen und gieng mit ihnen gegen den Kaiser zu Felde, der in einer schlimmen Lage war, indem er seine größte Macht wegen des spanischen Erbfolgekrieges den Franzosen entgegenstellen mußte, daher er ernstliche Anstalten machte, sich mit seinem Gegner zu vergleichen; allein dieser hörte nicht, sondern ließ sogar zwölftausend Mann gegen Wien marschieren. Die Dörfer in der Nachbarschaft wurden so häufig angezündet, daß man auf den Wällen der Stadt das Feuer se-

hen

hen konnte. Ein anderes Korps verschanzte sich bei Grätz in Steyermark, ein drittes, das Rakoczy selbst kommandirte, blokirte die Leopoldstadt; Eisenstadt und Oedenburg fielen in seine Hände, auch in Mähren fiel er ein. Er machte Forderungen, falls er Frieden machen sollte, die der Kaiser schlechterdings nicht eingehen konnte, z. B. gänzliche Abtretung von Siebenbürgen, Verwandlung Ungarns in ein Wahlreich, Herstellung aller tolerirten Religionen, Verbannung der Jesuiten auf ewig aus Ungarn, Zurückgabe aller konfiscirten Güter an ihre vormaligen Eigenthümer oder deren Erben und anders mehr. Leopold verwarf diese Anträge und der Sieg bei Höchstädt über die Franzosen und Baiern gab ihm freiere Hände, gegen Rakoczy zu handeln. Der Kaiser erlebte es jedoch nicht, seinen Feind zu demüthigen, dieß war seinem Sohn Joseph I. aufbehalten.

Dieser hatte kaum den Kaiserthron bestiegen, so trug er den mißvergnügten Ungarn Versöhnung an, versprach ihnen milde Behandlung und drohte im Gegentheil mit fünfzigtausend Mann, wenn sie sich nicht fügen würden; allein die Gemüther waren zu sehr erbittert, als daß man diesem Aufruf Gehör

gege-

gegeben hätte; — es mußte geschlagen seyn. Auch Rakoczy erhielt vortheilhafte Anträge, doch auch dieser wollte nicht hören. Sein Ziel war, unumschränkter Fürst von Siebenbürgen zu seyn, oder mit dem Schwert in der Hand zu sterben. Von jetzt an gieng sein Glück rückwärts, besonders da er, aller seiner Anstrengungen ohngeachtet, weder von den Türken, noch von irgend einer andern Macht, Unterstützung zu erhalten vermochte. Seine Armee schmolz theils durch ansteckende Krankheiten, theils durch die Siege der Kaiserlichen, ausserordentlich zusammen, er verlor Neuhäusel, seinen Hauptplatz und vollends im Jahr 1710 giengen alle festen Plätze verloren. Jetzt giengen dem Fürsten die Augen auf, er wollte unterhandeln, das er früher hätte thun sollen und Joseph I. war wirklich mäßig genug, sich mit ihm einlassen zu wollen, aber dem Fürsten schien ein neuer Stral von Hoffnung zu glänzen. Der Czar Peter der Große war eben zu Jawarow in Polen und diesen wollte Rakoczy für seine Sache gewinnen. Er reiste dahin, wurde kalt aufgenommen, Peter war taub gegen alle seine Vorstellungen und wollte nichts mit einem Aufrührer zu schaffen haben. So sah er sich einem widrigen Schicksal Preis gegeben,

ben, das ihn tief schmerzte, weil er für alle seine Mühe, seine Aufopferungen, seine Siege am Ende nichts haben sollte, als die traurige Aussicht, landflüchtig und geächtet herum zu irren. Er hatte den Zeitpunkt versäumt, in dem er ein besseres Geschick in einem billigen Vergleich mit dem Kaiser hätte finden können; er ließ ihn entschwinden und so kam er nicht mehr wieder. Er reiste nach Frankreich, fand aber auch da nichts, als — freundliche Aufnahme und glatte französische Worte. Hier hörte er mit Unmuth, daß in Ungarn, wo man des Krieges müde war, am Frieden gearbeitet werde und wirklich wurde er am 1. Mai 1711 unterzeichnet. Alle, die gegen den Kaiser die Waffen ergriffen hatten, Rakoczy mit eingeschlossen, wenn er innerhalb drei Wochen den Eid der Treue und Unterwerfung leisten würde, erhielten völlige Verzeihung; die konfiscirten Güter wurden zurückgegeben, die freie Religionsübung gestattet und der ganzen ungarischen Nation die Herstellung aller ihrer Rechte und Freiheiten zugesichert.

Rakoczy sah sein Vaterland nicht mehr; er gieng in die Türkey, wo er bei Rodosto in Rumelien auf einem ihm zugehörigen Landgut

gut lebte und am 8. April 1735 starb. In den letzten Jahren seines Lebens fand er die Ruhe, die er im Leben verschmäht hatte, aber vielleicht wäre er nie auf diese Abwege gekommen, wenn er nicht die über ihn verhängte Gefangenschaft für ungerecht und kränkend angesehen und der gereitzte Mensch sich an dem Fürsten, der ihn beleidigte, hätte rächen wollen.

# IV.

# Schweden.

1) Gustav Wasa. 2) Gustav Adolph. 3) Christina. 4) Karl XII. 5) Gustav III.

1.

# Gustav der Erste,

## König von Schweden.

Unter Schwedens Königen war Gustav der Erste, zubenannt Wasa, einer der größten, sowohl als Regent, als auch als Mensch und seine Schicksale machen die Erzählung seiner Lebensgeschichte unterhaltend. Er war es, der den Grund legte zu jener Macht, die hundert Jahre später unter Gustav Adolph so bedeutend wurde; er führte die evangelische Religion in diesem Reich ein und zerstörte die Gewalt der Geistlichkeit, die früher sich trotzig erhoben hatte. Die Schritte, die er that, bereiteten jene spätern vor, durch die nicht nur der weitern Ausbreitung des Hauses Österreich in Deutschland Grenzen gesetzt wurden, sondern durch die auch der Protestan-

testantismus siegte und nach und nach freieres Denken in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht, so heilsam für ganz Europa, befördert ward.

Gustav war ein Sprößling der alten königlichen Familie, Sohn Erichs Wasa, und am 12. Mai des Jahrs 1490 auf dem Hof Lindholm in Upland geboren. Als Christian, König von Dänemark, im Jahr 1517 den Waffenstillstand brach, den er früher mit Schweden eingegangen hatte und ein Haufe von Aufrührern ihm mit Hülfe des berüchtigten Erzbischoffs Trolle die schwedische Krone aufs Haupt zu setzen beschlossen; — als deßhalb ein blutiger Bürgerkrieg entstund, da übertrugen die Bessergesinnten dem muthigen Gustav die Eroberung des Schlosses Stäke, wo Trolle wohnte, welches nach geschehener Eroberung dem Erdboden gleich gemacht werden sollte. Erst schlug er die Dänen, die viertausend Mann stark anrückten und kaum war dieß geschehen, so mußte Trolle, der bis jetzt immer noch gezögert hatte, das Schloß übergeben und sich die Absetzung von der erzbischöfflichen Würde gefallen lassen. Der Pabst sprach den Bann gegen Schweden aus und Christiern verband die weltlichen Waffen seines Reichs mit den geistlichen des Pabstes,

mar=

marschirte bis an die Thore von Stockholm und fieng an, die Stadt zu belagern, das ihm aber übel gelohnt wurde, denn Tod oder Gefangenschaft war abermals das Loos seiner Truppen. Auch diesen glänzenden Sieg half Gustav mit erfechten. Der heimtückische, treulose Christiern stellte sich, als wünsche er den Frieden und versprach, in Person zu Stockholm sich einzufinden, um zu unterhandeln, wenn man dagegen Gustav Erichson und einige Reichsräthe als Geisel zu den Dänen schicken würde. Unbedachtsam bewilligte man es und kaum wären sie angelangt, so nahm man sie gefangen und Christiern ließ dem Regenten von Schweden wissen, er würde allen die Köpfe abschlagen lassen, woferne man nicht den Erzbischoff Trolle wieder in seine Würde einsetzte. Schlimm für die Schweden war es, daß sie wegen Mangel an Schiffen den gefangenen Patrioten nicht zu Hülfe kommen konnten, sondern sie ihrem Schicksal überlassen mußten. Gustav kam glücklicherweise unter die Aufsicht seines Verwandten Banner, der eine Bürgschaft von 6000 Reichsthalern für ihn leistete und ihn auf sein in Jütland gelegenes Schloß Callon brachte. Hier schmachtete er in thatenloser Einsamkeit, indessen ihn sein Vaterland so wohl hätte brauchen

chen können, denn Christiern erklärte nun demselben förmlich den Krieg; der Pabst, auch viele andere Mächte unterstützten ihn und er brachte es endlich durch Waffengewalt dahin, daß er als König der Schweden anerkannt wurde. Alles unterwarf sich, nur ein Weib war heldenmüthig genug, es nicht zu thun, Christina, die Wittwe des ohnlängst in einer Schlacht gefallenen Statthalters Sture, eine Enkelin König Karls VIII. Diese bewog die Einwohner von Stockholm, ihr zu versprechen, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Dieses Versprechen war das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand in Schweden. Die dänische Hauptarmee wurde angegriffen und ein schreckliches Blutbad unter derselben angerichtet; dieß alles erfuhr Gustav in seiner Gefangenschaft, auch die bösen Absichten, die Christiern mit ihm hatte und so sann er auf eine Flucht. In Bauerkleidern entrann er aus dem Schloß, marschirte zwei Tage lang auf abgelegenen Wegen zu Fuß, schloß sich bei Flensburg an einige deutsche Viehhändler an, die Ochsen aus Jütland geholt hatten, verdingte sich bei ihnen als Ochsentreiber und kam im September 1519 nach Lübeck, wo er den Rath um seinen Schutz bat, den er nicht nur erhielt, sondern man beförderte auch seine

Reise

Reise nach Schweden, wo er im Mai 1520 glücklich ankam, obgleich unter hundert Beschwerden und Lebensgefahren.

Christiern belagerte nun in Person Stockholm, versprach den Schweden goldne Berge und durch diese Versprechungen ließ auch Christina sich täuschen, so, daß der König nun von allen Seiten beruhigt war und den prächtigsten Einzug in die Stadt hielt, Gustav aber wanderte weiter. Die Nächte brachte er in Wäldern und Felsenhöhlen zu. Des Sonntags mischte er sich in seinem Bauerngewande unter die Bauern, ermahnte sie, die Waffen zu ergreifen, aber vergebens. Indessen fielen in Stockholm die gräßlichsten Hinrichtungen vor, die Gustav aus der Ferne hörte und so immer mehr bedauerte, seine Rache aufschieben zu müssen. Auf seinen Kopf war eine große Summe gesetzt und demjenigen der Tod gedroht, der ihn verbergen würde, darum versagte man ihm fast überall die Aufnahme. So irrte er gefahrvoll bis in die Thäler der norwegischen Gebirge zu den Dalekarliern. Ehe er diese guten Menschen erreichte, verließ ihn noch sein Bedienter, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte und nahm alle Bagage mit, so daß der unglückliche Gustav jetzt al-

les, was er zuvor an Kostbarkeiten, Geld und Habseligkeiten rettete, auf einmal verlor. Ohne Geld, ohne Kleider, ohne Gefährten, von allen Menschen verlassen und fast ohne Hoffnung, wanderte er in einem elenden Kittel, mit abgeschnittenen Haaren, einen groben Filz auf dem Kopf und eine Axt auf der Schulter in unwirthbaren Wäldern und Gebirgen umher. Endlich fand er Arbeit in Fahlun, that als Handlanger in den Kupferbergwerken Dienste und fand so seinen kärglichen Unterhalt, doch selbst das nur auf kurze Zeit. Mitten im Winter mußte er, weil er erkannt worden war, weiter ziehen. Einst gieng er über einen Bach, das Eis desselben brach unter ihm; mit Mühe wurde er gerettet, aber nur um noch größern Gefahren entgegen zu gehen. Bei einem Edelmann wurde er scheinbar gütig aufgenommen; er vertraute sich zu schnell und wurde durch den Hofbesitzer verrathen. Schon schickte man Soldaten gegen ihn aus, als glücklicherweise die edelmüthige Frau des Hauses ihn vor der drohenden Gefahr warnte und zu schneller Flucht ermunterte, wozu sie ihn mit einem Pferd und Schlitten versah. Ein Pfarrer beherbergte ihn acht Tage lang und brachte ihn dann zu einem rechtschaffenen Bauern. Selbst in die-

ser

ser Freistätte wurde er aufgesucht und die Ausspäher kamen sogar in die Stube, wo er sich eben befand. Hier rettete ihn die Gegenwart der Bäuerin. Sie behandelte ihn als ihren Knecht, schalt ihn einen Müssiggänger und gab ihm sogar einen Schlag auf den Rükken, um allen Verdacht zu entfernen, dann führte ihn der Bauer auf einem mit Stroh beladenen Wagen nach Rättwick, wohin er nur wie durch ein Wunder kam. Die Dänen, welche alle Strassen besetzt hielten, durchsuchten den Wagen und stachen mit Spiessen in das Stroh. Gustav bekam Wunden, daß das Blut von ihm lief und weil dieses leicht auf die Spur leiten könnte, so schnitt der redliche Bauer eins seiner Pferde in den Fuß, um nöthigenfalls dieß zur Ursache der Verblutung anzugeben. So kamen sie endlich glücklich nach Rättwick. Hier erzählte Gustav in der Kirche den Einwohnern von Christierns Grausamkeiten und bat sie, die Waffen zu ergreifen, das sie versprachen, wenn ihre Nachbarn es ebenfalls thun würden. Dieß bewog ihn, noch tiefer ins Gebirge zu gehen und immer war er von Gefahren und Nachstellungen umringt, immer bedroht, gefangen und seinen Feinden ausgeliefert zu werden. Ein Untervoigt, Namens Nils Westgöte, war nahe

dabei, ihn zu erhaschen, aber ein schwedischer Soldat, der unter Gustav gedient und sich in Dalekarlien ansässig gemacht hatte, erkannte den Prinzen, schlug den Untervoigt todt, schwur Gustaven unter freiem Himmel den Eid der Treue, rief seine Landsleute zu den Waffen und der Krieg, der Schwedens Schicksal entschied, ward erklärt. Die Thalleute läuteten die Sturmglocke, als eben hundert dänische Soldaten kamen, um den entstandenen Lärmen im Entstehen zu unterdrücken. In Kurzem waren einige tausend bewaffnete Bauern beisammen und nur Gustavs Fürsprache rettete den Dänen das Leben, die man ohne anders todtschlagen wollte. Der Unglückliche mußte sich auch hier wieder flüchten, doch gleich nach ihm kam ein anderer Edler, Lars Olofson, der nicht nur alles, was Gustav von Christierns Abscheulichkeiten erzählt hatte, bestätigte, sondern auch noch weit mehr zu erzählen wußte. Sogleich wurden Eilboten auf Schrittschuhen ausgeschickt, Gustav zurückgeholt und der Aufstand feierlich beschlossen. Das Schloß des ersten Bergvoigts, auf das man traf, wurde erstürmt, geplündert und alles, was darin war, niedergehauen. Nach wenigen Tagen befehligte der vor Kurzem noch verfolgte Flüchtling dreitau-

send

send Dalekarlier, auch andere strömten ihm zu und so gieng es vorwärts, daß Gustav es wagen durfte, Christiern förmlich den Krieg zu erklären, denn im Mai 1521 hatte er schon fünfzehntausend Streiter beisammen, deren Zahl sich immer mehr vergrößerte. Das Glück lächelte Gustaven so sehr, daß auch die Dänen zu einer Empörung geneigt waren, weil sie ihren grausamen König verwünschten. Upsala wurde gestürmt, erobert und Stockholm belagert.

Christiern, der sich in Dänemark befand und keine Truppen nach Schweden senden konnte, nahm jetzt gegen den siegreichen Feind eine List zu Hülfe. Er hatte mehrere dänische Frauen, unter andern auch Cäcilia, die Mutter Gustavs, in seiner Gewalt. Nun ließ er diesem wissen, daß wenn er von Belagerung der Hauptstadt nicht abstünde, seine Mutter hingerichtet werden sollte. Die Nachricht war schrecklich, aber Gustav zog die Rettung des Vaterlandes von einem blutdürstigen Tyrannen allen andern Rücksichten vor. Seine Mutter und beide Schwestern starben unter des Scharfrichters Händen, aber er wurde zum König von Schweden ausgerufen, wiewohl er diesen Titel jetzt noch nicht, sondern nur den eines „Großvorstehers und Ober-

haupt-

hauptmanns des Königreichs" annahm. Die Dänen wurden aus den vornehmsten Plätzen Schwedens verjagt und Stockholm von allen Seiten eingeschlossen.

In Dänemark brach nun auch der Aufstand aus. Christiern, obwohl er heilig Besserung gelobte, wurde vom Thron gestoßen und gezwungen, das Königreich auf ewig zu verlassen. Nun fiel auch Stockholm, Gustav war wirklicher König und als solcher ausgerufen. Zwar wollte er aus vielen nicht unwichtigen Gründen die Krone ausschlagen, allein kniend wurde er gebeten, sie anzunehmen und so geschah es endlich, daß er am 6. Junius des Jahrs 1523 den schwedischen Thron bestieg. Nicht leicht hat ein König ein so verwahrlostes Reich angetroffen, als Gustav der Erste. Niemand wollte einer Obrigkeit gehorchen, die Landesgesetze waren in Verwirrung und Unordnung, die Flotte unbedeutend, die Nation verschuldet, der Ackerbau vernachläßigt, der Handel zernichtet und die Schatzkammer leer. Zuförderst setzte er einen neuen Reichsrath ein und half vorerst mit Hülfe desselben den schreiendsten Unordnungen ab, dann wandte er sein Auge auf die kirchlichen Angelegenheiten des Landes, führte mit Vorsicht die Reformation ein und dämmte die Macht der Geist-

lichkeit, die bisher auch in Schweden ausschweifend groß gewesen war. Er ernannte eingeborne Schweden zu evangelischen Predigern, er hob die Klöster auf und schickte die Dominikaner, die das Ihrige nicht gutwillig verlassen wollten, aus dem Lande. Bald hätte die Geistlichkeit dem König einen schlimmen Streich gespielt, sie hetzte das Volk, namentlich seine vormals so anhänglichen Dalekarlier, gegen ihn auf, so daß diese erst drohende Briefe an ihn schrieben und dann sich gar zum Aufruhr anschickten, den jedoch Gustav bald beilegte, aber die Kämpfe mit der Priesterschaft hörten nicht auf, woraus ein gefährlicher Aufstand um den andern wurde und Gustav seines Lebens nicht froh werden konnte.

Bis daher waren der Handel und die Manufakturen in Schweden so gut wie gar nichts; man hieng ganz von der Stadt Lübeck ab, von der man sogar um theures Geld Schiffe entlehnte, wenn man deren bedurfte. Nun fiengen einige wenige an, Salzsiedereien anzulegen, andere Kohl, Rüben und Hopfen zu pflanzen, wobei der König sie unterstützte; auch Gasthöfe und Postfuhren wurden errichtet. Nicht weniger schloß Gustav I. mit den Holländern und der damaligen Regentin der Niederlande, die die Produkte Schwedens, z. B.

Eisen,

Eisen, Kupfer, Holz und andere Naturprodukte nothwendig brauchten, einen Handelsvertrag, worin unter andern festgesetzt war, daß die schwedische Münze in Holland eben so gut, als in Schweden angenommen werden sollte. Zum Besten der Wissenschaften, in denen seine Unterthanen ausserordentlich zurück waren, legte der König Buchdruckereien an, berief geschickte Lehrer auf die Universität Upsala, verbesserte das Schulwesen und machte viele andere nützliche Einrichtungen.

Wie wenig aber Gustav bei allem, was er seinem Land Gutes that, ruhig auf dem Throne saß, läßt sich leicht ermessen, wenn man weiß, daß die katholische Geistlichkeit, unzufrieden über seine kirchlichen Veränderungen und seine große Anhänglichkeit an die Reformation, mit Hülfe einiger andern Mißvergnügten immer neue Aufstände erregte. Einst wurde er gar des Thrones von einer aufrührischen Parthei entsetzt und statt seiner ein gewisser Reichsrath Beyntesson erwählt. Ein andermal entwarfen die Lübecker, die ihn beleidigt hatten, und die er dafür züchtigte, einen Plan, ihn vom Thron zu stürzen, nichts destoweniger erhielt er sich standhaft auf demselben. Er hatte Christiern von Dänemark, den Mörder seiner Eltern, besiegt, der Erz-

bischoff

bischoff Trolle und andere seiner Widersacher waren im Elend gestorben, die Lübecker, die nicht wußten wie sie ihren Haß gegen ihn befriedigen sollten, hatten ihre Kräfte, ihm zu schaden, verloren, indem die Zeiten vorbei waren, in denen diese Stadt den ganzen nordischen Handel beinahe allein leitete; das innere Schweden wurde — wiewohl langsam und erst nach wiederholten Stürmen — beruhigt und nun konnte er wieder auf die Beförderung der öffentlichen Sicherheit und des Wohlstandes der Nation denken. Er schloß ein Handels- und wechselseitiges Unterstützungsbündniß mit Frankreich, belebte die Landesindustrie und Kultur, nahm sich der Kirchenverbesserung thätig an, ließ die Bibel nach Luthers Übersetzung in die schwedische Sprache übertragen, ermunterte die Stadt- und Landbewohner zu besserer Erziehung der Jugend, zur Pflege ihrer Äcker, Wiesen und Hopfengärten. Ferner gab er viele heilsame Gesetze, die alle das wahre Beste seiner Unterthanen bezweckten und er würde noch mehr gethan haben, wenn er nicht durch immer neu aufstrebende Aufrührer von Zeit zu Zeit wäre gehindert worden. Am Ende der Regierung Gustavs waren die Schweden, die, wie oben gesagt wurde, zu Anfang derselben Schiffe von

Lü-

Lübeck entlehnten, bereits so weit, daß sie Kriegs- und Kauffahrtheischiffe selbst bauen konnten, und ihre Kriegsmacht zur See war in einem achtbaren Stande. Die Bergwerke waren besser bearbeitet, Künste und Wissenschaften mehr verbreitet, einige Hospitäler und Krankenhäuser angelegt und andere nützliche Institute eingeführt.

Dieß ist in kurzem die Geschichte des merkwürdigen Königs Gustavs Wasa. Er starb am 29. September des Jahrs 1560 in einem Alter von ein und siebenzig Jahren. Wie wenig stolz er auf seinen Stand war, hievon zeugt unter anderm das Wort, das er öfters seinen Söhnen sagte: „Ein Mensch ist wie der andere und wenn das Schauspiel aus ist, so werden wir alle gleich.“

---

3.

# Gustav Adolph,

## König von Schweden.

In dem in der Geschichte so äusserst merkwürdigen sechzehnten Jahrhundert, in welchem die größten Männer, ein Maximilian I., Karl V., Franz I. von Frankreich, Andreas Doria, Martin Luther, Philipp Melanchthon, Heinrich IV. und so viele andere auf den Schauplatz des Wirkens und Handelns traten und die Palme der Unsterblichkeit errangen, wurde auch Gustav Adolph von Schweden, und zwar am 9. December 1594 geboren. Er war ein Sohn Karls IX, Königs von Schweden und der Prinzessin Maria Eleonore von Brandenburg. Karl war zur Zeit, als Gustav Adolph geboren ward, noch Herzog und man führt es daher als einen besonders merkwürdigen Umstand in des Prinzen Leben an, daß der berühmte Astronom Tycho von Brahe ihm schon in seiner Kindheit eine Krone prophezeiht haben soll, wiewohl das ganz natürlich zugegangen seyn

kann.

kann, denn kluge Leute, die den Gang der Welt- und Staatsbegebenheiten zu übersehen fähig sind, können auch wohl in die Zukunft sehen und aus Umständen etwas errathen, was in der Folge eintrift, ohne daß man sie gerade Propheten zu nennen braucht.

Gustav Adolph wurde sehr strenge erzogen und von erster Jugend an zu Arbeit, Tugend und Tapferkeit gewöhnt. Johann Skytte unterrichtete ihn in Sprachen und Wissenschaften, nebenbei lernte er Kriegsübungen und zur Erholung diente ihm die Jagd. Schon vom zehnten Jahr an mußte er den Sitzungen des Staatsrathes beiwohnen, um die Regierungsgeschäfte kennen zu lernen und als die jugendliche Kraft nur einigermassen sichtbar war, mußte er seinem Vater in den Krieg folgen, auf welcher Laufbahn er sich dann gleich vortheilhaft auszeichnete.

Gustav Adolph war noch nicht achtzehn Jahre alt, als sein Vater, Karl IX starb und sogleich trat er im Jahr 1612 die Regierung an, ohngeachtet nach dem Testament des verstorbenen Königs nicht nur die Königin Mutter noch sechs Jahre die Vormundschaft hätte führen sollen, sondern auch der Herzog Johann von Ostgothland Ansprüche an die schwedische Krone machte. Sein Vater hatte

ihm

ihm nicht weniger als drei Kriege hinterlassen, einen mit Rußland, den zweiten mit Polen und den dritten mit Christian IV., König von Dänemark. Der letztere war der gefährlichste, denn Christian war den Schweden zu Wasser und zu Land überlegen. Gustav Adolph schloß daher mit der Krone Dänemark im Jahr 1613 Frieden, erhielt alles Verlorne zurück und noch überdieß eine Million Reichsthaler, auch mit Polen und Rußland wurden die Kriege rühmlich geendigt und es war ihm um so mehr um Frieden mit diesen Mächten zu thun, als er nicht unrichtig muthmaßte, daß es bald anderswo für ihn zu thun geben dürfte.

Ferdinand II. belehnte, ohngeachtet des Widerspruchs des ganzen protestantischen Deutschlandes und mit Verhöhnung aller Reichsgrundgesetze, die er in seiner Wahlkapitulation beschworen hatte, den Herzog von Baiern feierlich zu Regensburg mit der pfälzischen Kurwürde und der unglückliche Friedrich V. von der Pfalz wurde, ohne nur von einem Gericht gehört zu werden, seiner Länder beraubt. England zuerst entrüstete sich über diesen Schritt. Man sah die Macht des Kaisers täglich höher wachsen, die Protestanten zu Boden gedrückt, die Reichsfürsten verspottet und

gering

gering geschätzt und diese Vorgänge empörten auch Frankreich, Holland, Dänemark und einige italienische Staaten. Es kam darauf an, dem siegenden Kaiser in Niederdeutschland, wohin er sich nach der Demüthigung von Oberdeutschland aller Wahrscheinlichkeit nach wenden würde, Grenzen zu setzen, und nun war nur noch die Frage: wer von den nordischen Mächten sollte sich an die Spitze stellen? Schweden und Dänemark erboten sich dazu und Christian IV. war der erste, der mit sechzigtausend Mann im Feld erschien, aber er war unglücklich gegen Wallenstein und Tilly; der erstere drang bis an die Ostsee vor und jetzt war Gustav Adolph der einzige Fürst in Europa, von dem das bedrängte Deutschland und besonders die evangelischen Religionsverwandten Rettung hoffen konnten. Er hörte auf die rufende Stimme, schiffte sich ein und landete am 24. Junius 1630 auf der Insel Rügen. Zwar war seine Armee nichts weniger als stark, sie bestund nur aus zwei und neunzig Kompagnien zu Fuß und sechzehn zu Pferd, aber sie war sehr gut gebildet, durch ein strenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, an Siege gewöhnt und erwärmt durch einige Religionsschwärmerei. Das ganze Land war seinem König erge-

ben,

ben, in Deutschland wartete man mit Sehnsucht auf seine Ankunft, denn selbst den katholischen Ständen war es nicht ganz unangenehm, einen Feind zu sehen, der die ungeheure Macht des Kaisers beschränken würde. Gustav Adolph war der erste Feldherr seiner Zeit, der tapferste Soldat seiner ganzen Armee, die er selbst geschaffen hatte, es herrschte eine Ordnung, sogar eine Sittlichkeit in seinem Heer, wie in keinem andern und mit Andacht und Gottesfurcht leuchtete der König allen voran; einem solchen Heerführer folgte man gerne.

Kaum war Gustav Adolph gelandet, so bemächtigte er sich Pommerns und Mecklenburgs. Frankreich trat mit ihm in Verbindung, mehrere deutsche protestantische Häuser thaten ein Gleiches und die Mißhandlung Magdeburgs *) vollendete den allgemeinen Unwillen gegen den Kaiser. Tilly, der zugleich kaiserlicher und baierischer General war, stund bei Leipzig und der bis jetzt nie geschlagene wurde hier von Gustav Adolph am 7. September 1631 dergestalt überwunden, daß ein großer Theil seiner Armee niedergemacht und der kleine Rest, beständig von den Schweden ver-

*) Man sehe den Anhang zum vierten Bändchen.

verfolgt, entfliehen mußte. Siebentausend Feinde blieben auf dem Platze, über fünftausend waren gefangen, oder verwundet; die ganze Artillerie, das ganze Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten in den Händen der Sieger, das ganze Land von Leipzig bis Wien stund dem König von Schweden offen, aber er gieng nicht auf diesem Weg, den Kaiser zu demüthigen, sondern wandte sich nach Franken, gegen den Rhein und überließ dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen die Eroberung Böhmens. So stund er nun als Sieger über ein kaum noch furchtbar gewesenes Heer in der Mitte von Deutschland und durchzog dieses Land mit einer Armee schneller, als manch anderer auf einer Vergnügensreise.

Ausserordentlichen Muth bewies Gustav Adolph bei Augsburg. Es kam nemlich darauf an, hier über den Lech zu gehen und die Baiern in ihrem eigenen Lande zu schlagen. Der Fluß war eben jetzt ungewöhnlich angeschwollen, so daß man fürchten mußte, die übersetzenden Truppen würden unfehlbar zu Grunde gehen. Am jenseitigen Ufer drohten die feindlichen Kanonen, alles zu zerschmettern und so widerriethen die erfahrensten Generale den Übergang. „Was“ —

sagte

sagte der unerschrockene König — „über die „Ostsee und so viele große Ströme Deutsch„lands wären wir gegangen und vor einem „Bach, wie dieser Lech hier, sollten wir uns „fürchten?“ — Während einer schrecklichen Kanonade ließ er eine Brücke über den Fluß schlagen und ertrotzt war der Übergang, Ingolstadt, das der Kurfürst von Baiern mit einer großen Armee deckte, erobert und so ganz Baiern dem Sieger offen. Man zitterte in München vor der Ankunft des schwedischen Königs, denn man fürchtete, er möchte an dieser Stadt Magdeburg rächen, aber er that es nicht, sondern Liebe und Huld bezeichneten allenthalben seine Schritte.

Der Kurfürst von Baiern vereinigte sich jetzt wieder mit der kaiserlichen Armee unter Wallenstein und Gustav Adolph sah sich genöthigt, Baiern zu verlassen und nach Franken zu gehen. Er warf sich in die Stadt Nürnberg, befestigte sie und grief Wallenstein an, der sich vor derselben gelagert hatte. Hunderttausend Krieger standen hier gegen einander, beide Heere von großen Männern geführt, beide durstig nach Thaten; Gustav Adolph, theils durch sein Feuer zum Angriff hingerissen, theils genöthigt, weil ohne Hungersnoth zu befürchten diese Menschen-

menge sich ohnmöglich mehr lange halten konnte, beschloß, Wallensteins Lager zu stürmen. Es waren fürchterliche Stunden, die man jetzt in gräßlicher Blutarbeit hinlebte, bis endlich die Schweden sich mit einbrechender Nacht zum Rückzug entschließen mußten; aber die vereinte kaiserlich-baiersche Armee mußte das nemliche thun, sie zog ins Bambergische und dann nach Sachsen.

Der König hatte kaum etwas ausgeruht, so folgte er dem Feind nach, traf am ersten November 1632 zu Naumburg ein und hier zeigte der große Mann einen Zug der erhabensten Bescheidenheit. Alles Volk strömte aus der umliegenden Gegend zusammen, um den Retter Deutschlands zu sehen. Man stürzte sich vor ihm auf die Knie und stritt sich um die Ehre, die Scheide seines Degens zu küssen. Da sprach er die denkwürdigen Worte: „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum „Gott machen wollte. Unsre Sachen stehen „gut, aber ich fürchte, die Rache des Him„mels werde mich für dieses verwegene Gau„ckelspiel bestrafen und diesem thörichten Hau„fen meine schwache Sterblichkeit früh genug „offenbahren.“

Wallenstein zog dem anrückenden König bis Weissenfels entgegen, aber er machte

nicht

Volz del. Fleischmann sc.

Gustav Adolph landet auf Rügen.

nicht nur keine Anstalt zum Angriff, sondern weil er ebenfalls keinen besorgte, entließ er sogar den Grafen von Pappenheim. Kaum hatte Gustav Adolph dieses gehört, als er sein festes Lager verließ und beide Armeen bei Lützen auf einander trafen. Dieß geschah am fünften November 1632. Der König führte den rechten Flügel seines Heers an, wurde verwundet, ein zweiter Schuß endete das Leben des großen Mannes und noch ist nicht ausgemacht, ob er durch eine feindliche Kugel, oder die eines Treulosen in seiner eigenen Armee gefallen sey. Von Blut und Wunden ganz entstellt fand man seinen entseelten Körper nach geendigter Schlacht unter der Menge der Todten.

Gustav Adolph war ohne Streit einer der größten Männer seines Jahrhunderts, dabei leutselig, rechtschaffen und ungeheuchelt fromm. Als er auf Ruden landete, war sein erstes Geschäft, daß er auf die Erde sank und seine Sache Gott empfahl. Nach der Leipziger Schlacht kniete er auf den von Blut getränkten Boden und rief: „Ich danke dir Gott, ich danke diesen Sieg.“ Vor der Schlacht bei Lützen, in der er sein edles Leben verlor, betete er vor der Fronte kniend,

die ganze Armee folgte seinem Beispiel, stimmte ein rührendes Lied an und die Feldmusik begleitete den Gesang. Seine Fahnen führten die Inschrift: „Gustavus Adolphus, König von Schweden, Beschützer des evangelischen Glaubens,“ oder auch: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn.“ — Wer ihm etwas vorzutragen hatte, durfte sich ohne Bedenken nahen, denn jeden nahm er liebreich und freundlich auf. Wollte er auch je zuweilen jähzornig werden, so gab er sich doch sogleich wieder Mühe, den Fehler zu verbessern. Er besaß einen hellen Verstand, glänzende Einbildungskraft und ein trefliches Gedächtniß. Der deutschen, lateinischen, französischen und italienischen Sprache war er ganz mächtig und in den Wissenschaften nicht fremde. Er war gerecht im Urtheilen und Handeln, niedere Rachsucht kannte er nicht und selbst wohin er als Feind kam, that er mehr Gutes, als Böses. Im Krieg achtete er sein Leben für nichts, stürzte sich in die sichtbarsten Gefahren und theilte mit den Soldaten alle Beschwerlichkeiten. Im geselligen Kreise war er munter und heiter, liebte gesitteten Scherz und achtete sich nicht zu groß, einst zu Augsburg, obwohl von tausend Gefahren bestürmt, von tausend Sorgen gedrückt,

mit

mit den Frauen und Töchtern der Bewohner dieser Stadt ein Ehrentänzchen zu machen.

Deutschland dankt ihm wahrhaft seine Befreiung und die Protestanten dürfen, was er zur Rettung ihrer Religion gethan hat, ewig nicht vergessen, wenn sie sich nicht des schreiendsten Undanks schuldig machen wollen. Für sein Reich konnte er das nicht thun, was er, wäre seine Regierung in ruhigere Zeiten gefallen, gewiß gethan haben würde.

## 3.

# Christina,

## Königin von Schweden.

Christina war die Tochter des großen Gustav Adolph und wurde am achten December des Jahrs 1626 geboren. Der Vater freute sich ihrer Geburt eben so sehr, als ob es ein Knabe gewesen wäre und er ließ ihr daher bald nachher von den Reichsständen huldigen, um so mehr, als der Krieg in Deutschland bereits beschlossen war und also für die

Nach-

Nachfolge gesorgt werden mußte, wenn etwa der König nicht mehr zurückkehren sollte. Gustav nahm die Kleine schon frühe mit sich, wenn er seine Soldaten musterte und sie schien viele Freude daran zu finden. Als er im Jahr 1630 nach Deutschland abgieng, weinte sie drei Tage lang so heftig, daß man für ihre Augen besorgt war, die sonst nicht viele Thränen gehabt hatten. Schon 1632 fand er seinen Tod in der Schlacht bei Lützen und kurz vor demselben empfahl er sie der Sorgfalt des Großkanzlers von Schweden, Grafen Axel Oxenstirna, der sein ganzes Vertrauen besaß, sehr nachdrücklich.

Christina war sechs Jahre alt, als ihr großer Vater fiel, und dieses Kind sollte nun ein in Kriege verwickeltes Reich regieren, das gegen auswärtige Ansprüche nichts weniger als sicher war, dennoch erklärten sie die Stände einmüthig zu ihrer Königin und setzten die vornehmsten fünf Reichsräthe bis zu ihrer Volljährigkeit als Regenten ein. Von diesen ihren Vormündern lernte sie regieren, besonders von dem Großkanzler, wie sie in der Folge öfters dankbar gestanden hat, auch wurde für eine anständige Erziehung der jungen Königin gesorgt. Schon Gustav hatte befohlen, man sollte sie ganz männlich einrich-

ten

ten und das that man auch, daher es kam, daß sie von weiblichen Arbeiten nie etwas lernen wollte, hingegen in Sprachen, Wissenschaften und Leibesübungen sehr bedeutende Fortschritte machte. Ihre Lebensart war so wenig ihrem Geschlecht, als ihrem Alter, gemäß, denn schon in ihrem siebenten Jahr beobachtete sie die größte Mäßigkeit, im Essen, Trinken und Schlafen, ertrug Hitze und Kälte ohne Beschwerlichkeit, und wurde durch die angreifendsten Bewegnngen nicht ermüdet.

Im Jahr 1636 kam Oxenstirna aus Deutschland zurück und von jetzt an brachte er täglich einige Stunden mit Christinens Unterricht zu, die man auch in alle Staatsgeschäfte Einsicht nehmen ließ. Im zehnten Jahr hatte sie schon die Anfangsgründe mehrerer Wissenschaften inne, schrieb und redete auch ausser der schwedischen noch die lateinische, französische und deutsche Sprache. Ihr Lehrer war zugleich ihr Vertrauter, dem sie alle ihre kleinen Verdrüßlichkeiten erzählte und dagegen von ihm allerlei Neuigkeiten erfuhr, über die sie Anmerkungen machte, über welche man sich oft nicht wenig wunderte. Da ihre Minderjährigkeit sich zu Ende neigte, und ihre Fähigkeiten nicht mehr zweifelhaft waren, so ließ man Christinen im Jahr 1642, im sech-

zehn-

zehnten ihres Alters, Sitz im Reichsrath nehmen, um sie an die eigene Untersuchung der Staatsgeschäfte zu gewöhnen, wonebst sie in den Wissenschaften immer weiter kam und in ihrem achtzehnten Jahr bereits die ersten Schriftsteller der Römer und Griechen in der Ursprache las. Im December des Jahrs 1644 übernahm sie wirklich die Regierung, beurtheilte von jetzt an alles selber und war größtentheils ihr eigener und vorzüglichster Rathgeber. Die innere Verfassung des Reichs verlangte ihre größte Aufmerksamkeit und sie versprach auch gleich Anfangs, sie vollkommen aufrecht zu erhalten. Sie machte im Jahr 1645 Frieden mit Dänemark und bekam durch denselben einen ansehnlichen Zuwachs an Ländern. Im Jahr 1648 schloß sie den berühmten westphälischen zu Oßnabrück, der den dreißigjährigen Krieg in Deutschland endigte.

Obwohl Christina den Großkanzler Oxenstirna für seine treuen Dienste ansehnlich belohnte und sie öffentlich anrühmte, so ließ sie sich doch von neidischen Menschen gegen ihn einnehmen und wurde ihm wirklich abgeneigt. Sie zog ihn nicht mehr so fleißig, wie sonst, zu Rath und ihre Begierde, ohne fremden Einfluß zu herrschen, scheint nicht undeutlich aus der Stelle eines Briefs zu erhellen, den

sie

sie während der Friedensunterhandlungen nach Osnabrück schrieb: „Ich will der ganzen „Welt zeigen, daß der Reichskanzler nicht im „Stande ist, die Welt allein mit einem Fin„ger in Bewegung zu setzen“ und da der französische Hof etwas unzufrieden über ihn war, so wünschte sie sehr, daß eine förmliche Klage gegen ihn einkommen möchte, um dadurch Ursache zu bekommen, ihm ein wenig derbe zu begegnen. Alles das erfuhr Oxenstirna und daß er mit diesem Bezeugen einer Königin, die ihm so vieles zu danken hatte, unzufrieden war, läßt sich denken. Er forderte seinen Abschied, den er von Christinen unweigerlich erhielt, aber der Reichsrath vermochte ihn, zu bleiben und er behielt in die Staatsgeschäfte immer großen Einfluß.

Nach hergestelltem Frieden wünschten die Schweden sehnlich, daß ihre Königin sich vermählen möchte; allein sie war nicht dazu zu bereden, sie hatte vielmehr eine förmliche Abneigung vor dem Ehestand und schon sorgte sie für ihre Nachfolge, wenn sie sterben sollte, indem sie ihren Vetter, den Pfalzgrafen Karl Gustav, in den Besitz der schwedischen Krone zu setzen strebte, das ihr nach einigem Widerstreben der Reichsstände endlich gelang.

Indes-

Indessen Christina für die innere Verfassung ihres Reichs sorgte, lenkte sie ihren Blick auch auf auswärtige Staaten. Sie bot sich zur Vermittlerin der Unruhen an, die im Jahr 1648 in Frankreich entstanden waren, mußte aber zuletzt den Franzosen ihre Vereinigung selbst überlassen. In ihrem eigenen Königreich hatte sie verschiedene wichtige Geschäfte zu besorgen, wichtige Bewegungen zu enden. Nicht alles gelang ihr, wie sie es wünschte und deßhalb erklärte sie plötzlich, daß sie die Regierung niederzulegen gesonnen sey. Diesen Entschluß eröffnete sie im Jahr 1651 dem Reichsrath, alles war vergebens, sie auf andere Gedanken zu bringen, bis endlich Oxenstirna durch seine allmächtige Beredsamkeit, womit er schon einmal eine im Aufruhr begriffene Armee gebändigt hatte, über die Königin siegte, so daß sie die Regierung wieder behielt, und sich durch viele nützliche und heilsame Verordnungen um das Reich verdient machte. Sie empfahl z. B. strenge Handhabung der Gerechtigkeit, mäßigte die übertriebene Pracht des Adels, und kein verdienter Mann, weß Standes er auch seyn möchte, war vom Besitz der angesehensten Ehrenstellen ausgeschlossen.

Neben

Neben diesen Beschäftigungen untersuchte sie ausser wissenschaftlichen Gegenständen auch die Wahrheit der Religion. Sie schien von der evangelischen ganz überzeugt zu seyn, verübelte es dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels sehr, daß er zur katholischen Kirche übertrat und warf es ihm als einen großen Fehler vor. Wer hätte gedacht, daß sie nach zwei Jahren diesen unerwarteten Schritt selbst thun würde? Damals hatte sie den Grundsatz: wer zu einer andern kirchlichen Gesellschaft übertrete, werde von der, die er verlasse, gehaßt und von der, zu welcher er trete, verachtet und ein Fürst müsse das eine wie das andere zu vermeiden suchen.

Ihre Liebe zu Künsten und Wissenschaften fielen der ganzen Welt in die Augen. Sie war darin so erfahren, daß man sie unter die gelehrtesten und gebildetsten Personen von Europa billig zählen durfte. Sie wurde die Stifterin eines allgemeinern und feinern Geschmacks an den Wissenschaften in ihrem Reich, errichtete eine hohe Schule zu Abo in Finnland, vermehrte die Einkünfte der Universität Upsal und ausser sieben neuen Schulen entstund auch eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften zu Stockholm. Sie unterstützte junge Schweden, um sich auswärts zu vervollkommnen

nen und berief die gelehrtesten Männer in ihr Reich; bis nach Arabien ließ sie Reisen machen, um die Kenntniß dieses Landes und die der morgenländischen Sprachen zu befördern. Es waren wenige berühmte Gelehrte in Europa, mit denen sie nicht im Briefwechsel stund. Die Schweden sahen dieses nicht ungerne, weil sie glaubten, daß es ihren eigenen Ruhm vergrößere, nur der Arzt Bourdelot war ihnen zuwider, weil er die Königin kalt gegen sie machte und als sie diesen allgemeinen Haß der Nation bemerkte, gab sie ihm selber den Abschied. Kaum war er zurück nach Frankreich gereist, so verabscheute sie ihn, ohngeachtet zuvor ihre Neigung sehr groß für ihn gewesen war.

Im Jahr 1654 suchte Christina ihren Gedanken, die Krone niederzulegen, von neuem hervor und dießmal setzte sie ihn durch. Kaum war der Schritt geschehen, so dachte sie schon darauf, Schweden völlig zu verlassen. Sie reiste durch Dänemark und als sie an einen kleinen Bach kam, der damals beide Reiche trennte, sprang sie freudig hinüber und rief: „Nun bin ich einmal in Freiheit und ausser Schweden, wohin ich nie mehr zurück zu kehren gedenke.“ Sie reiste hierauf über Münster und durch die vereinigten Niederlande

nach

nach Antwerpen. Man bemerkte, daß sie schon in Münster sehr vertraut mit Jesuiten umgieng und daher konnte man sichs erklären, daß sie, nachdem sie am 23. December 1654 ihren feierlichen Einzug in Brüssel gehalten hatte, schon am folgenden Tag zur katholischen Kirche übertrat, das man freilich früher von der Tochter des großen Gustavs, der für den Protestantismus sein Leben aufopferte, nicht erwartet hatte.

Über ihre Beweggründe zu diesem Schritt hatte man verschiedene Meynungen, so wie über die Niederlegung der Regierung. Zu letzterer bewog sie wahrscheinlich ein Hang nach Ungebundenheit und freiem Leben, — der Wunsch, ganz sich selbst und den Wissenschaften leben zu können, wozu die Zerstreuungen des Hofes und die Sorgen der Regierung nicht paßten. Was ihre Religionsänderung betrift, so läßt sich auch da mehr vermuthen, als gewiß sagen. Von ihren französischen Gelehrten war ihr einmal eine Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt beigebracht. Nach ihrer Thronverlassung wollte sie im Land der Künste — in Italien — leben und hier ergaben sich zu Ausübung der evangelischen Religion tausend Schwierigkeiten und war Christina einmal gegen Religion überhaupt gleichgültig,

so

so war sie es gegen die oder jene Kirchengemeinschaft noch mehr. Überredungen schlauer Jesuiten, die sich dadurch einen großen Namen zu machen hofften, kamen dazu. Indessen wie es bei dergleichen Neubekehrten gemeiniglich geht, ihre Beweggründe, zu einer andern Kirche überzutreten, sind selten rein, — man darf sich wenig Glück ihrethalben wünschen und oft machen sie der neuen Kirchengemeinschaft mehr Schande als Ehre. So nahm auch Christina seit dieser Begebenheit viel freiere Sitten an, als zuvor. Tänze, Schauspiele, Jagden und andere Lustbarkeiten wechselten beständig mit einander ab und füllten ihre ganze Zeit aus. Sie gab sich nicht einmal die Mühe, vor ihren neuen Glaubensgenossen nur einen Schein von Andacht blicken zu lassen. Selbst die Jesuiten änderten ihre vorige Sprache und stimmten den Posaunenton sehr herab.

In den päbstlichen Staaten wurde sie mit großer Ehrerbietung empfangen, weil man hoffte, ihr Beispiel werde in ganz Schweden nachgeahmt werden, aber man irrte sich eben so sehr an den Schweden, als an Christinen. Die auffallenden Ehrenbezeugungen der vornehmsten römischen Familien nahmen zeitig ab, der Umgang mit dem Pabst und den Kardinä-

len wurde ihr alltäglich — sie sehnte sich nach Veränderung und gieng im Sommer 1656 plötzlich nach Frankreich, aber nicht lange hielt sie es da aus und reiste wieder nach Italien und ein Jahr später zum andernmal nach Frankreich.

Im Jahr 1660 verlor Schweden seinen König und dieses Vorfalls wegen gieng Christina dahin, um ihre Angelegenheiten zu ordnen; man empfieng sie zwar mit königlichen Ehrenbezeugungen; allein weil sie täglich in ihrem Zimmer Messe lesen ließ, so wurde man kälter gegen sie. Ohne viel ausgerichtet zu haben, verließ sie im Mai 1661 Schweden, um wieder nach Rom zu gehen, doch kam sie 1662 zum zweitenmal zurück, wiewohl sie nicht viel Freudensbezeugungen sah. Man war einmal unzufrieden über sie, besonders über ihre Religionsänderung; man warf ihr ins Angesicht vor, sie habe mit der einen Hand umgestoßen, was sie mit der andern gebaut und das verlassen, wofür ihr Vater sein Blut vergossen habe. Bei einer solchen Stimmung der Gemüther war ein gutes Vernehmen zwischen ihr und Schweden nicht denkbar, und daher gieng sie 1668 mißvergnügt wieder nach Rom. Zwar gieng sie noch mit hohen Entwürfen schwanger, unterstützte fortwährend

rend die Wissenschaften und wendete große Summen auf die Herausgabe gelehrter Werke. Daß sie das Regieren und das Durchsetzen ihrer Entschlüsse nicht vergessen konnte, bewies sie in einem ganz ausserordentlichen Fall, der großes Aufsehen erregte, und ihr vielen Tadel zuzog. Sie hielt während ihres Aufenthalts zu Fontainebleau ihren Stallmeister Monaldeschi einer Verrätherei verdächtig, verhörte ihn selbst, verdammte ihn zum Tode und ließ ihn trotz aller Vorstellungen, die man ihr dagegen machte, in einer Gallerie des königlichen Lustschlosses, das sie bewohnte, umbringen. Auch bei ihrem letzten Aufenthalt zu Rom begegnete sie dem Pabst Innocenz XI., dessen sie als eines unwissenden Mannes laut spottete, mit großem Übermuth und benahm sich nicht anders, als ob sie noch regierende Königin wäre, die in jedem Augenblick über hunderttausend Mann befehlen könnte.

Im Anfang des Jahrs 1689 stellten sich bei Christinen die Vorboten eines baldigen Todes ein und sie bereitete sich sehr gefaßt zu dem letzten Schritte. Unter dem Zuspruch eines Karmelitermönchs starb sie am 19. April des besagten Jahrs, ließ den Pabst wegen der vielen Kränkungen, die sie ihm angethan hatte, um Verzeihung bitten und befahl, daß man

auf

auf ihrem Grabstein nichts als die Worte schreiben sollte: „Christina hat drei und sechzig Jahre gelebt", aber ohngeachtet ihres Verbots ließ ihr der Pabst ein sehr prächtiges Leichenbegängniß halten, und zwei seiner Nachfolger, Innocenz XII. und Klemens XI., ließen ihr in der Peterskirche, wo sie begraben liegt, ein kostbares Monument setzen.

Unter den Schriften, die von ihr selbst herrühren, befindet sich auch ihre eigene Lebensbeschreibung, worinn sie freimüthig ihre Fehler eingesteht. Sie besaß ohngeachtet dieser Fehler manche Tugenden, z. B. Hoheit des Geistes, edle Ruhmbegierde, Großmuth, liebreiche Vertraulichkeit, offenherzige und wohlthätige Gesinnungen. Unter ihren Fehlern zeichnen sich Stolz, unbegrenzte Herrschsucht, Liebe zu Ausschweifungen, Bitterkeit und dergleichen aus. Sie veränderte ihre Lebensart, ihre Religion, ihren Aufenthalt, ihre Neigungen. Man kann sagen, daß sie in vielen Fällen groß, aber in eben so vielen nur seltsam gewesen sey. Die Geschichte zeigt wenige, die ihr gleichen. Wäre sie auf dem Thron geblieben, so hätte sie sich noch größere Verdienste erworben, denn weder vor noch nach ihr war Schweden so blühend, so stark, so mächtig, als

gerade da sie es beherrschte; sie würde seinen Glanz auf mehrere Menschenalter hinaus erhalten haben, denn sie war für den Thron geboren, aber ausser demselben schweifte sie nur mit unsichern Tritten umher.

4.

## Karl der Zwölfte, König von Schweden.

Karls Geschichte ist eins der merkwürdigsten Schauspiele, das wir uns denken können. Wir erblicken da einen Mann, der neun Jahre lang als geliebkoßter Sohn des Glückes schwelgte, der nur wollen durfte, um alles zu haben, den dann das Unglück wieder andere neun Jahre lang fürchterlich verfolgte und alle seine Entwürfe zerstörte, — der im Unglück eben der unveränderte, felsenfeste, unerschütterliche, trotzige Mensch blieb, der er im Glück war, — dem mit wenigen siebentausend Mann dreißigtausend Russen das Gewehr streckten — der die Türken, die ihn gastfrei aufgenommen hat-

hatten, mit unerhörtem Übermuth behandelte und der endlich der Kugel eines Mörders unterlag; warlich ein Schauspiel, das so merkwürdig als selten ist, aufgeführt von einem der ausserordentlichsten Menschen, die jemals den Erdboden betreten haben.

Karl wurde am 27. Junius des Jahrs 1682 aus der Ehe des Königs Karls des Eilften und Ulrike Eleonore, Prinzessin von Dänemark, geboren und von seinem sechsten Jahr an geschickten Lehrern und Aufsehern übergeben. Besonders gefiel sich der junge Prinz beim Unterricht in Leibesübungen und durch sie bekam er eine solche körperliche Kraft, daß er in der Folge die größten Strapatzen ohne Nachtheil ertragen konnte. Was Zeitlebens einer seiner charakteristischen Züge blieb — unbeugsamer Eigensinn — das brach schon in der Kindheit mit großer Gewalt hervor. Mit dem Wort „Ruhm" allein konnte man ihn beugen. So z. E. wollte er schlechterdings nicht Latein lernen, als man ihm aber sagte, die Könige von Polen und Dänemark verstünden es auch, — da lernt ers. Kaum war er in dieser Sprache etwas vorgerückt und hatte den Curtius zu lesen angefangen, so wünschte er schon, dem Alexander gleich zu seyn und als man ihm sagte: dieser habe aber nur

zwei und dreißig Jahre gelebt, so erwiederte er: „Ist das denn nicht genug, wenn man Königreiche erobert hat?“

Fünfzehn Jahre war Karl alt, als 1697 sein Vater starb und seine Großmutter, Hedwig Eleonore von Holstein, wurde durch das väterliche Testament seine Vormünderin, allein es währte nicht lange, so mußte sie sich ins Privatleben zurückziehen. Karl trat die Regierung selbst an und bald fand er Gelegenheit, seine kriegerischen Talente in ihrem Glanz zu zeigen. Friedrich IV. von Dänemark, August II. Kurfürst von Sachsen und König von Polen und endlich Peter der Große, Czar von Moskau, verbanden sich, den jungen König zu stürzen und fiengen aus geringfügigen Ursachen, die sich, wenn man am Hofe will, nur zu bald finden, mit ihm Krieg an. Die Dänen, in Streitigkeiten mit Holstein verwickelt, wollten dieses und den jungen König von Schweden zusammen verderben; Polen suchte Liefland zu erobern, auf das es schon lange ein Auge hatte und endlich Rußland Ingermanland, das schon ehmals den Czaren gehörte. Die Dänen fiengen die Feindseligkeiten zuerst an und fielen in Holstein ein. Karl sandte sogleich dem Herzog achttausend Mann zu Hülfe, denen er

selbst

selbst folgte, und bald stand er vor Kopenhagen. Die kleinen Schiffe waren noch ohngefähr dreihundert Schritte vom Ufer, als Karl, des Zögerns müde, den Degen in der Faust ins Meer sprang, das ihm bis an den Gürtel gieng und alles seinem Beispiel folgte. Schon ließ er Schanzen gegen die Stadt aufwerfen, als die Dänen in vollem Schrecken baten, daß die Stadt mit Bombenwerfen verschont werden möchte, das er gegen viermal hunderttausend Thaler Brandschatzung und eine Lieferung von Lebensmitteln (jedoch gegen baare Bezahlung) zusagte. Kein Mensch glaubte an Bezahlung und doch erfolgte sie, denn unter den Schweden herrschte seit langer Zeit die strengste Kriegszucht. Von Rauben und Plündern der Landleute durfte schon gar keine Rede seyn, selbst die Todten durften nach der Schlacht vor gegebener Erlaubniß nicht ausgezogen werden. Täglich zweimal wurde im Lager Gebet gehalten, wobei der König, um ein gutes Beispiel zu geben, allzeit selbst andächtig zugegen war. In diesem Lager herrschte eine so gute Polizei, daß die Bauern lieber dahin, als nach Kopenhagen Lebensmittel brachten, weil sie immer auf richtige Zahlung rechnen durften. Dem König von Dänemark ließ Karl wissen: „entweder er solle den Herzog

von

von Holstein in Ruhe lassen, oder Kopenhagen werde geschleift und das Reich mit Feuer und Schwert verwüstet werden.“ Diese Drohung wirkte und sechs Wochen nach Ausbruch des Kriegs war es Friede, wie Karl gewollt hatte; er war damals achtzehn Jahre alt.

August von Polen hatte indessen Riga, die Hauptstadt Lieflands, in Person belagert und der Czar Peter rückte mit hunderttausend Mann zur Demüthigung Schwedens heran. Die Belagerung war bald zu Ende, denn der alte schwedische Kommandant, Graf Dalberg, obwohl bereits achtzig Jahre alt, doch noch feurig wie ein Jüngling, vernichtete alle Vorkehrung des Feindes. Nun waren nur die Russen noch übrig, die unter Schnee und Eis vor Narva stunden und denen der muthige Karl entgegen rückte. Er kam und am 30. November des Jahrs 1700 geschah die ewig denkwürdige Schlacht, in der hunderttausend Russen von achttausend Schweden, die kaum von ihrem beschwerlichen Marsch ein wenig ausgeruht hatten, völlig geschlagen wurden. Der König war überall, wo das Treffen am heissesten war und weder eine Kugel, die er in den linken Arm erhielt, noch daß er in einem Sumpf einen Stiefel verlor, noch

daß

daß ihm zwei Pferde unter dem Leib erschossen wurden, machte ihn muthlos; — er siegte. Achtzehntausend Russen waren in ihren Verschanzungen getödtet, eine große Anzahl in der Narva ertrunken und was durch die Flucht sich retten konnte, ergrief sie. Noch am folgenden Tag ergaben sich ihm dreißigtausend Mann zu Gefangenen, die er bloß entwaffnen und wieder über den Fluß zurückbringen ließ. Die Befehlshaber und die Officiere geringern Ranges, die ganz ohne Geld waren, beschenkte er mit ausserordentlicher Freigebigkeit und die Russen staunten über einen Edelmuth, der über alle ihre Begriffe gieng.

So endete Karls XII. erster Feldzug gegen die Dänen und Russen und nun gieng es gegen die Sachsen. Da aber das merkwürdigste, was zwischen ihm und dem König von Polen vorfiel, bereits im Leben Augusts II. erzählt wurde und manches andere in Peters des Großen Geschichte vorkommen wird, so wenden wir uns sogleich zu demjenigen Zeitpunkt, in welchem Karls Unglück seinen Anfang nahm, das ist zur Schlacht von Pultawa vom achten Julius 1709. In der Belagerung dieser Stadt, die der Schlacht voran gieng, wurde Karln durch einen Flintenschuß das eine Schenkelbein zerschmettert. Er mußte

sich

sich in dieser Schlacht, die gleich am folgenden Tag vorfiel, in der 70,000 Russen mit einer großen Menge Kanonen gegen ihn stunden, in einer Sänfte tragen lassen, von wo aus er kommandirte. Anfangs gieng alles glücklich für die Schweden, aber das Blatt wandte sich. Zwei und siebenzig russische Feuerschlünde donnerten gegen vier schwedische und selbst diesen mangelte es an Pulver. Das feindliche Geschütz zertrümmerte des Königs Sänfte, er mußte sich von vier Grenadieren auf über einander gelegten Picken tragen lassen, sah die seinigen wanken und betäubt von Schmerz und Wuth rief er: „Schweden! Schweden!“ — Noch raffte er einige Regimenter zusammen, aber vergebens; es herrschte die schrecklichste Verwirrung. Nur der König sollte gerettet werden, sonst gab man alles verloren und er wurde es, wie durch ein Wunder. Er floh mit Blut überströmt mit wenigen seiner Getreuen in die Türkei. Indessen eroberten die Russen alles Gepäcke, samt der Kriegskasse, sechs Millionen stark. Gegen neuntausend Schweden waren todt, sechstausend gefangen, von drei bis viertausend wußte man gar nicht, was aus ihnen geworden sey, und der Rest von ohngefähr 18,000 Mann folgte dem König nach dem Dnieper, der un-

ter

ter tausend Gefahren und Beschwerden endlich diesen Fluß erreicht hatte. Aber das Unglück vergrößerte sich zusehends. Ein kleiner Theil der Truppen nur schwamm durch den Fluß, ein größerer ertrank und noch mehrere mußten sich dem ihnen nachsetzenden Feldmarschall Menzikof ergeben und großentheils nach Sibirien wandern.

Bereitwillig nicht nur, sondern sogar mit den höchsten Ehrenbezeugungen wurde der unglückliche König von den Türken aufgenommen und mit wirklicher Pracht nach Bender begleitet, doch konnte er mit allen Unterhandlungen, die er versuchte, es nicht dahin bringen, den Sultan Achmed III. zur Theilnahme an seinem Kriege gegen die Russen und Polen zu bewegen. Er baute sich bei Bender ein Haus, so auch seine Generale, und die Gemeinen wohnten in Baraken, denn in der Stadt wollte Karl nicht wohnen. Indessen währte das gute Vernehmen nicht lange, das russische Geld wirkte auf die türkischen Großen, der Divan wurde umgestimmt und man fieng an, des Gastes müde zu werden, dem man es auch deutlich merken ließ, daß man es gerne sähe, wenn er bald abzöge. Den König, der auch in seinem Unglück den Muth nicht verlor, der die Türken so gerne

zu

zu einem Krieg gegen die Russen gereizt hätte, ärgerte dieses Benehmen nicht wenig und sein Trotzkopf beschloß, keine Hand breit zu weichen, selbst dann nicht, wenn man es versuchen würde, ihn zu zwingen. Die Gelegenheit, seinen Entschluß durch die That zu erproben, zeigte sich bald. König August von Polen gewann den Tartarchan und dieser in Verbindung mit dem Pascha von Bender beschloß, Karln zu entfernen, es koste auch was es wolle, um so mehr, als auch der Sultan es wünschte, und da Karl nun ein für allemal sich zum Abzug nicht bequemen wollte, so schritt man zu Gewaltmitteln. Karl, der Türken und Tataren in Menge gegen sein armseliges Lager heranziehen sah, verschanzte sich mit seinen ohngefähr dreihundert Schweden und schwur, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Indessen war aus Konstantinopel der Befehl gekommen, jeden Schweden, der sich im mindesten wehren würde, niederzuhauen, ja selbst des Königs nicht zu schonen und nun, da dieser keiner Warnung Gehör gab, die Befehle des Sultans bloß für erdichtet hielt und standhaft erklärte, er werde nicht gehen, — da seine vertrautesten Freunde ihn vergebens baten, ihm sogar zu Füßen fielen und — nichts ausrichteten, da hatte die

Ge-

Geduld der Türken ein Ende, und die Janitscharen sollten angreifen. Aber umsonst kommandirte man sie zum Sturm, denn Karl, der sich in ihre Reihen gewagt, hatte ihrer Eitelkeit geschmeichelt und von ihnen erhalten, daß sie drei Tage lang nichts gegen ihn unternehmen wollten. Die ältesten von ihnen baten Karln selbst, abzureisen und erboten sich, ihn zu begleiten, — Briefe aus Konstantinopel belehrten ihn, daß sein Verderben gewiß sey, wenn er gutem Rath kein Gehör gebe; — umsonst, der Eisenkopf (so nannten ihn die Türken) wollte nichts wissen, nichts hören, als seinen Eigensinn. Nun wurde angegriffen, die dreihundert Soldaten waren im Augenblick umringt und gefangen. „Jetzt" — sagte Karl zu den Generalen — „müssen wir das Haus vertheidigen, worinn sich bloß vierzig Bediente befanden, die einzigen Vertheidiger, die ihm noch geblieben waren, und die jetzt ein großes Kriegsheer umgab. Schon waren Türken eingedrungen, zu plündern, — der Unbesonnene grief sie mit dem Degen in der Faust an und jagte sie hinaus. Was nicht floh, war des Todes. Er ließ Feuer auf die Anrückenden geben und in weniger als einer Viertelstunde waren über zweihundert Muselmänner gefallen. Der Pascha und Tartarchan

fühl-

fühlten, daß es eine Schande wäre, wenn 26,000 Mann vor 60 wiechen, ließen nun Feuer in das Haus werfen, um den König zu zwingen, das Freie zu suchen und ohngeachtet schon alles zusammmenstürzte, wollte der ausserordentliche Mensch noch von keiner Übergabe hören, ja er stürzte sich auf den eindringenden Schwarm, um sich zu wehren. Dieß war aber die letzte Anstrengung, er verwickelte sich in seinen Sporn, fiel, wurde von 20 Janitscharen gefangen und theils unter den Armen, theils an den Füßen gehalten, zu dem Pascha von Bender getragen. Als er sich gefangen sah, wiech seine Wuth und er war ruhig, wie ein Kind.

In seiner Gefangenschaft erhielt Karl die Nachricht, daß alle seine Länder, Schweden allein ausgenommen, von den Feinden verwüstet würden, dennoch wollte er nicht von Demotika, wohin man ihn gebracht hatte, weichen, weil er noch immer, wiewohl vergebens, die Türken zu einem Krieg zu bereden hoffte; allein als er hörte, daß der schwedische Reichsrath zum Frieden mit seinen Feinden geneigt sey, da beschloß er, die Türkei zu verlassen, das man ohne Schwierigkeit geschehen ließ. Am 21. November 1714 kam er des Nachts vor Stralsund an, wo er mit jubelnder

Freude

Freude aufgenommen wurde. Kaum hatte er einige Stunden geschlafen, so musterte er die Truppen, sandte überall Befehle hin, um den Krieg aufs neue zu beginnen. Schweden hatte während Karls Abwesenheit alle seine Länder jenseits des Meeres verloren, hatte weder Handel, noch Geld, noch Kredit; die besten Soldaten waren in Schlachten gefallen, hunderttausend in den russischen Staaten zerstreut, fast eben so viele als Sklaven an die Türken und Tataren verkauft, nur der Muth war noch nicht gesunken. Sobald man nur hörte, der König sey da, drängte sich alles zu den Fahnen, um unter ihm zu fechten.

Karl wurde nun in Stralsund förmlich durch die Könige von Dänemark und Preussen belagert. Das Belagerungsheer war sechs und dreißigtausend Mann stark und in der Vestung lagen neuntausend. Durch die Verrätherei eines Soldaten, der sich von den Verschanzungen ins Meer herabließ, zu seinem Erstaunen Grund fand und es den Feinden anzeigte, wäre die Stadt beinahe verloren gewesen, doch blieb es für dießmal bloß bei den Verschanzungen. Indessen, obschon man täglich die Eroberung der Stadt befürchten mußte, so war und blieb Karl noch immer der nemliche, der er in Bender gewesen war.

Je größer die Gefahr, desto höher der Muth, schien sein Wahlspruch zu seyn. Bei Tage ließ er Verschanzungen aufbauen und bei Nacht that er Ausfälle gegen die Feinde; es regnete Bomben auf die Häuser und er blieb unerschüttert *). Er hätte auch Stralsund nimmermehr verlassen, wenn nicht der Rückzug gerade so viel Gefahren mit sich geführt hätte, als das Dableiben, und da jener doch nothwendiger war, so wählte er ihn und vollendete ihn unter den augenscheinlichsten Lebensgefahren. Als er nur einen Haufen Leute beisammen hatte, gieng es wieder vorwärts; er fiel in Norwegen ein und drang bis zur Hauptstadt Christiania. Im December des J. 1718 unternahm er die Belagerung der Vestung Friedrichshall, die man für den Schlüssel zu Norwegen ansieht. Hier stund er Mühseligkeiten aus, wie nie, in allen seinen Feldzügen; eine Menge seiner Soldaten tödtete die stren-

---

*) Auch das Haus, wo er wohnte, traf eine Bombe, eben als er einem Secretair einen Brief diktirte. Dieser ließ vor Schrecken die Feder fallen. „Nun, warum schreibt Ihr nicht fort?" fragte Karl. „Die Bombe" — sagte jener zitternd. „Ei was hat die Bombe mit dem Brief zu schaffen?" versetzte der König, und befahl, fortzuschreiben.

strenge Kälte, andere standen fast erstarrt und doch hörte man keine Klage, weil der König das nemliche litt. Fünf Tage lang blieb er ohne Speise und Trank. Am eilften December in der Nacht untersuchte er die Laufgräben und setzte sich dem stärksten Feuer aus der Vestung aus. Eine Kugel — ob aus der Vestung oder von der Hand eines Meuchelmörders, ist ungewiß — traf ihn und er war nicht mehr.

So starb Karl der Zwölfte in einem Alter von kaum vollendeten sechs und dreißig Jahren und wenn man sein Leben liest, wird man nicht selten versucht, es für eine poetische Erdichtung zu halten. Es ist unläugbar, daß er ausserordentlich große Eigenschaften besaß, aber eben diese riessen sein Land an den Abgrund des Verderbens. Seine Vorbilder waren Cäsar und Alexander. Als Krieger war er wenigstens so groß als sie, und edlere Keime lagen unstreitig in ihm, als in beiden, besonders kann Alexander, der sich in so vielen Arten von Wollüsten wälzte, in sittlicher Rücksicht mit Karl, der sich solcher Ausschweifungen nie schuldig machte, gar in keine Vergleichung kommen. Was wir von ihm erzählt haben, zeigt hinlänglich, daß er

einer

einer der ausserordentlichsten Menschen gewesen sey, die je auf einem Thron gesessen sind.

---

## 5.

## Gustav der Dritte,

### König von Schweden.

Der gewaltige Karl XII. hatte kaum in den Laufgräben vor Friedrichshall die Augen geschlossen, als schon in seinem Reich eine große Veränderung nach der andern vorgieng. Die Stände rissen die höchste Macht an sich und der König sollte nichts, als die vollziehende Gewalt haben und auch diese nur in und neben dem aus sechzehn adelichen Schweden bestehenden Reichsrath. Was dieser Reichsrath beschließe, sollte der König ohne Weigerung unterschreiben und wer diesen Schlüssen sich widersetze, soll als Hochverräther angesehen werden. So blieb es bis auf Gustav, der am 24. Jänner 1746 geboren ward, unter

unter dem Namen, des Dritten den Thron bestieg und ohne Streit zu den merkwürdigsten Menschen seiner Zeit gehört. Es machte jemand die Bemerkung: er könne einst den Schweden den großen Gustav Adolph ersetzen. „Was Sie jetzt als Schmeichelei sagen“ — versetzte der drei Jahre alte Prinz — „kann ja wohl mit der Zeit wahr werden.“ Er genoß die sorgfältigste Erziehung, besonders durch den Grafen Tessin, einen der gebildetsten Männer in Schweden; nur eine kleine Probe von den Lebensregeln, die er seinem Zögling gab, mag hier stehen.

„Wer über Menschen herrschen will, muß „selbst Mensch seyn, das heißt, gehorchen, „eh' er befiehlt, leiden, eh' er genießt.“

„Gewaltig seyn, ist der Vorzug des Löwen und Tygers. Liebe und Vertrauen des „Volks allein giebt den Königen eine Macht, „die nie und durch nichts eingeschränkt werden kann, und der größte König ist der, „den sein Volk am meisten liebt.“

„Es ist keine Kunst, thun, was man will, „aber erhaben ist der, der nichts thut, als „was er thun soll.“

„Es gab je nach Zeiten und Ländern vie„lerlei Regierungsformen; alle sind gut un„ter einem guten König.“

„Wenn der Fürst, der der erste im Staat „ist, den Gesetzen nicht gehorcht, wie kann „er erwarten, daß es das Volk thun wer„de?“ u. s. w.

Gustav verweilte schon als siebenjähriger Prinz gerne bei den Bildern der großen Römer Coriolan, Camillus, Fabrizius und andern, besonders darum, weil ihr Beispiel ihn lehrte, daß unmäßiger Ehrgeitz allzeit unglücklich, so wie das Gegentheil — Bescheidenheit — glücklich mache, aber zu gleicher Zeit liebte er die Geschichte Gustav Adolphs, Karls XII. und betrachtete gerne die Schlachtrisse von Narwa und Pultawa, so wie er große Spuren von Störrigkeit und Eigensinn zeigte. Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte unter andern auch, daß er schlechterdings nicht französisch reden oder schreiben wollte *), was er doch später sehr liebte.

Was

*) Auch Karl XII. war in seinem ganzen Leben nicht dazu zu bewegen. Selbst dem französischen Gesandten antwortete er in lateinischer Sprache, ohngeachtet dieser versicherte, daß er sie nicht verstehe.

Was auf den Kronprinzen besonders Eindruck machen mußte, den keine Zeit schwächte, war die niedrige Behandlung, die sein Vater von den Reichsräthen ausstehen mußte und die bis zur tiefsten Herabsetzung der königlichen Würde gieng. Gegen auswärtige Mächte war deswegen das Reich in einer Lage völliger Abhängigkeit und mit Geld war alles, was man wünschte, auszurichten. Bald siegte eine russische, bald eine französische Parthie, je nachdem die eine oder andere mehr Geld verschwendete.

So stunden die Sachen, als der König Adolph Friedrich am 12. Februar 1771 starb und Gustav, der sich eben in Paris aufhielt, zum König von Schweden ausgerufen wurde, der am 30. Mai des besagten Jahrs unter dem allgemeinen Jubel des Volks in Stockholm ankam. Es war ihm nicht schwer, die Liebe des Volks zu erwerben, denn er sprach mit jedem gütig und freundlich; jeder, der ein Anliegen hatte, durfte sich an drei in jeder Woche dazu bestimmten Tagen melden, fand williges Gehör, und konnte der König nicht geradezu helfen, so tröstete er doch, was bei manchem für den Augenblick schon genug war. Nicht genug, das Volk durch Vertrau-

lichkeit und Güte zu gewinnen, suchte Gustav auch die verschiedenen Faktionen an sich zu ziehen, damit kein Eigennutz, sondern allein das Beste des gemeinschaftlichen Vaterlandes in Betrachtung kommen möchte. Dieß hielt schwerer, denn die russischen Anhänger suchten die französischen, und diese jene zu unterdrücken; die russische Parthei war die stärkere, obwohl Gustav selbst bei der französischen stand; es schien die letztere werde unterliegen, und geschah das, so blieb er ein Schattenkönig, wie sein Vater es gewesen war. Bei dem aber war es höchst gefährlich, sich merken zu lassen, daß er Alleinherrscher werden wolle und wäre sein Plan zu früh bekannt geworden, es hätte ihn den Kopf kosten können; doch mit Klugheit und Muth führte er es hinaus. Er stellte sich, als ob er bloß für schöne Künste und Wissenschaften, ohne sich um die Regierung zu bekümmern, lebe und er ließ sich sogar laut deswegen tadeln, aber insgeheim zogen seine Vertrauten durchs Land und schilderten dem Volk den Druck, den es durch den Reichsrath leide, mit dem Zusatz: daß der König, so lange er so eingeschränkt bleiben müsse, nicht helfen könne. Er sah es gerne, daß die Partheien einander entgegen arbeiteten, um endlich in ihm einen Vereinigungspunkt zu finden.

den. Eine herrschende Fruchttheurung gab Gelegenheit, dem Volk glaublich zu machen, daß die Unthätigkeit des Reichsraths allein die Ursache derselben sey. Es zeigten sich an den beiden Endpunkten Schwedens, in Schonen und Finnland, Spuren von Aufruhr, dadurch fand man Gelegenheit, einen Theil der Armee zu entfernen, dessen man noch nicht versichert, und der in der Ferne besser zu bearbeiten war. Als endlich der König glaubte, sich auf seine Garde, die Bürger-Reiterei und das Artillerieregiment in Stockholm verlassen zu dürfen, da brach der merkwürdige Tag, der 19. August des Jahrs 1772 an, der Gustaven entweder frei machen, oder Krone und Leben kosten mußte. Er siegte über den Reichsrath, ward frei, auf einmal unumschränkter Beherrscher Schwedens, so souverain, als irgend ein anderer König in Europa, und die große Revolution war geendet, ohne daß ein Tropfen Bluts dabei geflossen ist.

Von jetzt an herrschte Gustav III. mit Weisheit und Milde, denn er wollte seinem Volk nicht die Freiheit rauben, sondern nur es unter einer gemässigten Regierung glücklicher machen, als es bei der vielköpfigen Herr-

schaft

schaft des durch Partheien zerrissenen Reichs-rathes seyn konnte. Er wandte glücklich den Sturm ab, der ihm wegen des Umsturzes der bisherigen Verfassung von Rußland her drohte, wo man damit ohnmöglich zufrieden seyn konnte; er machte bald darauf eine Reise durch seine Staaten, hörte die Wünsche und Klagen des Volks auf der Stelle, begegnete jenen und half diesen ab. Er hob die Folter auf, schafte das ungeheure Branntweintrinken ab, öffnete ein freiwilliges Arbeitshaus, um dem Nahrungsmangel abzuhelfen und die Dürftigen nutzbar zu beschäftigen und wer nicht arbeiten wollte, der — mußte. Er kaufte Getreide und theilte es theils an Nothleidende, theils an Bauern zur Aussaat aus, so daß die Hungersnoth im Sommer 1773 aufhörte. Landschafts-Ärzte wurden angestellt, um für die Gesundheit der Erwachsenen sowohl, als der jungen Nachkommenschaft zu sorgen, auch die Medikamente wurden freigegeben und diese Wohlthaten bis in die Wälder von Dalekarlien und Lappland verbreitet. Der König ließ sogar eigene Häuser bauen, in welchen den Kindern die Blattern eingeimpft wurden und die Spitäler, Waisenhäuser und andere wohlthätige Institute wurden auf das zweckmäßigste eingerichtet. Die Gerechtigkeit mußte

te auf das strengste gehandhabt werden, Handel, Ackerbau, Kunstfleiß wurden ermuntert und unterstützt, die Staatshaushaltung auf einen soliden Fuß gesetzt und eine Nationalkleidung eingeführt. Endlich wurde auch der Kriegsstand zu Land und zur See ungemein vervollkommt und die Wissenschaften hatten an Gustav den entschiedensten Verehrer und Beförderer. Auf dem Reichstag von 1778 wurde auch allen christlichen Religionspartheien die freie und ungehinderte Ausübung ihres Gottesdienstes gestattet.

So weit giengen Gustavs glückliche Jahre, aber nun folgten die unruhigen. Friedrich II., König von Preussen, starb 1786 und mit seinem Tod wurden in der Seele Katharinens von Rußland Wünsche rege, die sie bei Friedrichs Lebzeiten nicht aufkommen ließ. Dahin gehört, daß die Türken aus den östlichen Gegenden von Europa vertrieben werden sollten, wozu Kaiser Joseph II. die Hand reichen wollte; aber mangelhaft blieb das Werk, wenn nicht auch Gustav zu dem Bunde trat, weil er Rußland sowohl auf dem baltischen Meere, als zu Lande von Finnland aus angreifen konnte, sobald es anderswo stark beschäftiget war. Er stund

mit der Pforte in einem Schutz= und Trutz=bündniß und hielt es also für seine Pflicht, gegen Rußland loszuschlagen, sobald es seinen Verbündeten angriefe und sogleich machte er Anstalten zum Krieg. Er stund mit einer Armee an den Grenzen des russischen Finnlandes, ehe man recht wußte, daß er sich rüste, doch hütete er sich sehr, seinen Krieg für etwas anders, als für einen Vertheidigungs=krieg auszugeben, denn zu einem Angriff hätte er nach der Konstitution von 1772 die Bewilligung des Reichsraths bedurft und die wäre wohl nicht gegeben worden; folglich hätte Gustav entweder die Verfassung des Reichs verletzen, oder seinen Plan aufgeben müssen und beides wollte er nicht. Die Russen griefen auch wirklich bei Hogland die schwedische Flotte an und die Schlacht war so hartnäckig, daß kein Theil dem andern die Ehre des Sieges zugestund. Gustav wäre indessen zuverläßig vorwärts gedrungen, wenn nicht Meutereien unter seinen eigenen Truppen ausgebrochen wären, die nun nicht mehr gehorchen wollten. Es gelang ihm, den Aufstand zu stillen, man schlug sich aufs neue mit den Russen herum, zwang Dänemark, unthätig zu bleiben und kam so weit, daß die schwedischen Husaren schon gegen Petersburg

streif=

streiften. In Schweden selbst hatten drei Stände, die Geistlichkeit, die Bürger und die Bauern sich für den Krieg gegen Rußland erklärt und von dieser Seite war der König sicher, nur der Adel widersetzte sich, wiewohl umsonst, mit großer Heftigkeit, denn es sollte und mußte geschlagen seyn. So furchtbar aber die Schweden zu Land gegen Petersburg drückten, so gefährlich wurde für sie die Vereinigung der russischen Flotten von Reval und Kronstadt, und Gustavs Lage wurde mit jedem Tage bedenklicher. Von seinem Reich war er abgeschnitten, von den benannten Flotten nicht nur, sondern noch überdieß von einer russischen Scheerenflotte gedrängt, von Hunger und Durst gepeinigt, von einer Menge Soldaten, die die hereinbrechende Noth nicht mehr tragen wollten, verlassen, und endlich noch am 3. Julius 1790 so fürchterlich geschlagen, daß er selbst kaum noch auf einem elenden Boot entrinnen konnte. In einer solchen schrecklichen Lage befand sich Gustav und doch schlug er sechs Tage später die Russen bei Suenskesund, einer Felsenbucht gegen Friedrichshamm zu, mit seiner Scheerenflotte vollständig. Die feindliche Linie wurde von den Schweden mit unerhörter Gewalt durchbrochen, fünf und fünfzig Schiffe wur-

wurden genommen, viele andere verbrannt, sechstausend Russen gefangen, mehr als sechshundert Kanonen und andere Siegeszeichen erobert und der feindliche Befehlshaber entfloh auf einem Kahn nach Rußland, um den Jammer zu melden. Diese Schlacht führte zwischen Gustav und Katharina den Frieden von Werelä herbei, der am 14. August 1790 geschlossen wurde, durch den eigentlich kein Theil gewann, denn alles blieb, wie es zuvor gewesen war.

Der letzte Entwurf, den Gustav machte, war, einen Monarchenbund gegen das revolutionirende Frankreich zu Stande zu bringen, an dessen Spitze er sich selbst stellen wollte, aber ehe dieß romantische Projekt recht überdacht werden konnte, fiel er durch die Hand eines Meuchelmörders. Johann Jakob von Ankarström, verabschiedeter Hauptmann der Garde, hatte schon lange einen Groll gegen den König gefaßt und sich unzufrieden über den durch ihn geschehenen Umsturz der alten Verfassung Schwedens gezeigt. Zu ihm gesellten sich noch mehrere Unzufriedene vom Adel und der Tod des Königs war beschlossen. Ein Maskenball in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792 wurde

de zur Ausführung des schwarzen Vorhabens festgesetzt. Wenige Stunden vor dem Ball erhielt Gustav eine mit Bleistift geschriebene Warnung ohne Namensunterschrift, den Ball nicht zu besuchen, aber er glaubte derselben nicht und gieng hin. Einer der Verschwornen klopfte ihm auf die Schulter mit den Worten: Gute Nacht, Maske! Ankarström erkannte an diesem verabredeten Zeichen den König und drückte die Pistole auf ihn los. Der Schuß gieng oberhalb der linken Hüfte in den Rücken und der Verwundete hielt ihn sogleich selber für tödtlich. Er konnte noch ins nächste Kabinet gehen, Befehle ertheilen, am folgenden Morgen die Regierung während seiner Krankheit anordnen und verschiedenes schreiben, auch bat er, seinen Mörder, den man bereits entdeckt hatte, zwar gesetzlich, aber doch so gelinde als möglich und seine Mitschuldigen gar nicht zu strafen. Seinem Sohn empfahl er dringend, den Lockungen des Ehrgeitzes zu widerstehen und zu glauben, daß er sein Volk durch nichts glücklicher machen könne, als wenn er dem Vaterlande den Frieden erhalte. Am 29. März starb er. Er hatte das Herz eines Menschenfreundes und den Geist eines Eroberers, aber bei alle dem,

daß

daß er es herzlich gut meynte, rieß ihn doch die Herrschsucht über die Grenzen. Dieß machte ihn den Großen des Landes verhaßt und stürzte ihn frühzeitig ins Grab.

# V.

# Dánen.

1) Canut der Große. 2) Hans Egede.
3) Friedrich der Fünfte.

1.

## Canut der Große.

Sveno, König der Dänen und Engländer, hinterließ bei seinem Tod zwei Söhne, Harald, dem er Dänemark und Canut, (oder Knut) dem er England zugetheilt hatte. Der leztere konnte sein Erbe nicht ruhig besitzen, denn man vertrieb ihn daraus und er mußte dasselbe mit den Waffen erobern und als im Jahr 1017 sein Bruder Harald starb, erhielt er auch Dänemark. Er ehlichte eine englische Prinzessin, gieng, ihren Wünschen zufolge, zur christlichen Religion über und stiftete bald darauf drei neue Bisthümer, denen er Lehrer und Vorsteher aus England gab; auf gleiche Art versorgte er auch Schweden und Norwegen. Er verwandte große Summen auf die Erbauung mehrerer Kirchen

und

und im Jahr 1027 entschloß er sich gar zu einer merkwürdigen Reise nach Rom zum Grabe des Apostels Petrus, um durch diese Wallfahrt, die er zu Fuß machte, seine im Heidenthum verübte Sünden — wie er wähnte — abzubüssen. Nebst diesen Äusserungen der Frömmigkeit schuf er in Rom ein sehr schönes und nützliches Institut, nemlich eine Herberge für dänische Pilgrime, die darin unentgeldlich des Nachts mußten aufgenommen werden, auch wirkte er von dem Pabst Johann eine Verminderung derjenigen Summen aus, die die englischen Bischöffe beim Antritt ihrer Stellen der päbstlichen Kammer bezahlen mußten.

Eine seiner glänzendsten Eroberungen war die des Königreichs Norwegen und eines Theils von Schweden, aber das erstere Reich blieb seinem Haus nicht lange; die Norweger empörten sich, einer seiner Söhne wurde daraus verjagt und ehe Canut an seine Wiedereinsetzung denken konnte, starb er am 12. November des Jahrs 1036.

Nicht wegen dieser Eroberungen verdient dieser König in der Geschichte der Große zu heissen, sondern weil er wirklich mit großer Klugheit und Weisheit regierte, und so nützliche

liche Anstalten traf, die für sein Jahrhundert sehr merkwürdig waren. Er hat in Dänemark zuerst den Gebrauch der Landesmünze eingeführt und von englischen Münzmeistern ausprägen lassen. Er ist der Urheber des ältesten dänischen Gesetzes, das noch jetzt vorhanden ist und „das Gesetz für Verbrechen" heißt. Dadurch suchte er die Sitten der damals wilden und räuberischen Dänen zu mildern. So z. B. führte er bei seiner Leibwache eine ganz eigene Art von Strafen ein; die Mitglieder derselben saßen in einer gewissen Ordnung bei Tische und vergieng sich einer durch irgend etwas, so mußte er ganz unten hin sitzen, aus einem besondern Gefäß essen und trinken und sich von den übrigen Tischgenossen mit den abgenagten Knochen werfen lassen. Einmal hatte der König selbst im Zorn einen von dieser Leibwache umgebracht, sogleich warf er sich in ihrer Versammlung auf ein Kissen zur Erde, um sich ihrem Urtheil zu unterwerfen. Zwar hoben sie ihn sogleich vom Boden auf und sprachen ihn von aller Strafe los, aber er verdammte sich selbst nicht nur zu einer großen Geldbusse, sondern es wurde sogleich festgesetzt, daß jeder Mord an einem von der Leibwache des Königs entweder am Leben, oder mit Verlust der Ehre

und Verjagung aus dem Vaterlande bestraft werden solle.

Eine Tugend war es vornemlich, durch die Canut sich auszeichnete und das ist — die Bescheidenheit. Durch diese gelang es ihm einst, seine schmeichlerischen Hofleute tief zu beschämen. Sie sagten ihm: es könne ihm nichts widerstehen. Canut erwiederte nichts, sondern ließ nur seinen Stuhl an das Ufer des Meeres bringen, eben da es zur Zeit der Ebbe zurückgetreten war. Als es nun mit der Flut wieder heranwogte, befahl er dem Meer, stille zu stehen und seinen Stuhl nicht zu berühren. Das Meer hörte nicht auf dieses Machtgebot und strömte immer höher heran. „Seht ihr" — sagte er zu den elenden Schmeichlern — „wie ohnmächtig auch der größte Fürst sey und daß es nur eine Macht gebe, die zu dem Meer sagen kann: Bis hieher sollst du kommen und nicht weiter!"

Bei seinem Tod besaß Canut fünf Königreiche, nemlich: England, Britannien oder Wales, Schottland, Norwegen und Dänemark. Nach ihm gieng die Größe der Könige von Dänemark auf lange Zeit zu Grabe. England gieng völlig verloren, Dänemark wurde von norwegischen Königen beherrscht

herrscht und seine Einwohner verwilderten unter ewigen Kriegen und innerlichen Unruhen. Erst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts fieng das Reich unter Waldemar dem Ersten sich wieder an zu erholen. Im dreizehnten Jahrhundert kam es zu völligem Sinken und nur das vierzehnte hob es wieder zu seiner Höhe, bis endlich im siebzehnten Jahrhundert seine Könige zu einer unumschränkten Gewalt gelangten.

2.

## Hans Egede,

### Missionär in Grönland.

Einer der seltenen Männer, die, um einen großen Plan durchzuführen und der Menschheit nützlich zu werden, keine Mühe, keine Beschwerde und keine Aufopferung scheuen, sich allen Gefahren muthvoll unterziehen und nicht eher ruhen, als bis ihr schönes Werk vollendet ist, war Hans Egede, geboren 1686 und seit 1707 Prediger zu Vogen in

Norwegen. Er hatte einst gelesen, daß Grönland vor Zeiten christliche Kolonien aus Norwegen gehabt habe, die aber wieder in ihren alten heidnischen Aberglauben zurückgesunken seyen. Er erkundigte sich bei einem seiner Freunde, der öfters auf den Wallfischfang ausfuhr, nach dem Zustand Grönlands und da er erfuhr, daß es in religiöser Hinsicht sehr traurig dort aussehe, so beschloß er auf der Stelle, eine Reise dahin zu machen und die armen Bewohner dieses Landes zum Christenthum zu bekehren. Zwar, wenn er auf Gattin und Kinder blickte und in Erwägung zog, daß er seine Gemeine nicht wohl verlassen könne, wollte ihm der Muth sinken, aber doch konnte er des Gedankens nicht loswerden. Im Jahr 1710 offenbarte er sein Vorhaben dem Bischoff Randulf in Bergen und dem Bischoff Crog in Drontheim, die er bat, die Sache dem Hof zur Unterstützung zu empfehlen. Der erste prophezeihte ihm nicht viel Gutes, besonders weil er die grönländische Sprache nicht verstehe, aber der andere nährte seine Hoffnung. Gattin und Freunde dachten wie Randulf und beschworen ihn unter Thränen, von seinem Entwurf abzustehen, doch Hans Egede war dazu nicht zu bewegen. Da sein Vorhaben laut wurde, so

nann-

nannten ihn die einen einen schwärmerischen Träumer, die andern einen Ehrgeitzigen, der nur Ruhm und Geld suche; aber auch diese Verunglimpfungen rührten ihn nicht und da es ihm endlich auch gelang, seine Frau mit gleichem Enthusiasmus für die Sache zu erfüllen, so reiste er, nachdem er zuvor sein Amt niedergelegt hatte, mit ihr und vier kleinen Kindern im Jahr 1718 nach Bergen und nach endlich erfolgtem Frieden mit Schweden nach Kopenhagen, um seine Vorschläge dem Hof selbst zu eröffnen. Er erhielt endlich, daß ohngefähr zehntausend Reichsthaler zu einer Handelsunternehmung zusammengeschossen wurden und mit ihm vierzig Personen sich anschickten, auf drei mit Waaren und Lebensmitteln beladenen Schiffen nach Grönland zu reisen. Egede wurde zum Prediger der Mission ernannt, erhielt einen jährlichen Gehalt von 300 Reichsthalern und 200 zur Reise. Am 2. Mai 1721 gieng er mit den Seinigen zu Schiff und am 12. erfolgte die Abfahrt *). Schon am 12. Junius entdeckten sie Grönland, aber die ganze Küste war dergestalt von Eisschollen bedeckt, daß die Schiffer beinahe den

*) Cranz Historie von Grönland, 8. Barby 1765. S. 365. f. f.

den Muth verloren, weiter zu steuern. Endlich am 24. erblickten sie eine Öffnung im Eise, die sich bis an das Land erstreckte und wagten sich hinein. Die Stürme tobten schrecklich, eins der Schiffe bekam ein Loch, das man mit Kleidern verstopfte und schon fürchtete jedermann, dem Tod ohne Rettung geweiht zu seyn, als endlich der Sturm sich legte, das Eis brach und die Gesellschaft am 3. Julius glücklich landete.

Das Land, das Egede fand, schien von der Natur ganz vernachläßigt zu seyn, ohne Holz, ohne Getreide und die Einwohner schienen mehr Thieren, als Menschen zu gleichen. In Thierfelle waren sie gekleidet, in unterirrdischen Höhlen, die eine Thranlampe erleuchtete und erwärmte, aber mit unsäglichem Gestank erfüllte, wohnten sie. Die neuen Ankömmlinge bauten sich eine Wohnung von Torf und Steinen und nannten sie Hoffnungshafen, auch fanden sie anfänglich die wilden Landesbewohner sehr freundlich gegen sie, die sich nicht genug wundern konnten, daß ihre neuen Gäste auch Weiber und Kinder mitgebracht hatten, doch war ihr Zutrauen nicht sogleich gewonnen, denn sie stunden lange an, einen Europäer in ihre Wohnung aufzunehmen, nur nach und nach legten sie, durch freundliche

Worte

Worte und kleine Geschenke gewonnen, ihr Mißtrauen ab.

Nun gab sich Egede ausserordentliche Mühe, die Landessprache zu lernen und kaum verstund er sie ein wenig, so ließ er durch seinen ältesten Sohn einige biblische Geschichten zeichnen, zeigte sie den Wilden und erklärte sie, so gut er konnte. Als sie hörten, Christus und die Apostel hätten Kranke geheilt und Todte erweckt, da verlangten sie, Egede, den sie für einen Gesandten Gottes hielten, sollte das nemliche an ihnen thun. Er hatte Gedult mit ihrer Schwachheit, wieß sie auf Gott, der allein helfen könne und betete über sie, aber da einst nach einem solchen Gebet der Sohn eines Grönländers gesund wurde, da trauten sie ihm alles zu. So sollte er z. B. einmal schlechterdings einen Todten erwecken und ein andermal einen Blinden sehend machen. Wegen des erstern verwieß er ihnen ihr Begehren und nannte es strafwürdige Neugierde, aber an dem Blinden machte er einen Versuch mit Franzbranntwein, womit er ihm die Augen wusch. Nach einigen Jahren traf er diesen Blinden, der ihm versicherte, er habe an den Sohn Gottes geglaubt und so sey er sehend geworden. So wenig Egede dieß für ein wirkliches Wunder hielt, so stärkte es

ihn

ihn doch in dem Glauben, daß sein Werk mit Gedeihen von Oben gesegnet werde.

Mit der Handlung gieng es Anfangs so schlecht *) und der Proviant der Europäer gieng so zusammen, daß jeder fürchtete, man müsse sich bald zur Heimkehr entschließen; selbst Egede wollte kleinmüthig werden, aber da erwachte in seiner Frau eine Heldin. Sie hoffte auf Hülfe der Vorsehung und wollte von keiner Abreise hören. Wirklich kam auch, allen unerwartet, ein Schiff mit der Nachricht, daß des schlechten Anscheins ohngeachtet, die Handlung fortgesetzt werden sollte und der König beschlossen habe, die Mission zu unterstützen. Egede erhielt Lebensmittel und einen Gehülfen, Namens Albert Toppe, der ihn im Werk der Heidenbekehrung treulich unterstützte. Durch diesen wurde er so erleichtert, daß er bald eine Reise von sechzig Meilen machen konnte, um das Evangelium zu predigen. Anfangs hörten die Grönländer gerne zu, wann aber der Unterricht zu oft kam, so wurden sie unwillig, besonders wenn sie gerade auf

*) Man erhielt von den Grönländern Fuchs- und Seehundsfelle, auch Speck; dagegen tauschten sie Eisen, Leinwand, Bretter, Schnupftücher, Taback, Gewehre und anders ein.

auf die See wollten, oder eine Lustbarkeit vorhatten und warten sollten, bis das Singen und Beten vorbei sey. Aus Muthwillen begleiteten sie oft den christlichen Gesang mit ihren Trommeln, spotteten die Prediger aus und äfften sie nach, so, daß man sie manchesmal mit Schlägen zur Ruhe bringen mußte; zuweilen wirkten gute Worte, daß sie zuhörten. Besonders Eine Wahrheit der christlichen Religion war ihnen sehr tröstlich, — der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Daß der Mensch mit dem Hinsterben seines Körpers nicht ganz untergehen, sondern dereinst wieder neu verschönert auferstehen werde, keinen Krankheiten mehr unterworfen seyn und daß sie ihre Freunde und Verwandte in einem bessern Leben wieder sehen sollten, das vernahmen sie sehr gerne, aber die Kraft des Gebets wollten sie nicht begreifen, weil nicht alles erfüllt wurde, was sie vom Himmel forderten und wenn man ihnen sagte, sie müßten hauptsächlich um geistliche Güter bitten, so antworteten sie: „Das verstehen wir nicht; „wir wollen nur gesunde Glieder und Seehunde zu essen haben, sonst verlangen wir „nichts.“ Von der Hölle meynten sie: die See werde das Feuer schon löschen und wenn sie auch dahin kämen, so könnten sie sich eben

von der Kälte erholen, die sie auf der Erde ausstehen müßten.

Im Jahr 1727 sagte sich, wegen des geringen Ertrags, die Gesellschaft der Kaufleute in Bergen ganz von dem grönländischen Handel los, doch entschloß sich der König zu dessen Fortsetzung und sandte zwei neue Lehrer, um Egede im Bekehrungswerk zu helfen. Man schickte auch Maurer, Zimmerleute und andere Handwerker, um das Land zu bevölkern und anzubauen, aber diese waren sehr mißmuthig, als sie das gelobte Land, das sie zu finden wähnten, so elend sahen. Viele von ihnen wurden durch Krankheiten aufgerieben und die übrigen wünschten, nach Dänemark zurück zu kehren. Im Jahr 1731 war die Bekehrungsanstalt ihrem Verfall ganz nahe. König Christian VI. berief nach Friedrichs IV. Tod in Erwägung des schlechten Fortgangs der kostspieligen Anstalt die ganze grönländische Kolonie zurück und nur Hans Egede bekam Erlaubniß, zu bleiben, doch unter der harten Bedingung: daß er nur noch ein Jahr lang auf Unterstützung rechnen dürfe. Zehen Jahre hatte der unermüdete Mann gearbeitet, um nach Grönland zu kommen, zehen andere gewacht, gereist, gearbeitet, in Hoffnung, das Reich Gottes und Jesu

Chri-

Christi auszubreiten und eine Gemeine unter den Heiden zu gründen und jetzt, da sich einige Früchte seiner Bemühungen zeigten, sollte er seinen Weinberg verlassen und sein Werk aufgeben; er sollte eine bereits aus 150 Menschen bestehende Gemeine dem blinden Ohngefähr blos stellen und Gefahr laufen, daß sie entweder in das vorige Heidenthum wieder zurückfielen, oder von ihren noch im Aberglauben steckenden Landsleuten ermordet würden. So traurig seine Aussicht war, als alles davon eilte, so blieb er doch bei seinem Entschluß, vor der Hand nicht zu weichen, das seinige treu zu thun und das übrige der Vorsehung zu überlassen. Einzige zehen Mann blieben bei ihm und sein ältester Sohn leitete den Handel auf Kosten seines Vaters, der indessen seine geistlichen Arbeiten fortsetzte. Die Hoffnung kam ihm aufs neue zurück, da die Grönländer der Krone Dänemark einen freiwilligen Tribut von Thran, Speck, Wallfischen und Fellen versprochen hatten, das dann den König bewog, neue Lebensmittel zu schicken und zugleich die Versicherung, die Handlung aufs neue anfangen zu lassen. Kaum hiedurch etwas getröstet, trat ein neues Unglück ein, die Kinderblattern wurden durch einen grönländischen Knaben aus Dänemark

in

in sein Vaterland gebracht; diese Pest wüthete bis in das Jahr 1734 und that Egede's guter Sache um so mehr wehe, als die Priester der Grönländer es für eine Strafe der Götter ausgaben, weil man eine fremde Religion dulde. Aber aller dieser Hindernisse ohngeachtet fuhr er fort, an dem Werk des Herrn zu arbeiten, duldete tausend Beschwerlichkeiten, setzte sich auf seinen Reisen tiefer ins Land oft der größten Lebensgefahr aus und kämpfte nicht selten mit Mangel, Noth und Elend. Diese Noth verkürzte auch seiner Frau, der treuen Gefährtin auf seinem dornigten Pfade, das Leben, so standhaft sie auch alles Ungemach getragen hatte. Wollte der Mann unter der Last der Mühe und Sorgen ermatten, so richtete sie ihn mit freundlichem und mildem Zuspruch auf und ermunterte ihn zur Geduld und Beständigkeit. Sie starb im Jahr 1735, gerade um die Zeit, als Egede beschlossen hatte, nach Europa zurück zu gehen, um dort die Unterstützung der Mission persönlich zu betreiben und dann sein durch Arbeit und Sorgen geschwächtes Leben in Ruhe zu beschließen. Er unternahm diese Reise, doch nicht eher, als bis sein ältester Sohn, Paul Egede, seine Stelle ersetzen konnte.

In

In Kopenhagen fand er Gehör und bewirkte die Errichtung eines Seminariums für Missionäre, worüber er selbst die Aufsicht und eine jährliche Belohnung von fünfhundert Reichsthalern erhielt. Diese führte er viele Jahre und unterrichtete die Zöglinge in der grönländischen Sprache. Endlich beschloß er sein thätiges dem Besten der Religion und der Menschheit geweihtes Leben in Stübköping auf der Insel Falster, wo seine Tochter verheirathet war, im Jahr 1758 im drei und siebenzigsten seines Alters. Die Geschichte seiner Mission hat Hans Egede selbst in dänischer Sprache geschrieben, die auch deutsch unter dem Titel: „Ausführliche und wahrhafte „Nachricht vom Anfang und Fortgang der „grönländischen Mission ꝛc.“ Hamburg 1740 in Quart herausgekommen ist.

---

## 3.

# Friedrich der Fünfte, König von Dänemark.

Christian VI. war einer der mildesten und wohlthätigsten Regenten Dänemarks, unter dem seine Unterthanen sehr glückliche Tage lebten, aber eine noch schönere Periode war die Regierung Friedrichs des Fünften, geboren am 31. März 1723. Für seine Erziehung in der Jugend wurde sehr weise gesorgt und man unterwarf den Prinzen aller Strenge derselben. Schon in seinem sechsten Jahr erhielt er ein Infanterieregiment, bei dem er in den Waffen geübt wurde und den Soldatendienst lernte. Unter der Aufsicht geschickter und würdiger Männer wurde er in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet, wozu er, so wie zu ungeheuchelter Gottesfurcht, immer eine entschiedene Neigung zeigte. Seine vortreflichen Eigenschaften wurden so sehr bemerkt und bewundert, daß selbst in Schweden der geistliche und Bauernstand seine Erhebung auf den Thron ihres Reichs wünschten,

sogar ein Theil des letztern sie mit den Waffen erzwingen wollten, welches sie aber nicht durchzusetzen vermochten. Friedrich trat die Regierung über Dänemark nach dem Tode seines Vaters im Jahr 1746 an und zwar mit dem festen Vorsatz, seine Unterthanen so glücklich zu machen, als es einer menschlichen Macht nur möglich sey. Er verminderte sogleich einige Schatzungen in Norwegen und schenkte denen, die durch eine Viehseuche gelitten hatten, in den Jahren 1747 und 1748 ihre Kronabgaben. Er vergrößerte die Militair-Wittwenkasse, ließ eine Leibrentengesellschaft für tausend Personen in fünf Klassen zur Tilgung der Staatsschulden errichten, stiftete eine Gesellschaft für Wittwen und unmündige Kinder weiblichen Geschlechts in Norwegen und beförderte die Gerechtigkeitspflege. In einem einzigen Jahr wurden anderthalb hundert Prozesse entschieden, die bis dahin liegen geblieben waren und endlich sorgte er auch für das Vergnügen seiner Unterthanen, indem er ein regelmäßiges Schauspiel errichtete und nur solche Stücke aufzuführen gestattete, die die Sitten veredeln, die Tugend liebenswürdig und das Laster verabscheuenswerth darstellen konnten. Die Kriegsmacht wurde durch Friedrich ansehnlich verstärkt; am

7. Junius 1747 stiftete er die Ritterakademie von Soröe und versah sie mit treflichen Lehrern. Sein Krönungstag wurde durch die Stiftung einer neuen allgemeinen Handelsgesellschaft verherrlicht, die von dem König das ausschliessende Recht erhielt, nach Grönland zu fahren und Wallfische zu fangen, ausserdem aber die Absicht hatte, die Waaren der Ostsee nach Frankreich, Portugal und Spanien, ferner Mohrensclaven aus Guinea nach den westindisch-dänischen Inseln und endlich Waaren aus der Levante und den mittelländischen Seehäfen nach Dänemark, Norwegen und Deutschland zu führen. Friedrich V. unterstützte diese Handelsgesellschaft, welche größere Unternehmungen wagen wollte, als dem einzelen Kaufmann möglich sind, mit königlicher Großmuth und unterstützte überhaupt den Handel ausserordentlich. Dahin gehört die Errichtung einer fahrenden Post zwischen Kopenhagen und andern großen Städten des Königreichs, die Handelsbündnisse mit den Raubstaaten Marokko, Tunis und Tripolis, mit der ottomannischen Pforte und Genua, die Anlegung einer großen Seidenfabrik zu Kopenhagen, die Stiftung einer afrikanischen Handelsgesellschaft im Jahr 1755 und die Wiederherstellung des guten Vernehmens mit dem

Ma-

Madrider Hof, welcher eine Zeitlang seinen Unterthanen den Handelsverkehr mit den Dänen untersagt hatte.

Nicht weniger dankenswerth war es, daß der König dem Gedeihen der Wissenschaften seine stete Aufmerksamkeit schenkte. Unter ihm entstunden die Seminarien zu Bergen und Drontheim zur Bildung der lapländischen Heidenbekehrer, ein großer botanischer Garten, eine öffentliche Naturaliensammlung. Durch seine Ermunterung bildete sich eine Ackerbaugesellschaft in Island, entstund das große Erziehungshaus zu Kopenhagen, in welchem zweihundert Knaben vom fünften bis zum sechzehnten Jahr ihres Alters unterrichtet und zum Spinnen, Weben und andern nützlichen Beschäftigungen angewiesen wurden. Zur Bildung des Geschmacks errichtete Friedrich eine Maler-, Bildhauer- und Baumeisterakademie, aus welcher sehr brave Künstler ausgegangen sind, auch die Musik freute sich der königlichen Unterstützung. Im Jahr 1757 stiftete er eine Bergwerksschule zu Kongsberg, worinn fähige Jünglinge in Kenntniß des Gesteins, der Bergarten und des Bergbaues überhaupt unterrichtet wurden. Ausgezeichnete deutsche Gelehrte fanden in Dänemark Anstellung, Ehre und Belohnung. So

z. B. wurde Johann Elias Schlegel, dem das deutsche Theater seine ersten bedeutenden Originalstücke verdankt, Professor zu Soröe, Johann Andreas Cramer, Hofprediger, die verdienten Pädagogen Resewitz und Baßedow erhielten Stellen, in welchen ihr Geist Gutes wirkte und Klopstock die Unterstützung, sein unsterbliches Heldengedicht: „Der Messias" zu vollenden. — Der große Hartwig Ernst Graf von Bernstorf, auch ein Deutscher, war erster Staatsminister. Dieser große König ließ auf seine Kosten verschiedene berühmte Gelehrte nach Arabien reisen, um die Erdbeschreibung, die Naturkunde, die Sitten und andern Kenntnisse von diesem Lande in ein neues Licht zu setzen, welche Reise unter andern auf das Studium der Bibel und die Erklärung dunkler Stellen derselben sehr wohlthätig gewirkt hat. Niebuhrs „Reise nach Arabien" enthält die Resultate dieses schätzbaren Unternehmens.

Nicht übergangen darf werden, daß Friedrich V. einer der ersten Fürsten war, die darauf bedacht waren, die Gefahr der Pocken- oder Blatternkrankheit zu vermindern. Er ließ zwei Spitäler für hundert Kinder anlegen, deren Eltern er durch Prämien oder Belohnungen reitzte, sie gewissen Ärzten anzuvertrauen,

trauen, um ihnen unentgeldlich die Blattern einzuimpfen, das sehr vielen das Leben rettete. Ja, der König selbst unterwarf sich dieser Operation und überstand die Krankheit glücklich.

So treflich wirkte Friedrich V. von Dänemark. Im Jahr 1765 erkrankte er und am 4. Jänner 1766 endete er sein schönes, gemeinnütziges Leben. Wir schließen diesen Aufsatz mit jener treflichen Ermahnung, die er sterbend dem Kronprinzen und nachherigen König, Christian VII. gab. „Ich sterbe „und hinterlasse Euch das Reich“ sagte er. „Erinnert Euch stets, daß Ihr es empfangt, „um das Glück Eurer Unterthanen vollkom„men zu machen. Seyd gnädig, milde, ar„beitsam, friedfertig und erlaubt jedem den „Zutritt zu Euch. Betrachtet Eure Unter„thanen wie Eure Kinder und leitet sie un„aufhörlich im Weg der Religion und Glück„seligkeit. Wenn die Versuchung der königli„chen Macht und Hoheit, oder niederträchtige „Bemühungen der Gottlosen Euch von die„sem rühmlichen Zweck abzulenken suchen, so „werft einen Blick auf das Sterbebette Eu„res Vaters. Seht, so ist das Ende aller „Könige und wird auch das Eurige seyn. So „entfernt Euch auch jetzt dasselbe scheinen

„mag, so unbegreiflich geschwinde kann es „Euch doch überraschen. Herrschet demnach so, „wie Ihr dereinst wünschen möget, geherrscht „zu haben, wenn Ihr von diesem vergängli„chen Thron vor den ewigen Thron abgeru„fen werdet. Der allmächtige und gütigste „Gott gebe, daß diese vergängliche Krone, „wenn Ihr sie mit Demuth und Treue tra„gen werdet, Euch die Krone der ewigen „Seligkeit erwerbe.“ — Mit diesem erhabenen Wunsche verschied er und welcher König sollte nicht wünschen: Mein Ende sey wie das Ende dieses Gerechten?

---

VI.

# Russen.

1) Peter der Große. 2) Menzikof. 3) Katharina II. 4) Fürst Potemkin.

1.

# Peter der Große.

Der Schöpfer des russischen Reichs, Peter I., war ein Sohn des Zaren Alexei Michailowitsch, den er mit seiner zweiten Gemahlin, Natalia Kirilowna, Tochter des Bojaren Kirila Poluechtowitsch Narüschkin, erzeugt hatte. Am 30. Mai des Jahrs 1672 wurde er zu Moskau geboren und das ganze Land freute sich um so mehr seiner Geburt, als die beiden Prinzen erster Ehe, Feodor und Iwan, von schwacher Gesundheit waren und der erstere zeitig starb. Sein feuriger Geist war schon im Knabenalter sichtbar, er verdunkelte seinen Halbbruder Iwan dergestalt, daß nach des Vaters Tod die Mutter es wagen konnte, ihn zum Reichsnachfolger ausrufen zu lassen. Der Plan wäre gelun-

gelungen, wenn nicht die Kabale seiner Stiefschwester Sophia dazwischen gekommen wäre. Sie veranlaßte einen fürchterlichen Aufruhr der Strelitzen, welche in Rußland so mächtig waren, als die Janitscharen am türkischen Hofe; Iwan wurde als Thronfolger ausgerufen, dieser aber, seiner Schwäche bewußt, bescheiden genug, sich Petern zum Mitregenten zu erbitten, ihm alle Gewalt zu lassen und sich mit dem Namen zu begnügen. Bei einem zweiten Aufstand der Strelitzen, der dem ersten bald folgte, war Peter in der größten Lebensgefahr, denn seine Ermordung war beschlossen, aber glücklicherweise ward er gerettet. Gleichsam als Spielwerk bildete er sich nun aus Jünglingen seines Alters eine vertraute Leibwache, die anfangs nur fünfzig Köpfe stark war, bald aber zu einer so furchtbaren Größe anwuchs, daß sie Sophien gefährlich wurde und ihre Verstoßung ins Kloster hauptsächlich möglich machte. Jetzt erst war Peter frei und konnte die ersten Schritte, seine Russen aus der Barbarei zu reissen, wagen. Zuförderst wurde die Landmacht auf einen Fuß gesetzt, daß man sich Respekt bei den Nachbarn verschafte, dann kam die Reihe an Bildung der Seemacht und sobald das nöthigste gethan war, wurde der schon länger

ob-

obschwebende Türkenkrieg mit neuer Thätigkeit fortgesetzt. Die Russen eroberten Asow am schwarzen Meer, die als Stapelstadt ungemein wichtig war und dem südlichen Theil des Reichs, den der Don durchströmt, neues Leben geben sollte. Bald nach dem Frieden ließ Peter eine Kriegsflotte von 55 Kriegsschiffen vom ersten bis zum fünften Rang, 7 Bombardierschiffe und 4 Brander erbauen, dann wurde beschlossen, den Don und die Wolga zu vereinigen, um so das kaspische Meer mit dem schwarzen und mittelländischen näher zu verbinden, und sogleich Hand an die Ausführung gelegt. Noch fehlte es an Leuten, die Schiffe zu regieren und der Zar beschloß, junge Edelleute ins Ausland zu schicken, um diese Kunst zu lernen. Dieß machte aufmerksam. Man schrie über Neuerungen, verbreitete die Furcht, daß die jungen Leute das Gift der Ketzerei aus der Fremde mitbringen werden und die rechtglaubige Kirche dabei Noth leiden müsse. Dieses unsinnige Geschrei führte zu einer neuen Verschwörung gegen Peters Leben, die aber eben noch zu rechter Zeit entdeckt und zerrissen wurde.

Nachdem sechzig russische Jünglinge nach Italien, vierzig nach Holland und mehrere nach Deutschland gegangen waren, folgte Peter

ter selbst nach und zwar, um dem lästigen Zwang auszuweichen, nur als ein Mitglied des Gefolges einer Gesandtschaft, die, wie man vorgab, im Namen des Zaren die ältern Verbindungen mit den auswärtigen Höfen erneuern sollte. Mit großer Wißbegierde erkundigte er sich nach allem Merkwürdigen, sowohl in der Staatsverwaltung, als im bürgerlichen Leben. Er besuchte die Werkstätten der Professionisten, Bibliotheken, Universitäten und fragte bei allem, wie man es wohl anfangen müßte, dergleichen Dinge nach Rußland zu verpflanzen. In Amsterdam zog er die Kleidung eines holländischen Schiffszimmermanns an, um ganz unerkannt zu bleiben und alles desto besser beobachten zu können. Zu Sardam ließ er sich unter dem Namen Peter Michaelof unter die Arbeiter beim Schiffbau aufzeichnen und arbeitete mit ihnen, auch sah er die mancherlei dortigen Mühlen, die Werkstätte der Schmiede, der Seiler, der Segelmacher &c. und von jedem Nagel mußte er wissen, wozu man ihn gebrauche; selbst in chirurgischen Operazionen übte er sich, besonders im Zahnausbrechen, wovon er ein großer Liebhaber war. Von Holland gieng die Reise nach England und auch hier war der Schiffbau sein erstes Augenmerk. In Oxford ließ er

sich

sich in die akademische Matrikel einschreiben und nahm den Doktortitel an. In Deutschland gefiel es ihm vorzüglich in Wien und er würde sich dort länger verweilt haben, wenn nicht ein abermaliger Aufstand der unruhigen Strelitzen ihn nach Hause gerufen hätte. Auf der Rückreise sah er August II. König von Polen und sagte ihm seinen Schutz zu, den er bald genug nöthig hatte.

Nachdem der Aufstand unterdrückt und die Schuldigen bestraft waren, wendete Peter seine Aufmerksamkeit zuerst auf eine bessere Art, die Staatseinkünfte einzuheben, dann auf die Gerechtigkeitspflege, die bis dahin nicht in den besten Händen war. Sein Blick reichte bis auf die Kleidung der Russen und ihre Bärte. Jene mußte europäisch, diese, wenige Ausnahmen abgerechnet, abgeschoren werden, obwohl dieses hart hielt, denn viele hoben sogar die abgeschnittenen Bärte auf und ließen sie mit sich begraben, um das Zeichen des alten Glaubens im Himmel dem heiligen Nikolaus zeigen zu können. Andere alte Sitten änderten sich leichter ab, denn selbst die Russen sahen ein, daß die neuen besser seyen. Zum Reisen ins Ausland gab Peter Befehl, statt daß es sonst bei Todesstrafe verboten war; Bücher hatte man äusserst wenige, darum

ließ

ließ er Buchdruckereien anlegen und viele, unter andern deutsche Bücher, z. B. Arnds wahres Christenthum, Comenii Orbis pictus, Hübners Geographie, Puffendorfs Staatengeschichte rc. ins Russische übersetzt drucken. Zeitungen kamen erst im Jahr 1716 zu Petersburg zu Stande. Auch Schulen errichtete er, in welchen Dinge gelehrt wurden, z. B. Lesen, Schreiben und Rechnen, wovon früher selbst vornehmer Leute Kinder keinen Begriff bekamen. Er machte bessere kirchliche Einrichtungen, das Kalenderjahr, das sonst mit dem ersten September angefangen hatte, begann seit Anfang des Jahrs 1700 mit dem ersten Jänner, doch nach dem sogenannten alten Styl *), und das Amt des Patriarchen, der nach dem Zaren der erste Mann im Reich war, wurde mit Vorsicht aufgehoben; die geistliche Gewalt aber unter mehrere Bischöffe vertheilt.

Der Friede von Karlowitz am 26. Jänner 1699 endete den Türkenkrieg und nun begann

*) Den Gregorianischen verbesserten Kalender wollte Peter nicht einführen, weil er von einem Pabst herkam; er behielt also den Julianischen bei, der immer um eilf Tage gegen jenen zurück bleibt.

gann der mit Schweden, bei dem wir uns aber nicht aufhalten, sondern auf die Lebensgeschichten Augusts II. von Polen und Karls XII. von Schweden verweisen wollen.

Ohngeachtet dieser Kriege gieng der Bau von St. Petersburg, das die erste Stadt des Reichs und der bedeutendste Seehafen desselben werden sollte, ungestört fort. Im ersten Zehend des 18ten Jahrhunderts stund Peter auf dem Gipfel seines Glücks. Alle Empörungen waren gedämpft, die Russen versöhnten sich mit der europäischen Kultur, das schwarze und baltische Meer stunden dem Handel offen und ein hoffnungsvoller Thronerbe wuchs bereits heran. Der Zar eroberte im Jahr 1710 Liefland und 1711 gieng er den Türken bis an den Pruth entgegen, aber bald wäre es übel für ihn ausgefallen. Er war nahe dabei, eingeschlossen und gefangen zu werden und nur die Gegenwart seiner Gemahlin Katharina rettete ihn, die eine Friedensunterhandlung einzuleiten wußte. Während seiner Kriege machte er Reisen in die meisten europäischen Reiche und folgte seinem bekannten Hang, sich über alles Wissenswürdige zu unterrichten, um das Brauchbarste in sein Reich zu verpflanzen, das auch großentheils gelang.

Nicht so glücklich war Peter in seinen Familienverhältnissen. Sein Sohn erster Ehe, Alexei Petrowitsch, war von Jugend auf, besonders bei des Vaters Abwesenheit, durch Pfaffen und Weiber verdorben geworden. Er war bewanderter in den Kirchenvätern und der Ketzergeschichte, als in der Kriegs- und Regierungskunst und was sein Vater Gutes that, sah er für gottlose Neuerung an. Petern betrübte es, sein Reich dereinst in solchen Händen zurück zu lassen, indem er im Geiste schon die kaum vertriebene Barbarei wieder hereinbrechen sah, so daß er den Entschluß faßte, den Prinzen Alexei von der Thronfolge auszuschließen. Es kam zwischen Vater und Sohn zu unangenehmen Erklärungen; der Prinz entfloh, in Hoffnung bis zu Peters Tod irgendwo verborgen zu bleiben, wo sich dann seiner Zeit schon Leute finden würden, ihn auf den Thron zu heben, aber sein Aufenthalt zu Neapel wurde ausgekundschaftet und der Flüchtige nach Petersburg zurückgebracht. Er that feierlich Verzicht auf die Thronfolge; allein das war zur Sicherheit nicht genug, denn da man eine förmliche Verschwörung entdeckte, die von dem Kloster, in dem sich Peters erste verstoßene Gemahlin Eudoxia befand, ausgieng, und in die viele

Große

Große des Reichs verwickelt waren, so mußten schärfere Maasregeln genommen werden. Viele wurden verhaftet, hingerichtet, verwiesen, Alexei selbst vor ein Gericht gestellt und da seine eigenen Bekenntnisse ihn verdammten, des Todes schuldig erklärt. Ehe aber das Urtheil vollstreckt werden konnte, starb der Unglückliche im Kerker.

Nach diesem traurigen Vorfall weihte sich Peter I. neuerdings wieder der Regentensorge und dem Besten seines Landes. Er gab dem Getreidhandel völlige Freiheit, hob fast alle Kron-Monopolien auf, verbesserte den Bau der Handelsschiffe zu Archangel, errichtete ein Kommerz-Kollegium und gab selbst die Anweisung über dessen Wirksamkeit, auch erklärte er, daß es ihm Freude machen würde, wenn sich der Adel mit der Handlung beschäftigen und seine Vorurtheile gegen denselben ablegen wollte. Es wurde ein neues Gesetzbuch gemacht und jeder Regierungszweig bekam ein eigenes Verwaltungs-Kollegium. Die bildenden Künste wurden ermuntert, wissenschaftliche Institute errichtet und selbst der gesellschaftliche Ton der neuen Residenzstadt verbessert.

Durch den Nystädter Frieden im Jahr 1721 endete sich der Krieg mit Schweden nach einem

nem mehr als zwanzigjährigen Kampf. Rußlands künftige Größe war gegründet, und der Titel „Kaiser“ wurde von jetzt an der der russischen Zaren. Jetzt ergrief Peter die Waffen gegen Persien, durch dessen innere Unruhen unter einem schwachen Regenten der russische Handel auf dem kaspischen Meere Nachtheile gelitten hatten. Vergebens forderte der russische Statthalter in Astrakan Genugthuung für die Beleidigungen durch aufrührische Horden, vergebens drang man auf Sicherung des Handels; durch Krieg mußte man das zu erhalten suchen, was man durch Unterhandlungen nicht erringen konnte. Und dieß waren Peters letzten Unternehmungen als Krieger. Nach seiner Zurückkunft aus dem Felde machte er noch verschiedene schöne und nützliche Einrichtungen, ließ Katharinen in der alten Hauptstadt des Reichs zur Kaiserin krönen, weil er fühlte, daß er nicht mehr lange leben werde und sie, die ihn auf so vielen gefährlichen Zügen begleitet und am Pruth rettete, wo er bereits zwei und zwanzigtausend Mann verloren hatte und von zweimal hundert und siebenzigtausend Türken bedroht war, nach ihm das Reich zu regieren verdiene. Der letzte Befehl, den Peter gab, zweckte dahin, dem Aberglauben einen neuen

Stoß

Stoß zu versetzen; er hieß die zu häufig an den Straßen stehenden Kapellen niederreissen und die Bilder wegschaffen. Von jetzt an wiechen seine körperlichen Kräfte immer mehr und am 25. Jänner des Jahrs 1725 verschied er unter Katharinens Gebet: „Herr, öffne dein Paradieß und nimm diese schöne Seele zu dir!"

Peter gehörte zu den wahrhaft größten Männern, die je die Welt gesehen hat. Selten schlief er mehr, als vier Stunden. Schon um drei Uhr früh stund er auf, las ein paar Stunden, ließ sich dann die eingelaufenen Berichte vortragen und faßte auf der Stelle Entschlüsse darauf. Dann besuchte er die Anlage neuer Gebäude, die Manufakturen, die Stückgießerei und besonders die Schiffswerfte, wo er nicht selten mit Hand an die Arbeiten legte. Seine Mahlzeiten dauerten kaum eine halbe Stunde, dann beschäftigte er sich wieder bis zur Nacht. Er liebte weder Jagd, noch Musik, noch Schauspiel, oder ein ähnliches Vergnügen. Sein Charakter war Wahrhaftigkeit, Offenheit und Geradheit *). So freimüthig

*) Wer etwas Vollständiges über Petern zu lesen verlangt, dem empfehle ich das schön geschri-

müthig er selbst die Wahrheit sagte, so willig hörte er sie von andern. Strenge mußte die Gerechtigkeit gepflegt werden, auch wenn er selbst Beklagter war, und Geschenke zu nehmen, war das, was er einem Richter am höchsten verübelte; Polizeivergehen strafte er nicht selten mit seinem Stocke höchst eigenhändig. Seine Religiosität war so ächt und unverstellt, als alle sein Thun; den öffentlichen Gottesdienst versäumte er ohne Noth nie und die Entheiligung des Sonntags war ihm ein Greuel; den Aberglauben verachtete er und suchte ihn mit Macht zu vertilgen. Menschen von Verdienst schätzte er hoch und besonders sah er gerne jedermann in Thätigkeit und Erfüllung seiner Pflicht. Äusserliches Gepränge war ihm lästig und dagegen sehr angenehm, wenn er unter Menschen ein Mensch seyn konnte, daher durfte auch niemand, wie sonst gebräuchlich war, sich seinen „Sklaven" sondern nur seinen „Unterthanen" nennen. Sein größter Fehler war, daß er zuweilen sich im Trunk übersah.

Was

---

schriebene Werk: „Leben Peters des Großen in drei Bänden von G. A. von Halem." 8. Münster 1803 — 1807.

Was er für sein Reich in Rücksicht seiner Bildung und der Erhöhung von dessen Wohlstand gethan hat, beweißt sein Leben und es bedarf keiner Wiederholung desselben. Petersburg spricht ewig seinen Ruhm aus und bleibt sein unvergänglichstes Denkmal.

---

2.

## Alexander, Fürst von Menzikof,

### russischer General-Feldmarschall.

In der russischen Geschichte ist es nichts seltenes, daß ein Mann aus der niedrigsten Klasse des Volks sich zu den höchsten Ehrenstellen hinaufgeschwungen hat, aber eben so plötzlich wieder in den Staub herabgesunken ist. Dieß war auch das Schicksal des Fürsten Menzikof, der der geliebteste und gekoseste Liebling der blinden Glücksgöttin eine Zeitlang zu seyn schien, im Grunde aber nur ihr Spielball war, den sie willkührlich hin und her warf, vom Pastetenbäckerjungen zum Feldmar-

schall hob und vom Feldmarschall ins Elend und in die Verbannung jagte.

Menzikof war der Sohn eines armen Mannes aus Lithauen, der, weil er in seinem bisherigen Wohnort seine Nahrung nicht mehr fand, nach Moskau zog und dort mit den Seinigen sich häuslich niederließ. Seinen Knaben Alexander gab er in dessen zehnten Lebensjahr einem Pastetenbäcker in die Lehre, der ihn zum Verkauf seiner Waare gebrauchte, die der Junge in der Stadt herum und in die Palläste der Großen trug. Er war munter und aufgeräumt, pfiff, sang, freute sich seines Lebens, sah überdieß gut aus und ward so allenthalben gut gelitten. Mit seinen Pastetchen fand sich der kleine Menzikof unter andern auch fleißig im Schloßhof ein, wo er guten Absatz machte, weil die Hofleute sich an seiner guten Laune ergötzten und ihren Scherz mit ihm hatten. Bei einer solchen Gelegenheit bemerkte ihn einmal der Czar Peter der Große, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fand darin so viel Witz und Menschenverstand, daß er den Pastetenjungen unter seine Pagen aufnahm und bald zum Leibpagen machte, der in jeder freien Stunde um seinen gütigen Herrn seyn mußte. Nicht nur dieses war ihm gestattet, sondern sogar im Staats-

rath

rath durfte er gegenwärtig seyn, seine Meynung über vorkommende Sachen sagen und er äusserte dabei so vielen Verstand und Umsicht, daß er oft bis zum Erstaunen hinrieß. Nun bildete er seine treflichen Talente durch fleißiges Studium immer mehr aus, legte sich, weil Peter es gerne sah, mit ausgezeichnetem Fleiß auf die Staats- und Kriegswissenschaften, worinn er so große Fortschritte machte, daß er wirklich unentbehrlich schien und folgte seinem Herrn in den Krieg gegen Karl XII. von Schweden, in welchem er Proben des höchsten Muthes zu Tage legte, auch seine Kenntnisse im Kriegswesen ungemein erweiterte. Belohnungen des Czars, der ihn ohnehin persönlich liebte, blieben nicht aus und so stieg Menzikof zu den ersten Ehrenstellen des Reichs, wurde Fürst, Feldmarschall und mit allen russischen Ritterorden umhängt. Seine Gewalt war unbeschränkt, und wer irgend etwas durchzusetzen beschloß, wer irgend eine Gnade von dem Czar erlangen wollte, mußte es durch Menzikof durchsetzen und erlangen, oder sein Plan scheiterte zuverläßig, wenn er diesen Liebling des Fürsten umgieng. Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Fürsprache, deren Erfolg niemals zweifelhaft war, immer mit Gold aufgewogen wurde und

da traf denn ein, was so oft in der Welt eintrifft:

Ehr und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Geldgierde wurde neben unbegränzter Ehrsucht Menzikofs größte Leidenschaft. Er häufte unermeßliche Summen auf und besaß eine solche Anzahl von Landgütern, daß man zu sagen pflegte: er könne von Riga (in Liefland) bis nach Derbent (in Persien) reisen und alle Nacht auf einem andern seiner Landgüter schlafen. Man zählte bei der Berechnung seiner Besitzungen fünfzigtausend Familien, die ihm gehörten und die von seinem Wink abhiengen. Hiemit nicht zufrieden, strebte er auch nach Huldigungen von aussen und nicht nur Orden fremder Fürsten, sondern auch Jahrgehalte derselben strömten ihm entgegen.

Peter der Erste starb am 8. Februar des Jahrs 1725 und der Senat versammelte sich wegen Bestimmung der Thronfolge, aber Menzikof ließ ihm nicht lange Zeit zu weitläufigen Deliberationen; er ließ den Pallast der Versammlung durch Soldaten besetzen, um sie

sie nach seinen Absichten zu stimmen, die keine andern waren als Katharina die Erste auf den russischen Thron zu setzen, die er geliebt hatte, ehe Peter sie kennen lernte und deren Freundschaft er sich immer zu erhalten wußte. Sein Plan gelang, Furcht bemächtigte sich der Senatoren und — Katharina ward die Selbstherrscherin aller Reussen, oder vielmehr: Menzikof ward Kaiser, ohne es zu heissen und regierte durch Katharinen. Dieser Macht schien nun nichts entgegen zu stehen, dennoch wollte es dem Gewaltigen nicht gelingen, das Herzogthum Kurland, wie er wünschte, zu seinem Eigenthum zu machen; es stellten sich Hindernisse in den Weg, die er nicht zu beseitigen im Stande war.

Katharina I. besaß den Kaiserthron nur zwei Jahre, denn sie starb schon im Mai 1727 und ihr Enkel, Peter II. war nach ihrem Willen ihr Nachfolger. Diesen vermählte Menzikof mit seiner Tochter Maria und regierte ihn noch mehr, als er seine Großmutter regiert hatte. Der Kaiser, blos Maschiene seines Schwiegervaters, herrschte als wahrer Despot, beleidigte die ersten Familien des Reichs und diese, die wohl wußten, woher das alles komme, arbeiteten nun mit aller Macht, den Feldmarschall zu stürzen, das

ihnen,

ihnen, weil Peter selbst des lästigen Auffsehers über alle seine Schritte und Handlungen zeitig müde wurde, bald gelang. Die Verbrechen, die man ihm Schuld gab, wurden nnn in das grellste Licht gesetzt. Menzikof sollte die Ursache von der Ermordung des unglücklichen Alexei Petrowitsch seyn, den Peter I. hinrichten ließ und die Verstoßung der Kaiserin Eudoxia befördert, seinen Ehrgeitz zur höchsten Stufe erhoben, viele Personen fälschlich angeklagt, ihrer Ehre und Güter beraubt, das Ansehen der Landesstellen unterdrückt, die Armeen zu seinem Vortheil bestochen, bei der Tabakspachtung die Hälfte der Gefälle unterschlagen haben und anderes mehr. Jetzt folgte nicht nur die kaiserliche Ungnade, sondern der bisher unantastbare Menzikof wurde mit seiner ganzen Familie nach Beresson, einem Städtchen an den Ufern des Oby ins Elend verwiesen. Da saß nun der Mann, vor dem sonst ganz Rußland zitterte und der alles konnte, was er wollte, als ein armer, verachteter Gefangener. Zu seiner Ehre muß man sagen, er trug sein großentheils selbst durch Übermuth und Gewaltstreiche verschuldetes Unglück standhaft und muthvoll. Mit Hülfe von acht Personen, die ihm ins Elend gefolgt waren, fieng er an, ein großes Stück Feld

zu

zu bebauen und säete Korn an, um seinen und der Seinigen Unterhalt zu sichern. Er vergrößerte die elende Hütte, die man ihm zur Wohnung angewiesen hatte, und fällte selbst das Bauholz dazu. In kurzer Zeit hatte er ein Haus, das ihm und seiner Familie Sicherheit und Bequemlichkeit gewährte. Seine Töchter, selbst die gewesene Kaiserin, besorgten das Hauswesen und ein wesentlicher Umstand, der nicht zu übersehen ist — Menzikof, der in seiner Herrlichkeit wohl wenig an Gott dachte und sich ganz auf sich selbst und sein Glück verließ, wurde jetzt von Herzen religiös und nahm seine Zuflucht zu Gebet und frommen Betrachtungen, die er zuvor nicht geachtet hatte. Nur die Lage seiner Kinder jammerte ihn, denn ihre Zukunft war düster, sonst würde er sich in die seinige gut gefunden und zuletzt eine vollkommene Seelenruhe erlangt haben. Er starb am 23. November 1729; seine Gattin sah ihren neuen Bestimmungsort nicht, denn sie endete ihr Leben schon auf der Reise dahin, auch Maria gieng dem Vater im Tode voran; eine andere Tochter und der Sohn erhielten ihre Freiheit, nachdem die Kaiserin Anna die Regierung des russischen Reichs übernommen hatte.

---

3.

## 3.

# Katharina die Zweite,

## Kaiserin von Rußland.

---

Was Peter der Große seinem Reich als Mann war, das war Katharina die Zweite als Frau, Schöpferin einer ganz neuen Welt, während einer vier und dreißigjährigen Regierung fast immer glücklich in allem, was sie unternahm, geachtet und gefürchtet vom Ausland, angebetet von ihren Unterthanen. Sie wurde am 2. Mai 1729 zu Stettin geboren und war eine Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt Zerbst, Nichte Friedrichs des Einzigen von Preussen, und hieß vor ihrem spätern Übertritt zur griechischen Kirche Augusta Sophie Friderike. Sie erhielt eine sehr zweckmäßige Erziehung, besonders durch ihre vortrefliche Mutter, machte sich mit den vorzüglichsten Schriftstellern der berühmtesten Völker bekannt und bildete ihr Herz zu Güte und Sanftmuth. In ihrem 16ten Jahr wurde sie mit dem nachherigen Kaiser Peter III. von Rußland vermählt,

dem

dem sie nach neun Jahren ihres Ehestandes den Prinzen Paul und drei Jahre später eine Tochter gebahr, die aber nur 15 Monate lebte. Nach Elisabeths Tod am 5. Jänner 1762 bestieg Peter den Thron und das erste, was er that, war, daß er mit Preussen Frieden schloß und nicht nur seine Armee von der Coalition abrief, sondern sie selbst zur preussischen stoßen ließ. Mangel an nöthiger Klugheit, denn er beleidigte die Geistlichkeit, das Militär, die Großen des Reichs und selbst seine Gemahlin, mit der er schon länger in Mißverständnissen lebte, — stürzte ihn. Die drei Brüder Orlow, die Fürstin Daskow, der Graf Rasumovsky und andere spannen eine Empörung an, — die Kaiserin, welcher man gesagt hatte, ihr Gemahl wolle sie ins Kloster stecken lassen, nahm Theil an derselben, Peter wurde in Oranienbaum, wo er sorglos weilte, gefangen genommen, bald darauf ermordet und Katharina, bereits zur Kaiserin ausgerufen, war nun Selbstherrscherin aller Reussen, eines Reichs, das dreimal hunderttausend Quadratmeilen enthielt, und von mehr als 70 verschiedenen Nationen bewohnt ward.

Als sie den Thron bestiegen hatte, bestätigte sie den Frieden mit Preussen und Däne-

mark,

mark, indem sie die Nothwendigkeit fühlte, nach sechs blutigen Jahren ihren Unterthanen die Ruhe zu schenken, um im Innern die vermißte Ordnung wieder herzustellen, dann hob sie die durch den Krieg nothwendig gewordenen Auflagen auf und bestätigte mehrere heilsame Gesetze, die unter Peter III. gegeben worden waren, und so zeigte sich schon bei dem ersten Anfang eine sehr glänzende Regierung im Prospekte.

August III., König von Polen, starb und dieser Vorfall lenkte die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf dieses Land, dessen Bewohner ihren Entwürfen längst entgegen waren, und durch deren unruhigen Geist sie selbst in ihren angrenzenden Provinzen benachtheiligt zu werden Gefahr lief. Ihr war es daher darum zu thun, daß ein Mann auf den Thron käme, der ihr ergeben wäre und so setzte sie es durch, daß Stanislaus Augustus Graf von Poniatowski die Krone erhielt, aber es gab auch Gelegenheit zum Ausbruch neuer Unruhen. Es entstund eine sogenannte Konföderation, oder allgemeine Verbindung der Stände, welches im Grunde, wenn die Nation sich als selbstständig behaupten wollte, so verwerflich nicht gewesen wäre, denn schon sprach Katharina auf den Reichstagen der Polen

nicht

nicht nur eine sehr starke Sprache, sondern sie ließ sogar einige vornehme Magnaten arretiren und nach Rußland abführen. Sie schrieb die Zeit vor, zu welcher der Reichstag auseinander gehen sollte, wornach sie dessen Gesetze zu bestätigen geneigt sey. Die Magnaten fühlten einen solchen Druck und waren sehr geneigt, das Joch abzuschütteln. Der König — freilich von Rußland den Polen aufgedrungen, — bat seine Beschützerin um Hülfe und der Krieg war entschieden, denn die Türken traten öffentlich auf die Seite der Polen. Da die russischen Generale sehr bedeutende Vorschritte machten, so konnten die benachbarten Höfe ohnmöglich gleichgültig dabei bleiben und besonders sah Österreich sie nicht ohne Eifersucht; der Minister Kaunitz erklärte ganz unbedenklich: sein Hof werde es nie zugeben, daß die russischen Heere über die Donau giengen und daß Rußland durch Erwerbung der Moldau und Wallachei unmittelbarer Nachbar von Ungarn werde. Als endlich die Sprache vom Frieden wurde, sah man es sehr gerne, daß die Türken Österreich und Preussen um ihre Vermittlung ansprachen. Während der Unterhandlungen eroberten die Russen die Krimm und die Insel Thaman und versprachen den Tataren, die sich verbindlich mach-

machten, nie mehr unter türkische Herrschaft zurück zu kehren, sie bei ihrem Entschlusse zu schützen. Der Friede wurde zuletzt ohne Vermittlung geschlossen, aber erst 1774, indessen schon im Jahr 1770 die Aussichten für Polen bedenklicher wurden. Österreichische Truppen rückten unter dem Vorwand einer Grenzberichtigung dort ein, von Seiten Preussens geschah das nemliche und Rußland blieb nicht zurück. Ein Krieg zwischen Österreich und Rußland schien unvermeidlich, da letzteres, das Polen gleichsam schon selbst beherrschte, jenen ersten Schritt nicht gerne sah, und um diesen zu vermeiden, schlug Kaunitz eine Theilung vor. Rußland gieng in die Idee ein, die erste Theilung war entschieden und gieng im Jahr 1772 vor sich.

Mitten unter Rußlands glänzendsten Aussichten stund im Innersten des Reichs der Rebelle Pugatschew auf, gab sich für den todt geglaubten Peter III. aus, erhielt Anhang und es mußten ernstliche Maasregeln zu seiner Unterdrückung gemacht werden. Nach zwei und zwanzig wirklichen Schlachten und Gefechten ergab sich das Haupt der Rebellen und wurde zu Moskau hingerichtet. Nun, da das Reich von Innen und Aussen beruhigt war, wurde die Bearbeitung eines neuen Ge-

setzbuchs unternommen; man errichtete mehrere Gerichtshöfe zur Erleichterung der Rechtspflege, stellte die Landstrassen in bessern Stand und legte regelmäßige Posten an. Petersburg wurde verschönert, prächtige Kirchen und Palläste gebaut, neue Kanäle zur Beförderung des Handels gegraben und alte verbessert. Jetzt wurde auch ein vielleicht schon lange in Katharinens Seele sich wälzender Gedanke wieder reger, nemlich: die Türken aus Europa zu drängen und ein neu griechisches oder orientalisches Kaiserthum herzustellen, dessen Haupt die Beherrscherin Rußlands seyn sollte. Das Glück ihrer Waffen bestärkte die Kaiserin in diesem Gedanken noch mehr und mahlte ihr die Ausführung desselben, ohngeachtet aller Bedenklichkeit dennoch als ganz leicht vor. Jeder Schritt wäre aber unendlich schwer gewesen, hätte nicht der Kaiser Joseph II., der die Mitwirkung Rußlands zu andern seiner Zwecke bedurfte, seinen Beitritt hoffen und erwarten lassen. Zwar hatte sich Rußland im Frieden von 1779 verbindlich gemacht, sich nicht in die Angelegenheiten des neuen tatarischen Staats in der Krimm zu mengen, aber es that jetzt gerade das Gegentheil, unterhielt die dort entstandenen Unruhen und stellte sich den Türken entgegen, die

Frie-

Frieden schaffen wollten. Die Krimm wurde von Rußland in Besitz genommen; ein Verwandter des Fürsten Potemkin ließ dreißigtausend Menschen, die nicht huldigen wollten, niederhauen, und der türkische Hof wurde nicht anders behandelt, als ob er ein Vasall der russischen Regierung wäre. Er mußte Opfer über Opfer bringen, um nur nicht ganz niedergedrückt zu werden, und zusehen, daß Katharina an der Mündung des Dnepr Cherson erbaute und an das Thor die Innschrift setzen ließ: „Dieß ist der Weg nach Konstantinopel.“ Ausser diesem tatarischen, für die Handlung so vortheilhaft gelegenen Staat, erwarb die Kaiserin auch Georgien und bis dahin geschah alles noch ohne Krieg.

Nachdem diese Wünsche erfüllt waren, errichtete Katharina ihrem Vorbild, Peter dem Großen, eine trefliche Statue zu Petersburg, zwischen dem Senats- und Admiralitätsgebäude und weihte sie mit lauter Gnadenbezeugungen ein, die sie über ihr Volk ausgoß. Von den Geldern, die der Adel und die Bürgerschaft zu einem Monument für sie selbst schon seit mehrern Jahren zusammengeschossen hatte, stiftete sie in jeder Statthalterschaft ihres weitläufigen Reichs unter dem

Na-

Namen: „Kollegium der allgemeinen Fürsorge" eine Stelle, welche zur Verminderung des menschlichen Elendes bestimmt war und vermehrte jene Summe mit einer noch weit größern. Volksschulen, Waisenhäuser, Hospitäler, Krankenhäuser, Armenanstalten, Versorgungsinstitute für unheilbare Kranke und Wahnsinnige, Zucht- und Arbeitshäuser erhoben sich nach und nach allenthalben.

Auf der Prunkreise nach Cherson im Jahr 1786, die Potemkin veranlaßt hatte, wurde die Verbindung mit Joseph II. zur Unterjochung der Türken geschlossen und bald nachher brach der Krieg aus. Oczakow am schwarzen Meere wurde durch einen gräßlichen Sturm erobert, Suwarow schlug die Türken am Pruth, der Fürst Repnin erkämpfte in der Moldau einen Sieg um den andern und die Festung Ismail fiel unter Grausen erregenden Umständen. Die ganze Besatzung von dreißigtausend Mann wurde bis auf sechstausend niedergehauen. Unter brennenden Ruinen drangen die Russen in die Stadt; wer sich nur im mindesten widersetzte, war des Todes, und die Donau schwoll an von Blut und Leichnamen. Es war kein Gefecht mehr zwischen Feind und Feind, sondern ein wahres Mordfest, bei dem der der tapferste war, der

am stärksten mordete. Endlich am 29. December 1792 wurde es Friede, den aber weder Potemkin, noch Joseph II. erlebten.

Katharina, die während ihrer ganzen Regierung die Waffen nicht aus der Hand gelegt hatte, wandte sie nun gegen die Polen, die im Gefühl des Schmerzens, so tief herabgewürdigt geworden zu seyn, ihren Unmuth nie ganz verbergen konnten, und ihn nun durch eine gegen die Russen zu Warschau veranstaltete Mordscene ausbrechen ließen. So war der Krieg erklärt, den Rußland und Preussen gegen den Rest von Polen führten. Anfangs gieng es mit abwechselndem Glück, als aber Kosciusko, ein Mann der edelsten Römer werth, geschlagen und gefangen war; als Suwarow Praga, die Vorstadt von Warschau, am 4. November 1794 mit stürmender Hand eingenommen und dreizehntausend Menschen geschlachtet hatte, ohne die zu rechnen, die durch einen Einsturz der Brücke über die Weichsel ihr Leben verloren und deren Zahl über zweitausend gieng, da war es mit Polen am Ende. Es wurde nun vollends ganz getheilt und aus der Reihe der Mächte gestrichen. Katharina nahm einen großen Theil von Lithauen und dehnte ihre Grenzen über Volhinien und Podolien bis an

die

die Ufer des Dniesters aus, wodurch sie den Erfolg aller ihrer künftigen Unternehmungen in der Moldau und Wallachey sicher stellte. Kaum hatte die russische Armee ein wenig von den schrecklichen Kriegsstrapazen ausgeruht, so marschierte ein Theil derselben schon wieder nach Persien, um auch dort Furcht und Schrekken zu verbreiten.

Eben jetzt, da beinahe ganz Europa gegen das revolutionirende Frankreich in den Waffen stund, starb die große Kaiserin am 19. November des Jahrs 1796, und behielt fast bis zum letzten Augenblick ihres Lebens diejenige Heiterkeit und Geistesstärke, die sie durch ihr ganzes Leben ausgezeichnet hatte. Brachte sie auch der Begierde, ihrem Reich eine immer unermeßlichere Größe zu geben, unzählige blutige Todtenopfer, war auch ihre Ruhmbegierde größer, als sie vielleicht hätte seyn sollen, so laßt uns das viele Gute, das sie unstreitig vollbrachte, auf die andere Wagschale legen und eine Thräne dazu, daß auch die größten Menschen von Gebrechen und Fehlern nicht frei sind.

Zu Katharinens übrigen großen Eigenschaften gehört unter andern auch, daß sie das Beste der Wissenschaften kräftigst beförderte. Sie stund mit einigen der ersten Gelehrten im

Briefwechsel, sie ließ ihre weitläufigen Staaten durch wohl unterrichtete Männer bereisen und untersuchen, unterstützte wissenschaftliche und Kunst-Institute mit kaiserlicher Feigebigkeit, ja sie ward sogar selbst Schriftstellerin, schrieb einige Schauspiele und die: „Bibliothek der Großfürsten." Sie selbst schrieb eine Instruktion für die Gesetzgebungs-Kommission nieder, schafte die Folter ab und verminderte die Leibeigenschaft. Als sie die Regierung antrat, fand sie 20 Millionen Menschen in ihren Staaten, bei ihrem Tod waren es 36, aus 16 Statthalterschaften wurden 48, aus 30 Millionen Rubeln Einkünften 60. Um 45 Linienschiffe, eine Galeerenflotte von 150 und mehrere kleinere Kriegsschiffe vermehrte sie die Seemacht und die Landtruppen steigerte sie bis zu mehr als viermal hunderttausend Mann. Sie besaß eine unerschütterliche Standhaftigkeit und fürchtete auch da sich nicht, als einst die Fenster ihres Pallastes vom Donner der schwedischen Kanonen erzitterten. Schade, daß sie, die das Gute wahrhaft wollte, den Druck in der Ferne nicht sehen konnte, mit dem Potemkin und andere Tyrannen ihre Unterthanen despotisirten, plünderten und erschöpften.

---

4.

## Gregor Alexandrowitsch Fürst von Potemkin,

### russisch - kaiserlicher Feldmarschall.

Potemkin, der allgewaltigste Günstling Katharina der Zweyten, war der Sohn eines Hauptmanns in einem russischen Garnisonregiment und kam im Monat September des Jahrs 1736 auf einem kleinen Landgut ohnfern Smolensk zur Welt, wo sein Vater lebte, wenn er sich nicht in Moskau aufhielt. Von erster Jugend an wurde er dem geistlichen Stand gewidmet, sammelte sich zu dem Ende mancherlei Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften, bildete seinen Geist durch die Lesung griechischer und römischer Schriftsteller und um immer mehr vorwärts zu schreiten, kam er in ein russisches Kloster. So bald aber sein Vater starb, verließ er es wieder, gieng nach Petersburg und trat in die kaiserliche Garde, in der er geraume Zeit als Wachtmeister diente. Eine interessante Ge-

sichtsbildung, ein freundliches Betragen empfahl ihn seinen Vorgesetzten und mehrern Herren von Hof, die ihn bald der Kaiserin Katharina empfahlen. Als im Jahr 1762 die Revolution gegen Peter III. ausbrach, war Potemkin am Tag der Entscheidung beständig um die Person der Monarchin, war einer der ersten, der sie zur regierenden Kaiserin ausrief und drei Tage nachher wurde er als Courier nach Stockholm geschickt, um dem dortigen Hof die vorgefallene Thronveränderung anzuzeigen. Sein Glück war von jetzt an gemacht, indem Katharina von seiner Treue alles erwartete. Er durfte sich auf ihre Kosten in den Wissenschaften ausbilden und als er ihr einst seinen Wunsch nach einer höhern Laufbahn entdeckte, da ward er von der Garde frei und sowohl zu den Geschäften des Kabinets, als der höhern Kriegsstellen herangezogen. Sobald er dem engern Kreise der Gesellschaft der Kaiserin näher gekommen war, so wandte er alle Künste des schlauen Hofmannes an, um die bisherigen Günstlinge, namentlich die Gebrüder Orlow, zu verdrängen und es gelang ihm. Vom Jahr 1776 an war er erklärter Liebling und stieg von einer Ehrenstelle zur andern. Er wurde Fürst, Minister, Feldmarschall, Oberbefehlshaber über

die

die ganze russische Armee, kurz — alles in allem. Mit Ordenskreuzen war er übersäet, der größte Mann im russischen Reich, der allgewaltig das Staatsruder lenkte, und was das merkwürdigste ist — denn selten hat sich ein Günstling der Großen bis ans Grab erhalten — er blieb es bis zu seinem letzten Hauche.

Wenn ein gewaltiger Wille — sagt ein energischer Schriftsteller *) — hinreichend ist, Bewunderung zu erregen, dann verdiente Potemkin einen der obersten Sitze neben Attila, Dschengischan und Timur, den Gewaltigstwollenden der Geschichte. Er wollte Reichthum und Macht, und sie wurden sein; diese Zwecke zu erreichen, dünkte ihn keine Anstrengung zu schwer. Er kannte nichts Höheres, als äussern die Augen der Menge blendenden Glanz. Jeden andern Vorzug, den persönliches Verdienst, Geburt oder Reichthum geben konnten, gewaltsam niederzudrücken, vorzüglich die Großen des Reichs als Sklaven zu behandeln und bei einem jeden Anlaß fühlen zu lassen, daß er der allein Mächtige

tige

*) Forster Erinnerungen aus dem Jahr 1790. 8. Berlin 1793 mit Kupfern und Bildnissen.

tige sey, dieß war ihm der köstlichste Genuß der errungenen Übermacht *). Die angesehensten Gesandten fremder Höfe behandelte er wegwerfend und ihre Vorträge hörte er an, als ob sie von einem seiner untergeordneten Diener kämen; Eingeborne mißhandelte er und selbst den Befehlen seiner Monarchin gehorchte er nur dann, wenn es ihm gelegen war. Ungeheure Summen entzog er den Staatskassen, obgleich Katharina es nie fehlen ließ, ihn mit Reichthümern zu überschütten, und doch besaß er einen so schändlichen Geitz — oder war es vielleicht ein Zug seiner gewohnten Menschenverachtung — daß er öfters Leute unbezahlt ließ, die für ihn arbeiteten, oder Kaufleute, die ihm Waaren geliefert hatten.

Die Erwerbung der Krimm, die den Namen Taurien erhielt, war Potemkins Werk und nun sollte die Kaiserin selbst den neuen Staat sehen und von dort aus der ottomannischen Pforte das Urtheil der Vernichtung sprechen. Ihrem Siegeszug giengen Anstalten voran, die nur einem Despoten von

Po-

---

*) Von Dohm Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Erster Band. Lemgo 1814.

Potemkins Art möglich sind. Aus der Wüste, die im Kreise von dreihundert Meilen keinen Baum hervorbringt, stieg Cherson prangend mit Pallästen und wimmelnd von Kaufleuten aus allen Nationen hervor *). Ganze Distrikte im Innern des Reichs wurden entvölkert, um den Gegenden, die Katharina durchreiste, das täuschende Ansehen des geselligen Lebens, der überall hervorkeimenden Saaten, des angehenden Wohlstandes, kurz, der neuen Schöpfung ihres Lieblings zu geben. Kaum hatte die Kaiserin die Strasse passirt, auf der ihr dieß Theaterspiel gegeben war, so waren die Unglücklichen, die man aus ihrer Heimat gerissen und in enge Hütten zusammengepfercht hatte, ihrem Schicksal überlassen. Einige starben Hungers, andere an ansteckenden Krankheiten, tausende, um ihr Leben kümmerlich zu fristen, sprengten die Felsen in den Dneprfällen, um diesen skytischen Strom für künftige kaiserliche Jachten schiffbar zu machen. Kosacken wanderten in die Krimm und Taurier nach Sibirien.

Jetzt entstund ein neuer Türkenkrieg, den der englische Minister Pitt gegen den Wiener- und

*) Forster am angeführten Ort.

und Petersburger Hof erregt hatte. Auch Potemkin zog zu Felde, hinderte aus Bosheit und um den andern Heerführern wehe zu thun manches, das man hätte mit Vortheil ausführen können, schmaußte in seinem Zelt die köstlichsten Leckerbissen, die er bis von Warschau und noch weiter her kommen ließ, indessen die andern hungern mußten. Er handelte so lange nicht, als er nicht handeln wollte; erst dann, als die österreichischen Heere glücklich waren, mußten Otschakof und Ismail fallen. Jenes kostete zwanzigtausend, dieses zwölftausend Russen, die der Barbar mit kaltem Blut hinopferte. Bender übergab ihm ein türkischer Bassa ohne Schwertstreich, weil er menschlicher, als der angebliche Christ, dachte.

Indem er schon die Friedenspunkte mit den Türken entwarf, überfiel Potemkin ein kaltes Fieber. Er verließ den Ort des Kongresses und wollte den herannahenden Winter auf einem seiner Güter nächst Otschakof zubringen, erreichte es aber nicht, sondern starb auf der Reise auf der Erde, auf die er sich zur Linderung heftiger Schmerzen niederlegen ließ, im 56sten Jahr seines Lebens, von niemand beweint, aber von Tausenden mit Fluch in seine Gruft begleitet.

We-

Wenige Tage vergiengen in dem Leben dieses Schrecklichen, die er nicht mit tiefer Menschenverachtung bezeichnete. Hieher gehört unter anderm folgende von den bewährtesten Schriftstellern aufgezeichnete Thatsache. An der Tafel war einst die Rede von einem russischen Kaufmann in einer sehr entfernten Provinz, dessen Bart bis unter den Gürtel herabreichen sollte. „Den möchte ich sehen" sagte eine gewisse Fräulein und kaum war das Wort über ihre Lippen, so befahl Potemkin der Polizey, den Kaufmann zur Stelle zu schaffen. Sechs Monate später erinnerte man sich des Mannes wieder und der Fürst fragte in einem schreckbaren Ton, ob sein Befehl vollzogen sey. — „Ja" — antwortete man — „er sitzt schon seit fünf Monaten und will noch immer nichts gestehen." Man rief nun den zitternden Greisen herbei, begaffte ihn und — ließ ihn wieder heim ziehen. Als er nach Hause kam, fand er seine Frau nicht mehr, sie war aus Kummer über seine Wegführung, deren elende Ursache sie nicht wußte, gestorben und sein Vermögen war zu Grunde gerichtet.

Kein menschliches Gefühl regte sich in Potemkins Herzen und er mißhandelte die Menschen vielleicht nur darum, um die Lust zu haben,

den, sich zu überzeugen, daß ihn daran niemand hindern dürfe. Zwar schafte er das Prügeln bei der Armee ab, aber vielleicht war es weniger die Überzeugung daß es den Menschen schmerze, als um auch gegen verjährte und für nothwendig erachtete Gewohnheiten seine Allmacht zu zeigen. — Wie geringschätzig er die größten Männer seiner Zeit behandelte, zeigt unter anderm auch dieses, daß, als Friedrich der Große ihm den schwarzen Adlerorden schickte, den er früher erwartet hatte, er sich äusserte: „er sey zwar dem Kö„nig verbunden, wisse aber in der That nicht, „wie er die Menge der Auszeichnungen der „Art, die er schon habe, gehörig neben einan„der ordnen solle.“

Das Vermögen, das dieser Günstling hinterließ, rechnete man an Geld und Gütern auf nicht weniger als fünfzig Millionen Thaler.

---

VII.

# Amerikaner.

1) Benjamin Franklin. 2) Georg Washington.

1.

## Benjamin Franklin,

### Präsident der gelehrten Gesellschaft zu Philadelphia.

Der große Mann, dem die nordamerikanischen Provinzen ihre Freiheit und hunderttausende von Gebäuden in der alten und neuen Welt ihre Sicherung vor den zerstörenden Wirkungen des Blitzes danken, Benjamin Franklin wurde am 17. Jänner 1706 zu Boston in Amerika geboren, wohin seine Eltern der damaligen Religionsverfolgungen wegen gezogen waren. Seine Vorväter waren seit ohngefähr dreihundert Jahren Grobschmiede gewesen, sein Vater, Josias Franklin, war Färber und Lichterzieher. Man bemerkte an Benjamin vorzügliche Eigenschaften und be-

bestimmte ihn deßwegen zum geistlichen Stande. Bald däuchte dem Vater, daß die Kosten für dieses Studium ihm zu schwer fallen dürften und so sollte der Sohn das väterliche Gewerbe ergreifen. Er mußte Dochte schneiden und Formen zu Lichtern füllen; aber das mißfiel ihm höchlich. Nun führte ihn der Vater in verschiedener Professionisten Werkstätte, um seine Neigung zu erforschen und da es ihm bei einem Messerschmidt am besten gefiel, so wäre er vielleicht bei diesem geblieben, wenn man nicht das geforderte Lehrgeld zu hoch gefunden hätte. Endlich da der Vater wahrgenommen hatte, daß Benjamin einen großen Hang zum Bücherlesen habe, so gab er ihn einem seiner andern in Boston ansässigen Söhne, der in England die Buchdruckerkunst gelernt hatte, in die Lehre und an dieser Beschäftigung fand er Wohlgefallen. In seinen Freistunden machte er Balladen, Lieder und übersetzte, um seinen eigenen Styl zu bilden, Stücke aus dem „englischen Zuschauer", las Xenophons sokratische Denkwürdigkeiten, Plutarchs Lebensbeschreibungen, Reisen und anders mehr, wodurch sich seine Kenntnisse sehr erweiterten. Sein Bruder behandelte ihn etwas hart und willkührlich und Franklin glaubte in der Folge — gewiß nicht mit Un-

recht

recht — daß eben darum sich in seiner Seele eine Abneigung gegen alle willkührliche Gewalt festgesetzt habe. Ohngefähr in seinem sechzehnten Jahr entzweiten sich die beiden Brüder mit einander, der jüngere entlief und kam zu Schiffe nach Philadelphia. Hier war der Jüngling ohne Bekanntschaft, ohne Geld, blos sich selbst und seinem Kopf überlassen, doch gieng es ihm ziemlich erträglich und noch besser später in London. Er lebte sehr mäßig, war ausserordentlich fleißig, erwarb sich ein ordentliches Vermögen und gieng mit diesem nach 18 Monaten wieder nach Amerika, ward erst Kaufmann und da es in diesem Geschäfte nicht recht fort wollte, wieder Buchdrucker. Kaum saß er einigermaßen fest, so errichtete er mit einer Anzahl junger Leute verschiedener Stände, die Sinn für das Gute hatten, eine Art von Kränzchen*, das die treflichsten Folgen hatte. Denen, die darin aufgenommen zu werden wünschten, legte man z. B. unter andern Fragen auch diese zur Beantwortung vor: „Lieben Sie die Menschen, von welchem Religionsbekänntniß sie auch seyn mögen?" — „Glauben Sie, daß man jemanden verschreien oder verfolgen dürfe, der spekulativen Meinungen wegen, die er hat, oder der Gebräuche wegen, die er befolgt?"

folgt?" — „Lieben Sie die Wahrheit an sich und werden Sie alle Ihre Kräfte anwenden, sie einzusehen und andern mitzutheilen?"

Im Jahr 1728 errichtete Franklin eine Buchdruckerei für seine eigene Rechnung, stellte die erste Kupferdruckerpresse auf, die damals in Amerika zu sehen war; befließ sich einer ausserordentlichen Schönheit und Genauigkeit in seinen Arbeiten und bekam bald eine Menge Geschäfte, druckte eine politische Zeitung und schon 1731 einen „Almanach des armen Richard" der vielerlei ökonomische, historische und moralische Aufsätze enthielt und so stark gelesen wurde, daß man zuletzt zehntausend Exemplarien absetzte. Er fieng auch einen Papierhandel an, war genau im Bezahlen, einfach in seiner Kleidung wie in seiner Lebensweise und schämte sich seines Gewerbes so wenig, daß er oft selbst das Papier auf einem Schubkarren in seine Wohnung abholte. Da Franklin selbst Werke für seine Druckerei arbeitete, so machte er seinen Namen bei der Lesewelt seines Vaterlandes nicht nur bald vortheilhaft bekannt, sondern es gelang ihm auch, Grundsätze zu verbreiten, die in der Folge von den bedeutendsten Folgen für dasselbe wurden. Er lernte die lateinische und französische Sprache durch eigenen Fleiß, unter-

terstützte mit größtem Eifer alle gelehrten Unternehmungen in seinem Vaterland und stiftete die philosophische Gesellschaft von Amerika, die sich bald einen bedeutenden Namen machte. Unter seinen Untersuchungen waren die elektrischen eine der wichtigsten. Lange schon hatte man eine Ähnlichkeit zwischen der Natur der elektrischen Materie und der des Blitzes bemerkt, aber daß sie vollkommen einerley seien, dieß hat erst Franklins Scharfsinn bemerkt. Bald stellte er die Vermuthung auf, daß alle Erhöhungen, als Bäume, Thürme, Schiffe und dergleichen den Blitz auf sich leiten und mit gewissen Vorrichtungen unschädlich abgeleitet werden könne, und so war durch ihn die Erfindung der Blitzableiter gemacht, die nun in allen Theilen der Erde stehen und deren jeder die Weisheit seines Erfinders verkündigt. Auch das schönste musikalische Instrument, das an Zartheit keinem andern weicht, die Harmonika, ist Franklins Werk.

So bedeutend seine literarische Wirksamkeit war, so war doch seine politische noch größer und von den weitgehendsten Folgen. Er diente seinem Vaterland in mehrern Ämtern und als im Jahr 1764 die ersten Streitigkeiten mit England wegen verschiedener Auf-

lagen, die man den amerikanischen Kolonien zumuthete, entstunden, gieng er als Unterhändler und Vermittler 1767 nach London, und brachte es dahin, daß man fürs erste die Stempelakte widerrief. Die Briefe, die er von da aus in die Heimat schrieb, verbreiteten immermehr die Meinung, daß es unschicklich sey, wenn ein so großes Land sich von einer kleinen Insel in Europa regieren lassen solle. Auf einmal entbrannte der heftigste Freiheitssinn; man warf zu Boston den englisch-ostindischen Thee ins Meer, erklärte sich für frei und errichtete einen Kongreß zu Philadelphia. Franklin, dessen Name bei den Gelehrten in Frankreich in größter Achtung stand, würde nach Versailles geschickt, um einen Allianz-Traktat zu besserer Gedeihung des Freiheitskrieges zu schließen, welche Gesandtschaft er über sich nahm, obwohl er bereits 71 Jahre alt war. Die zu Paris anwesenden Engländer lachten, als der Greis in seinem schlichten patriarchalischen Anzug, mit der Brille auf der Nase und einen weißen Stock in den Händen erschien, aber sein ehrwürdiges Ansehen bezauberte selbst die leichtsinnigen Pariser und sie konnten ihm ihre Bewunderung nicht versagen. Anfangs trieb er die Angelegenheiten seines Vaterlandes ganz

in

in der Stille, aber nachdem der General Gates bei Saratoga gesiegt hatte, stellte ihn der Graf von Vergennes dem König von Frankreich als Gesandten der vereinigten amerikanischen Provinzen vor, die der Hof zu Versailles nun als freien und unabhängigen Staat anerkannte. Sieben blutige Jahre waren indessen nothwendig, bis der Friede Franklins Bemühungen krönte. Ohne seine kräftige Mitwirkung hätten die verbundenen Provinzen weder den Krieg ausgehalten, noch hätten sie Unterhändler an andere große Mächte schicken können, und rechnet man hiezu noch, daß er schon seit vielen Jahren den Samen großer Grundsätze unter seinen Landsleuten ausstreute, so kann man ihn mit allem Recht den Vater der amerikanischen Freiheit nennen. Am 20. Jänner 1783 unterzeichnete er zu Paris mit den englischen Commissarien den Frieden und reiste, entzückt über seine wohl vollbrachte Arbeit, nach Amerika zurück. Im December 1785 kam er in Philadelphia an; alles drängte sich in den Hafen, ihn zu sehen, als er aus dem Schiff stieg. — Kanonen brüllten und Glocken schallten, um weit hinaus die Kunde zu tragen, daß der große Bürger, dem man ein neues Leben dankte, angekommen sey. Der trefliche Bund gedieh

von

von Jahr zu Jahr unter den Augen des ehrwürdigen Greisen, eine Menge Ausländer strömte heran, um das Bürgerrecht in den vereinigten Staaten von Amerika zu erhalten. Er lebte von jetzt an in der glücklichsten Ruhe, sah mit Freude auf das Werk, das er hergestellt hatte, blieb thätig für das Wohl seiner Mitbürger, selbst dann, als die Beschwerlichkeiten des höhern Alters mit jedem Jahr stärker wurden und die Steinschmerzen, an denen er seit mehrern Jahren gelitten hatten, ihm sein Daseyn peinlicher machten. Noch im Jahr 1788 erschien er bei dem Kongreß als Repräsentant von Pensylvanien und sprach Worte der Weisheit und Erfahrung, die in goldnen Tafeln aufbewahrt zu werden verdient hätten. Bis auf den letzten Augenblick seines Lebens behielt er den freien Gebrauch aller Sinne und endlich vier und achtzig Jahre alt starb der Stifter, Beherrscher und Gesetzgeber eines Freistaates von fünf und vierzigtausend Quadratmeilen am 29. April des Jahrs 1790.

Alles an diesem seltenen Mann war achtungswerth. Menschenliebe und Freimüthigkeit waren die Grundzüge seines Charakters, nie getrübte Heiterkeit, angenehme Gefälligkeit im Leben und Umgang, Gleichmuth unter allen Umständen, Vorsicht in allen Unterneh-

mungen, zeichneten ihn beständig aus. Sein System von Lebensweisheit war einfach und anwendbar, Schmerz und Langeweile verjagte er durch Mäßigkeit und Arbeit. Er verfertigte sich selbst eine Grabschrift, die einzig in ihrer Art ist und folgendermassen lautet: „Hier ruht, um eine Speise der Würmer zu „werden, der Leib des Buchdruckers Benja„min Franklin, wie der Einband eines alten „Buchs, dessen Blätter abgenutzt, dessen Ti„tel und Vergoldung verwischt sind. Aber „das Werk selbst wird nicht verloren gehen, „denn es wird (so hofft er) zum zweitenmal in „einer neuen und schönern Ausgabe erscheinen „durchgesehen und verbessert vom Verfasser."

Im nemlichen Jahr mit Franklin starb Kaiser Joseph II. Man hat zwischen diesen zwei merkwürdigen Männern folgende sehr passende Vergleichung gemacht *). „Joseph ward im Purpur geboren, glänzende Kronen vererbten sich früh auf sein Haupt; aber als er die Augen schloß, wankten sie alle und er konnte nicht wissen, welche von ihnen auf seinen Nachfolger übergehen würde. Franklin gieng in seiner Jugend mit einem Pfenningbrod

*) Schlichtegrolls Nekrolog für das Jahr 1790. I. Band S. 310 f.

brod durch die Strassen von Philadelphia und stillte seinen Durst aus dem Flusse; kein Mensch kannte seinen Namen, aber bei seinem Tode ließ er einen Staat hinter sich, größer als irgend eine Monarchie, der in ihm einen seiner Stifter verehrte und wo nur auf unsrer Erdkugel Menschen wohnen, wurde dieser Bürger mit Achtung genannt. Beide, Joseph und Franklin, ehrten die Menschheit und waren eifrige Vertheidiger ihrer Rechte, obgleich auf ganz verschi denen Wegen und mit ganz verschiedenem Erfolge, denn dem Mächtigsten aller Monarchen gelang sein Unternehmen nicht, dem Buchdrucker aber gelang es.“

Mit folgender Probe von Franklins Lebensweisheit wollen wir den Aufsatz über ihn beschließen, mit dem Wunsch, daß jeder unsrer jungen Leser sie wohl zu Herzen nehmen möge. Der große Mann erzählt in seiner Lebensgeschichte folgende Anekdote. Als ich noch ein Knabe von sieben Jahren war, steckten mir meine Verwandten an einem Sonntag etwas Kupfermünze in die Tasche. Sogleich begab ich mich damit zu einem Laden, wo Kinderkram verkauft wurde und da mich der Klang einer Pfeife ungemein ergötzte, die ich in der Hand eines andern Knaben sah, so gab ich sogleich all mein Geld dafür. Ich gieng nun wie-

wieder heim und durchpfiff alle Winkel des Hauses, höchst vergnügt über meinen herrlichen Kauf, störte aber natürlich die ganze Familie damit. Als meine Brüder, Schwestern und Vettern meinen Handel erfuhren, sagten sie, ich hätte die Pfeife viel zu theuer erkauft und viermal mehr gegeben, als sie werth sey. Da ward ich mißmuthig und hieng das Köpfchen. Ich dachte an alle die schönen Sachen, die ich mir für dieses Geld hätte kaufen können und warf die Pfeife verdrüßlich auf die Seite. Dazu kam noch, daß meine Geschwistern über meine Thorheit lachten und mich dadurch mit solchem Unwillen erfüllten, daß ich weit mehr Verdruß und Ärger über meine Dummheit empfand, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte. Dieser Vorfall war in der Folge sehr nützlich für mich und machte einen unaustilgbaren Einfluß auf meine Seele, denn so oft ich späterhin versucht wurde, irgend etwas Unnöthiges zu kaufen, sagte ich zu mir selber: Giebst du nicht zu viel für deine Pfeife? — und behielt mein Geld in der Tasche. Als ich aufwuchs, in die Welt trat und die Handlungen der Menschenkinder beobachtete, da glaubte ich gar viele, ja leider recht viele zu finden, die zu viel für ihre Pfeife gaben.

Wenn ich einen nach Hofgunst und eitler Ehre jagen sah, und bemerkte, wie sehr er diesem Götzen seine Zeit, seine Freiheit und Tugend, ja selbst seine Freunde und die Ruhe seines Lebens hinopferte, dann sprach ich zu mir selbst: „Dieser Mensch giebt zu viel für seine Pfeife.“ — Wenn ich andere sah, die um die Gunst des Volks und den Beifall des großen Haufens buhlten, sich in politische Händel mischten, darüber ihre eigenen Angelegenheiten versäumten und sich durch dieses Versäumniß ins Verderben stürzten, so dachte ich: „Fürwahr, zu viel für eine Pfeife.“ — Wenn mir ein Geizhals in den Weg kam, der alle Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens hingab, aller Wonne des Wohlwollens gegen andere, aller Achtung gegen seine Mitmenschen entsagte, alle Entzückungen nehmender und gebender Liebe und Freundschaft von sich stieß, und sein Herz gegen alle edlere Gefühle verhärtete, und das alles in der erbärmlichen Absicht, seinen todten Geldhaufen zu bewahren und zu vergrößern, so rief ich aus: „Unglückseliger, warlich, du bezahlst deine Pfeife zu theuer.“

Erblickte ich einen im sinnlichen Leben verlornen Wüstling, der nur immer nach den eiteln und thörichten Freuden der Welt haschte

und

und jagte, der für die höhern Genüsse des Geistes und Herzens keinen Sinn hatte und an die Erweiterung seiner Kenntnisse, an die Aufklärung seines Verstandes und Veredlung seines Geistes nicht gedachte, dann sagte ich im Stillen: „Armes Geschöpf, du kaufst „Qual statt Vergnügen ein, giebst zu viel für „deine Pfeife, der Kauf muß dich gereuen, „wenn du zur Erkenntniß kommst.“ — Sah ich einen, der sein Herz an schöne Kleider, prächtige Equipagen und Hausgeräthschaften hieng, die sein Vermögen zerrütteten, die Ruhe des Lebens aus seinem Herzen, aus dem häuslichen Kreise seiner Familie verscheuchte und ihn zuletzt ins Verderben stürzte, — „armer Mann“ — rief ich dann aus — „wie über die Maßen viel hast du für deine Pfeife gegeben!“

Rathet einmal, was der ehrwürdige Greis damit, daß man so oft seine Pfeife zu theuer kaufe, eigentlich habe sagen wollen.

2.

# Georg Washington,

## Obergeneral der amerikanischen Truppen und erster Präsident der vereinigten Staaten.

---

Georg Washington, am 22. Februar 1732 zu Bridges-Creek in der Grafschaft Westmoreland in Virginien geboren, war der dritte Sohn eines angesehenen und mit weitläufigen Ländereien begüterten Mannes. Der Geist, der ihn belebte, zeigte sich schon in seiner frühen Jugend, denn der Krieg gegen Frankreich und Spanien, in den damals sein Vaterland verwickelt war, weckte zuerst den Funken in seiner Seele, der in der Folge so helle leuchtete und zur Flamme ward. In seinem zehnten Jahr ohngefähr verlor er seinen Vater und erhielt eine sogenannte englische Erziehung, das ist eine solche, in welcher der Unterricht in fremden Sprachen fast ganz aus-

ausgeschlossen ist. Er lernte seine Muttersprache, etwas weniges Latein und die Feldmeßkunst, die in Amerika jeder Gutsbesitzer verstehen muß. In der letztern kam er bald so weit, daß man ihn als Landmesser über eine bedeutende Strecke des virginischen Boden anstellte und im neunzehnten Jahr seines Alters, da die Landmiliz auf den Kriegsfuß gesetzt wurde, ward er Generaladjutant von Virginien mit Majors Rang.

Frankreich hatte schon lange die Absicht, seine ausgebreiteten Besitzungen in Amerika durch Verbindung von Kanada mit Louisiana in Verbindung zu bringen. Ein der Provinz Virginien gehöriger Strich Landes wurde in Besitz genommen und in einer Linie von den Seen nach dem Ohio zu Wachen ausgestellt. Man wurde aufmerksam und beschloß, Jemanden dahin abzuordnen, um es dahin zu bringen, daß von allen solchen Maasregeln, wodurch die Verträge zwischen England und Frankreich verletzt werden könnten, abgestanden werden möchte, und die Wahl fiel auf den jungen Washington, der den Auftrag sehr bereitwillig übernahm, ohngeachtet er große Schwierigkeiten hatte, indem er seinen Weg durch Gegenden nehmen mußte, die blos

von

von Indianern bewohnt waren und die zum Theil feindlich gegen England gesinnt waren. Eben diese Schwierigkeiten reitzten den jungen Mann, er überwand sie glücklich und richtete seinen Auftrag so vortreflich aus, daß er sich den Dank von ganz Virginien verdiente.

Die Entstehung eines Krieges zwischen Frankreich und England schien immer gewisser zu seyn und da von Zeit zu Zeit kleine Feindseligkeiten vorfielen, so errichtete die Provinz Virginien ein Regiment Landmiliz von vierhundert Mann, bei welchem Washington Oberster und Chef wurde. Mit diesem schlug er im Jahr 1754 ein starkes Korps Franzosen und Indianer bei Redstone und machte eine Anzahl Gefangene, drang ohngeachtet seiner wenigen Mannschaft weiter vorwärts und verschanzte sich in einer sehr guten Stellung. Das in aller Eile errichtete Fort nannte er Neceßity, und hier erwartete er Succurs von Virginien und Neujork. Ehe dieser ankam, griefen ihn die Franzosen mit fünfzehnhundert Mann an und Washington, ohngeachtet sein Regiment durch vorige Gefechte und andere Beschwerden bis auf ohngefähr dreihundert Mann geschmolzen war, wehrte sich so tapfer, daß die Feinde ihm selbst eine

Ka-

Kapitulation anboten und freien Abzug gestatteten. Dieß war das erste Handgeld seiner Tapferkeit und seiner Einsichten. Im Jahr 1759 legte er das Kommando nieder, wurde zum Deputirten auf dem Landtage gewählt und diente nun seinem Vaterland als Staatsmann, dann heirathete er eine junge Wittwe, Namens Cußis, die ihm ausser einem schönen Wittwensitz in Virginien ein baares Vermögen von zwanzigtausend Pfund Sterling zubrachte. Nur Vaterlandsliebe konnte ihn bewegen, im Staatsdienst zu verharren, da er seines Vermögens halber keiner Stelle bedurfte und seine Güter nach und nach dergestalt vermehrte, daß er einer der größten Landbesitzer in Amerika wurde.

So lebte Washington sich und dem Vaterland, als diejenigen Irrungen zwischen England und den amerikanischen Kolonien entstunden, von welchen wir bereits in Franklins Leben gelesen haben. Da sie sich in Güte nicht beilegen ließen, und sogar in einen Krieg ausarteten, so wurde er von dem Kongreß zu Philadelphia, dessen Mitglied er war, einmüthig zum Obergeneral der gesamten amerikanischen Landmacht erwählt. Mit Dank nahm er diese ehrenvolle Stelle an, versprach,

sprach, alles mögliche anzuwenden, um dem in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen und machte zur unerläßlichen Bedingung, ihm keine Besoldung auszusetzen, indem nur Vaterlands- und Freiheitsliebe ihn bewegen könnten, diesen Posten anzunehmen. Im Julius des Jahrs 1775 traf er bei Cambridge in Neuengland ein, wo die amerikanische Armee sich versammelt hatte und übernahm förmlich das Kommando über sie. Er bemerkte bald, daß die englische Armee ihre Hauptanstrengung gegen Hudson richten werde und eilte daher, mit Zurücklassung eines kleinen Korps zu Boston, mit der Hauptmacht seiner Armee nach Neujork; aber hier waren viele Mißvergnügte, die es nicht nur überhaupt mit den Engländern hielten, sondern durch die des Generals Sicherheit in nicht geringe Gefahr kam. Es hatte sich sogar ein Komplott entsponnen, den anrückenden Feind bei seiner Landung zu begünstigen und den General Washington an denselben auszuliefern. Glücklicherweise wurde dieser Verrath noch zeitig genug entdeckt, daß ihm entgegen gearbeitet werden konnte. Bald aber trennte man sich auch hier von dem Mutterland, alles drang auf Unabhängigkeit und jetzt erst

brach

brach der Krieg in seiner völligen Stärke aus. Anfangs waren die Amerikaner nicht glücklich, aber mit Washingtons Winterfeldzug vom Jahr 1776 wurden die Aussichten besser. Er überfiel am 25. December die hessischen Hülfstruppen zu Trenton und machte 900 Mann gefangen, rückte in aller Eile vorwärts, bedrohte die englischen Magazine, zwang sie, Neujersey zu verlassen und sich näher nach ihrem Hauptquartier zusammen zu ziehen.

Es würde an diesem Ort zu weitläufig seyn, alle Thaten Washingtons im amerikanischen Freiheitskriege zu beschreiben und es genüge, so viel zu wissen, daß er an den wichtigsten Ereignissen desselben Theil nahm, immer mit eben so viel Muth als Klugheit zu Werke gieng, daß er mit einem Haufen roher undisciplinirter Leute ohne Kleidung, ohne reguläres Geschütz, ohne Geld und Proviant nicht nur einer wohl organisirten und von sehr erfahrenen Feldherren angeführten Armee oft widerstanden, sondern sie nicht selten in die größte Verlegenheit gestürzt habe. Die größten Feldherren seiner Zeit, und unter ihnen der größte, König Friedrich II. von Preussen, bewunderten seine wohl aus-

gedachten Entwürfe sowohl, als ihre folgenreiche Ausführung.

Im Jahr 1783 endigte sich der Krieg glorreich für die amerikanischen Waffen und Washington trat in den Stand des Privatmannes zurück. Rührend war der Abschied, den er von der Armee nahm. Die Officiere versammelten sich in einem geräumigen Saal zu Neujork. Der Obergeneral füllte ein Glas mit Wein und sagte: „Mit „einem von Liebe und Dankbarkeit erfüllten „Herzen nehme ich jetzt Abschied von Ihnen. „Mein sehnlichster Wunsch ist, daß Ihre spätern Tage eben so angenehm und glücklich „seyn mögen, als ein Theil Ihrer vorigen „ruhmwürdig und ehrenvoll war.“ Und als er getrunken hatte, setzte er hinzu: „Ich „kann nicht zu jedem von Ihnen kommen, „um Abschied zu nehmen, aber Sie werden „mich verbinden, wenn jeder zu mir kommt „und mir die Hand reicht.“ Das geschah, aus jedem Auge fielen Thränen und keiner wagte es, ein Wort zu sprechen. So schied Washington aus dem bewegten Kreise und nachdem er feierlich vor dem Kongreß seine militärische Würde niedergelegt und dort den

Dank des Vaterlandes von dessen Stellvertretern eingeerndtet hatte, zog er sich in die Stille auf sein Gut Mount-Vernon zurück, von der Bewunderung des Erdballs begleitet und ergab sich, wie einige große Römer, nach wohlvollbrachtem Tagewerk der Landwirthschaft.

Er war ein Mann von sehr reifem Verstande und richtiger Beurtheilungskraft, unermüdet thätig, aufmerksam auf alles, — gerecht bis zur Strenge, ein wahrer Vater seiner Untergebenen, ein treuer, edelmüthiger Freund; im Privatleben untadelhaft, ein wahrer praktischer Weiser. Als sich im Jahr 1789 der Kongreß der vereinigten Provinzen von Nordamerika nach einer neuen Konstitution wieder versammelte, ward Washington ihr erster Präsident und blieb es bis 1797, in welchem Jahr er die Stelle niederlegte. Jetzt lebte er noch zwei Jahre, dann starb er auf seinem Landsitz am 14. Dec. des J. 1799 nach einer kurzen Krankheit von vier und zwanzig Stunden. Obwohl er ausdrücklich verlangte, ganz prunklos begraben zu werden, so wurde doch sein Wille nicht erfüllt, sondern tausende strömten zum Be-

gräbniß des Mannes heran, dessen Muth und Einsicht sie die Herstellung der Freiheit ihres Vaterlandes dankten, und in mehrern Provinzen wurden ihm feierliche Todtenopfer gebracht.

# VIII.

# Morgenländer.

1) Muhamed. 2) Dschengischan. 3) Tamerlan.

1.

## Muhamed.

Muhamed Ubalcase'm Ebn Abdallah — so heißt eigentlich der ganze Name des berühmten Mannes, der zu Mekka im Jahr Christi 568 geboren und aus einem Kaufmann nicht nur ein großer Eroberer, sondern auch der Stifter einer ganz neuen Religion geworden ist. Obwohl er aus dem vornehmen Stamme der Koreischiten und der Familie Haschem seinen Ursprung leitete, so hinterließ ihm doch sein Vater, als er starb, nichts, als fünf Kameele und einen äthiopischen Sklaven. Aber eben dieses geringe Erbgut war für ihn ein Sporn, seine Geistesgaben anzustrengen, um sich mit Hülfe derselben einst in der Welt empor zu schwingen. Er

war

war schön von Person und einnehmend, hatte eine treffliche Anlage zur Beredsamkeit, auch rühmte man an ihm einen vorzüglichen Hang zu Treue und Redlichkeit. Obwohl ihn aber der Bruder seines Vaters zur Handlung anhielt, so zeigte sich doch bald, daß er größere Neigung zum Krieg habe und er legte schon frühzeitig auffallende Proben von Tapferkeit ab. Indessen blieb er doch noch beim Handlungsstand, heirathete die Wittwe eines reichen Kaufmanns und die vielen Reisen, die er in seinen Geschäften machte, gaben ihm Gelegenheit, andere Nationen, Länder, Sitten, Religionen und Meynungen der Menschen kennen zu lernen. Diese Erfahrungen nützte er und entschloß sich hernach zu einer der schwierigsten Unternehmungen, nemlich eine ganz neue Religion in Arabien einzuführen.

Ohngefähr vierzig Jahre alt trug er öffentlich auf dem Markt zu Mekka vor, daß er gesonnen sey, die Religion der Patriarchen, ja selbst Moses und Christus in ihrer ursprünglichen Reinigkeit wieder herzustellen, weil sie durch die Verfälschungen der Juden und Heiden ausserordentlich gelitten hätte. Um einigermassen Glauben zu finden, rühmte er sich eines unmittelbaren göttlichen Rufs durch den Engel Gabriel und daß er zum Propheten

ten und Gesandten an das Volk auserwählt sey, daher war sein erster Lehrsatz: „Es ist nur Ein Gott und Muhamed sein großer Prophet.“ Anfangs fand er nur wenige, die ihm Beifall gaben, aber bald hieng ihm eine große Menge inn- und ausserhalb Mekka an, doch widersetzten sich ihm beinahe eben so viele und ihr Haß artete dergestalt in offenbare Verfolgung aus, daß er seiner Sicherheit halber nach Medina, einer Stadt, die sonst Jatschreb hieß, entfliehen mußte und von dieser Flucht, die im Jahr Christi 622 geschah, fangen seitdem die Türken ihre Zeitrechnung an, denn sie legte dennoch den Grund zu seiner nachherigen Macht und Herrschaft. Um sich an seinen Verfolgern zu rächen, verstärkte Muhamed nun seine Parthey, stellte den Satz auf, der Christi Gebot: „Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen,“ so ganz widerspricht, daß es erlaubt sey, für die wahre Religion Gewalt zu brauchen, und das Blut ihrer Widersacher fliessen zu lassen, und griff seine Gegner mit dem Schwert an. Das Kriegsglück war ihm günstig, seine Unternehmungen wurden bald größer, als er sie auszubreiten Willens war und es früher das Ansehen hatte. Einem seiner Feld-

herren

herren übergab er feierlich eine Fahne, um unter ihr für seine Religion zu fechten. Seine Siege bestätigten dem Volk, das ihm mit jedem derselben stärker anhieng, seine vorgebliche göttliche Sendung und je stärker er wurde, desto weiter giengen seine Entwürfe. Bald wurde ein kleiner Staat errichtet, der ihn als Propheten und Beherrscher verehrte und in welchem Christen und Juden ihre Glaubensfreiheit mit Abgaben erkaufen konnten, die sie am Ende gar so weit brachte, sich zu seiner Religion selbst zu bekennen. Er fiel die Länder benachbarter Fürsten an, raubte, mordete und plünderte und der Stifter der neuen Religion, die vom Himmel gekommen seyn sollte, ward ein Eroberer fremden Gutes. In Kurzem unterwarf er sich mehrere arabische Stämme, eroberte im Jahr 629 nach Christi Geburt seine Vaterstadt Mekka mit Sturm und bezwang endlich ganz Arabien, zerstörte das Heidenthum überall und schafte der von ihm gepredigten Religion die Oberhand. Endlich starb er im Jahr 632 als Oberpriester und unumschränkter Beherrscher der ganzen Halbinsel im vier und sechzigsten Jahr seines Alters.

Von seiner Religion wurden oben zwei Sätze angeführt, deren einer sich auf die Gottheit, der andere auf ihn, den Propheten, selbst

be-

bezieht, es verdient aber, daß wir sie etwas näher kennen lernen, weil sie noch jetzt die eigentliche Staats- und herrschende Religion im türkischen Reich ist. Er lehrte von Gott, daß durch den ewigen, unveränderlichen und unvermeidlichen Rathschluß alles vorher bestimmt sey und keine Bemühung etwas dagegen ausrichten könnte. Er nahm Engel oder Diener der höchsten Macht an, die ihre Befehle vollzögen und als göttliche Bücher ließ er die Schriften Mosis, die Psalmen und die evangelische Lebensgeschichte Jesu gelten. Er glaubte eine allgemeine Auferstehung der Todten, ein letztes Gericht, Belohnungen und Strafen im künftigen Leben. Seinen Anhängern befahl er häufiges und anhaltendes Gebet und Vorbereitung dazu durch Waschen und Fasten, überhaupt die Beobachtung der größten Reinlichkeit. Den Wein hieß er sie meiden, weil der stärkere Genuß desselben nicht selten schlimme Folgen nach sich zieht. Er drang auf ein tugendhaftes Leben, auf Ausübung der Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende und unter den äusserlichen Gebräuchen nahm er von den Juden die Beschneidung und von den Christen die Wallfahrten an. Jeder Gläubige sollte wenigstens einmal in seinem Leben nach Medina reisen. Diese

Re-

Religion nannte Muhamed in seiner Landessprache Islam, oder: glaubiges Vertrauen auf Gott, woher auch die Bekenner desselben den arabischen Namen Moslemim (Glaubige, Gottvertrauende,) bekamen, der Name „Muselmänner" wie sie sonst auch genannt werden, ist blos eine verderbte Aussprache jenes Wortes. Die Grundsätze von Muhameds Religion stehen in dem arabischen Buch Al-Koran, zu deutsch Sammlung, weil es alle Glaubenslehren dieser Religionspartheì, zwar manches Gute, aber auch eine Menge Ungereimtheiten und Fabeln, enthält. Und also hatte auch Muhameds Unternehmung ihren Nutzen, denn sie entfernte eine große Menge Menschen vom Götzendienst und beförderte die Anbetung eines einzigen wahren Gottes. Die damaligen Uneinigkeiten unter den Christen, die Unwissenheit der Heiden und die tiefe Verachtung, in welcher die Juden stunden, — alles das half zusammen, der neuen Lehre Eingang zu schaffen, wozu aber auch die hohe Beredsamkeit ihres Stifters nicht wenig beitrug, so wie sein Kriegsglück, so daß man ihm manche seiner Lügen, z. B. die häufigen Besuche, die ihm nach seinem Vorgeben der Engel Gabriel machen sollte, nachsah, ja daß man sogar seine Laster

still-

stillschweigend und ohne auffallende Mißbilligung betrachtete. Er war arglistig, betrügerisch, wollüstig und grausam in hohem Grade. Von den beiden ersten Eigenschaften zeigt sein Unternehmen überhaupt hinreichend; seinen Hang zur Wollust verbürgt die Beschreibung seines Himmels, wo die Abgeschiedenen sich in Vergnügungen der Sinnlichkeit wälzen und von seiner Grausamkeit erzählt die Geschichte. Wer sich der Annahme seiner Religion widersetzte, wurde ohne Barmherzigkeit niedergehauen oder von ihm, dem erhabenen Propheten, selbst zusammengesäbelt. Demohngeachtet ist seine Lehre von Millionen Menschen angenommen worden und blüht noch bis auf diesen Tag, auch sein Reich bekam unter seinen Nachfolgern eine furchtbare Größe, nur scheint es, daß es seine höchste Höhe längst erreicht habe und sichtbar von derselben herabsinke.

2.

## Dschengis-Chan.

Gegen das Ende des Jahrs 1200 der christlichen Zeitrechnung that sich unter den Mongolen der Sohn eines ihrer Chans oder Fürsten, Temudschin, durch frühe Tapferkeit so sehr hervor, daß er sich zum Herrn der ganzen Mungaley *) machte und deswegen den Namen Dschengis-Chan, das ist: der große Fürst erhielt. Nun begann er Kriegszüge nach aussen, unterwarf sich das Reich Tangut und einen großen Theil von China, dann das chowaresmische Reich, eins der mächtigsten und blühendsten in ganz Asien, das aus abgerissenen Ländern des arabischen Reichs in Persien und Indien bestand, auch drang er tief nach Rußland und dehnte seine Eroberungen bis an den Dnieper aus. Viele hunderttausend Menschen büßten bei dieder

*) Die Mungaley ist ein sehr weitläufiges Land in der sogenannten großen oder asiatischen Türkei, das an China und Corna grenzt und sich bis an den äussersten Osten von Asien erstreckt.

sen Eroberungen das Leben ein, und hätte der große Chan nur dieses gethan, so verdiente er kaum, genannt zu werden, denn was ist der Mann, der nichts thut, als nur erobert, anders, als — ein großer Räuber? aber wirklich that er mehr.

Vor ihm waren die Mongolen Heiden und ihr Verstand kaum etwas mehr gebildet, als der der Thiere, aber er brachte mehrere Einrichtungen unter dem rohen Volke zu Stande, die ihm Ehre machen. Er führte Ordnung, Zucht, Schreibekunst, Handelschaft und Künste ein, wovon man zuvor nichts wußte. Er schafte den Reisenden in seinem Lande Sicherheit, gab gute Gesetze, verbesserte das Kriegswesen, hielt diejenigen, die keine Kriegsdienste thun konnten, zu Fleiß und Arbeitsamkeit an und wenn er irgendwo in der Fremde auf seinen Zügen eine der Nachahmung würdige Anstalt sah, so versäumte er nicht, sie zu Hause einzuführen. Obwohl er selbst aber den Einigen Gott verehrte, war er doch billig genug, niemanden seine Überzeugung mit Gewalt aufdringen zu wollen, oder einen seiner Unterthanen darum zu verfolgen, weil er in Glaubenssachen anders dachte, als er. Merkwürdig ist, was er bei Gelegenheit von Mahomeds Befehl, nach Mekka zu wallfahrten,

sagte.

sagte. Als er hörte, daß es geschehen sollte, um Gott daselbst anzubeten, rief er lächelnd aus: Als wenn nicht die ganze Erde der Tempel Gottes, ihres Schöpfers, wäre.

Auf seinem Sterbebette ermahnte Dschengis-Chan seine Söhne, die um ihn stunden, zur Friedfertigkeit und Einigkeit und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß ihnen nur dann möglich seyn würde, das größte Reich der Erde, das er ihnen hinterlasse, zu erhalten, wenn sie friedfertig und einig blieben.

Seine Nachfolger verwüsteten Ungarn, Polen, Mähren, Schlesien und andere Länder, ja, sie trugen ihre siegreichen Waffen bis nach Kleinasien und nichts konnte ihnen widerstehen, bis endlich die Russen und Türken dieses große Reich völlig zertrümmerten.

---

3.

# Tamerlan.

Wir haben am Schluß der vorigen Erzählung gehört, daß das große mongolische Reich zu Grunde gegangen sey; allein dieses Schicksal hätte es viel früher betroffen, wenn nicht Timur, den man, weil er am rechten Schenkel hinkte, Tamerlan hieß, unter welchem Namen er mehr, als unter jenem, bekannt ist, es noch eine Weile aufrecht gehalten hätte. Von einem Anführer einer Horde Hirten schwang er sich bald zu einem furchtbaren Heerführer. Als im Jahr 1369 die Mongolen gänzlich aus China gejagt wurden, faßte er den Entschluß, ihr Reich wieder herzustellen und — führte ihn aus. Wie Dschengis-Chan, den er sich überhaupt zum Muster nahm, verwüstete er dreißig Jahre lang fast die ganze damals bekannte Erde. In Asien durchstürmte er ganz Persien und alle an der Nordseite des kaspischen Meers gelegenen Länder, nebst einem Theil von Indien bis an

den Ganges, dann fast alles vom Tigris und Euphrat an bis an das mittelländische und schwarze Meer hin. In Europa drang er eben so unaufhaltsam bis an den Dnieper vor, verwüstete Moskau und noch Asof weg. Den türkischen Sultan Bajazet besiegte er, nahm ihn gefangen und unterwarf sich beinahe ganz Kleinasien. Indessen ward seine Residenzstadt Samarkand prächtig hergebaut, in die er nach diesen westlichen Eroberungen siegreich einzog und nun dachte er auf einen Krieg mit China, aber auf seinem Zug dahin überraschte ihn der Tod am 27. Jänner des Jahrs 1404.

Man thut Tamerlan nicht zu viel, wenn man ihn als einen der grausamsten Eroberer schildert, die je gelebt haben. In seinen Kriegen floß Menschenblut in Strömen dahin und nicht blos in Schlachten fielen seine Opfer, sondern er konnte es über sich gewinnen, sie mit kaltem Blut hinmorden zu lassen. Wer Muhameds Lehre nicht bekannte, war an und für sich schon dem Tode geweiht. Der arme Mann glaubte, dem Gott der Liebe und Erbarmung einen Dienst zu thun, wenn er Tausende hinrichten ließ, die anders glaubten, als er. Er trieb seine Mordlust so weit, daß er oft aus den Köpfen der Hingerichteten

Pyramiden errichten ließ, und sich an dem schrecklichen Anblick weidete. Nur erst gegen das Ende seines Lebens fieng er an, menschlicher zu werden; allein eine einzige aufwallende gute Empfindung vergütet das Böse lange nicht, das man durch ein ganzes Leben verübt hat; eben so wenig, als man Tamerlans Grausamkeiten damit entschuldigen kann, wenn man nicht zu bemerken unterläßt, daß er bei aller seiner Rohheit ein Freund der Wissenschaften und Künste gewesen sey und zu Kesch eine berühmte Universität gestiftet habe, die er die „Wohnung der Wissenschaften und der Tugend" nannte.

Eine seiner schönsten Handlungen ist die, daß er dem Sohn des gefangenen Sultans Bajazet das Reich seines Vaters in Asien ließ. Nimm deines Vaters Erbschaft, sagte er, denn nicht Königreiche, sondern ein königliches Herz ist es, was ich suche.

Bald nach seinem Tod fieng das von ihm neu gestiftete mongolische Reich wieder an zu sinken. Die Uneinigkeiten unter seinen Nachkommen, woraus innerliche Kriege erwuchsen, stürzten es in den Abgrund des Verderbens.

Erst im Jahr 1526 glückte es dem Sultan Baber, statt Timurs verlornen Ländern den größten Theil von Indien zu erobern und dort das sogenannte großmogolische Reich zu gründen.

# IX.

# Anhang.

## Aus der Geschichte der Religionsverfolgungen.

# Aus der Geschichte der Religionsverfolgungen.

## 1.

## Die Albingenser.

Seit der unglücklichen Periode in der christlichen Kirchengeschichte, zu welcher die Bischöffe, die zuvor nur Lehrer und Vorsteher der Gemeinen waren, sich zu Richtern in Glaubenssachen aufgeworfen hatten und der mächtigste unter ihnen seine Lehrsätze zu allgemeinen Glaubenslehren stempeln konnte, — seit der Zeit, daß man von einer „allein seligmachenden Kirche“ träumte, verfolgte und verdammte man alle diejenigen mit der schrecklichsten Wuth, die anders dachten, als

als sie nach dem Befehl des Bischoffs denken sollten. — Sie hießen Ketzer und man nahm keinen Anstand, sie — angeblich zur Ehre Gottes — zu verbrennen, oder ihr Blut auf andere Art fliessen zu lassen. So thaten früher Roms heidnische Kaiser in ihren bekannten Christenverfolgungen, so später die Christen, denen der Stifter ihrer heiligen Religion doch Liebe und Duldung predigte und darin das erste Beispiel gab. So endete Huß auf dem Scheiterhaufen und so bluteten Tausende in Frankreich, Italien, in den Niederlanden und unter den Henkerhänden der spanischen Inquisition. Man kann diese Abscheulichkeiten nicht oft genug in das Gedächtniß zurücke rufen und darum mag sich auch die gegenwärtige historische Gallerie mit einem kurzen Aufsatz aus der Geschichte der Religionsverfolgungen schliessen, damit die Jugend jeder Kirche den Geist der Verfolgung verabscheuen, Zwang in Sachen des Glaubens und der Überzeugung hassen, dagegen aber Liebe und Nachsicht ehren lerne, damit sie auch dem — vielleicht nur nach ihrer Ansicht — irrenden Bruder mit Vertrauen entgegen gehe und ihn friedlich auf dem Pfade des Lebens bis dahin begleite, wo aller Irrthum verschwinden und nur das eine Licht der Wahrheit alles erleuchten wird.

Die

Die Innwohner der Landschaft **Albigeois**, sonst ein Theil der Grafschaft der Toulouse, die in der Folge zum Gouvernement von Languedock gerechnet wurde, wiechen im eilften Jahrhundert in ein und andern Lehrsätzen von der damals herrschenden römischen Kirche ab, z. B. im Artikel von der Messe, der Fürbitte für die Verstorbenen, dem Fegfeuer, der Anrufung der Heiligen, der Verwandlung der Hostie im Abendmahl in den wahren Leib Christi und andern, übrigens waren diese Leute — Albigenser genannt — ein ehrlicher Schlag von Menschen, die sich der höchsten Sittenreinigkeit beflieſſen. Pabst **Innocenz** III. und die gesamte Geistlichkeit darüber aufgebracht, brandmarkte die Unglücklichen mit dem Namen „Ketzer" und so war ihr Schicksal entschieden, besonders da man allen Layen, die sie nicht verfolgen und ausrotten würden, mit dem damals so furchtbaren Kirchenbann drohte. Viele der Armen starben auf dem Scheiterhaufen, aber die Lehren, um derer willen sie starben, ließen sich nicht verbrennen, sondern verbreiteten sich nur um so stärker. So dauerte es fast zwei unruhige Jahrhunderte fort, wozu die damalige Lage Frankreichs das ihrige beitrug, indem der König von den Großen seines Reichs abhieng und

ohne ihre Mitwirkung nichts thun konnte. Unter diesen Großen zeichnete sich der Graf Raymund von Toulouse durch edle Gesinnungen vorzüglich aus. Er, der nur ruhige, treue, fleißige Unterthanen wollte und nicht fragte, was sie glaubten, fand diese in den Albigensern und verlieh ihnen daher seinen Schutz, wodurch er sich aber den päbstlichen Bann zuzog, mit dem Zusatz: daß jedem Rechtgläubigen gestattet sey, ihn, wo man ihn fände, zu fangen und seine Güter in Besitz zu nehmen. Es wurde förmlich das Kreutz gegen ihn und die Albigenser gepredigt und weil jeder Böswicht Vergebung seiner Sünden erhielt, der gegen den Grafen die Waffen ergreifen würde, so fanden sich ihrer genug, die dazu bereitwillig waren, um so mehr, als man dabei ungestraft rauben und plündern konnte. Im Jahr 1209 war das Kreutzheer einige hunderttausend Mann stark. Raymund selber mußte der Gewalt weichen und das Kreutz nehmen, so daß die Albigenser nun allein stunden. Die Stadt Beziers wurde das erste Opfer der heiligen Wuth. Die Bewohner derselben, die ihre anders denkenden Mitbürger an den päbstlichen Legaten Milo, den Anführer der wilden Horde, nicht ausliefern wollten, kamen in eine schreckliche Lage.

Ohne

Ohne Unterschied, ob Albigenser oder Katholik, wurden dreißigtausend großentheils wehrlose Menschen niedergehauen und dann nach vollendeter Plünderung die Stadt verbrannt. Nicht besser gieng es zu Carcassone, bei deren Erstürmung die Priester des Herrn andächtig sangen: „Komm heiliger Geist, Herr Gott!“ Unter dem Befehlshaber Grafen Simon von Montfort wurden Tausende von Albigensern verbrannt *) und eine Menge Städte zerstört. Einst ließ er achtzig edle Ritter auf einmal zusammen hauen, die Gattin eines derselben in einen Brunnen werfen und mit Steinen bedecken, zuletzt endlich dreihundert Albigenser verbrennen, so, daß der Pabst selbst dem Morden Einhalt thun mußte. Indessen dauerte dieser schauerliche Religionskrieg immer fort und erst nach vielen Jahren wurde die Ruhe wieder hergestellt.

Ein

*) Baur Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen ꝛc. Dritter Band.

Ein fast ähnliches Schicksal hatten

2.

die Waldenser,

die in und um Lyon fast zu gleicher Zeit entstunden.

Peter Waldus, ein reicher Kaufmann in dieser Stadt, gebürtig von Vaux, sah mit innerstem Bedauern das unter der Geistlichkeit seiner Zeit herrschende Sittenverderbniß, ihre Laster und Ausschweifungen. Er ließ nach dem Jahr 1160 die Bibel, besonders die vier Evangelien, aus dem Lateinischen ins Französische übersetzen, um dem irre geleiteten Volk die Quelle göttlicher Wahrheiten zu öffnen. Dann theilte er seine Güter unter die Armen aus und verband sich mit andern frommen Männern, selber das Evangelium zu predigen. Bald fand er Leute genug, die in Einfalt des Herzens seine Lehre aufnahmen, fleißig die Schrift lasen, beteten, fasteten, Almosen spendeten und eines unsträflichen Lebens sich beflieſſen. Diese Religionsgesellschaft wollte sich eigentlich von der

herr-

herrschenden Kirche des Landes nicht trennen, sondern verlangte nur das Recht, ihre Prediger selbst zu wählen und ihre Verfassung so einzurichten, wie sie sich die der ersten apostolischen Gemeinen vorstellten. Dagegen sträubte sich der Erzbischoff von Lyon, dem besonders die Schulen der Waldenser ein Greuel waren, in denen die Kinder Schreiben und in der Bibel lesen lernten, an welchem Unterricht auch katholische Eltern die ihrigen Theil nehmen ließen. Er zwang den Waldus, in die Picardie zu entfliehen, wo er aber seine Lehre mit Glück ausbreitete, so daß allenthalben, besonders im 14ten und 15ten Jahrhundert, Waldenser entstunden. Aber nun begannen auch die Verfolgungen über sie auszubrechen. Schon im dreizehnten Jahrhundert wurde ihrethalben die Inquisition errichtet, weil man einige Bischöffe im Verdacht hatte, daß sie das Werk der Bekehrung nicht mit der erforderlichen Strenge trieben und menschlicher dachten, als der, der es befohlen hatte. Später wurde die Wuth noch fürchterlicher. Man hieb den Priestern die Köpfe ab, zerschmetterte säugende Kinder an Steinen, schnitt den Weibern die Brüste ab, bratete sie beim Feuer und aß sie. Mädchen wurden an Lanzen gespießt

spießt

spießt und gleich Fahnen umher getragen. Männer wurden an die Schweife rennender Pferde gebunden und so über Felsen und Steine weggeschleudert, andere wurden geschunden, andere in Stücke gehauen. Die geringste Marter war, wenn man sie nur von Felsen herabstürzte, wo sie dann oft an den Bäumen hangen blieben und vor Hunger, Kälte und Wunden zu Grunde giengen. Zu Garsiglian heitzte man einst einen Backofen und zwang eilf Waldenser, daß einer den andern in die Flamme warf und den Letzten stürzten die Mörder selbst hinein *). Noch im sechzehnten Jahrhundert, da Ludwig XII. durch die Dauphine in den Krieg nach Italien gieng und mit eigenen Augen sah, wie sehr man seine besten Unterthanen gegen ihn verläumdet hatte und Befehl gab, die Verfolgungen gegen sie einzustellen, dauerte es doch nicht lange, daß sie Ruhe behielten. Der Präsident des Parlements zu Aix, Baron v. Oppede, ein wüthender Eiferer, drang in eigener Person in die friedlichen Wohnungen der

*) Nach Morelands (englischen Ambassadeurs in Savojen) Erzählung in seiner Geschichte der Verfolgung der Waldenser in Piemont und Savojen.

der Waldenser ein, ließ die Häuser verbrennen und verbreitete überall Tod und Verderben. Die Unglücklichen flohen, ohne sich zu vertheidigen, in die Gebirge und wer zurück blieb, mußte sich die schändlichsten Mißhandlungen gefallen lassen. — Weiber und Mädchen wurden von den viehischen Soldaten geschändet, ein Jüngling von 18 Jahren an einen Baum gebunden und von Oppede selbst mit der Armbrust erschossen. Die Stadt Cabrieres, worinn sich sechzig Waldenser befanden, ergab sich mit Kapitulation, aber man hielt sie nicht, denn kaum war die Stadt besetzt, so nahm man die sechzig gefangen und erwürgte sie. Eine Anzahl Weibspersonen, die sich in eine Scheune voller Stroh geflüchtet hatten, wurden samt der Scheune verbrannt. Zwei und zwanzig andere Orte traf das nemliche Schicksal, wie Cabrieres und viertausend Menschen kamen durch diese Verfolgung ums Leben. Siebenhundert der jüngsten und kräftigsten Männer wurden für die Galeere aufbewahrt und so lange gewüthet, bis endlich der französische Hof mit Ernst gebieten mußte, dem Morden ein Ziel zu setzen. —

Solche kannibalische Grausamkeiten haben die Türken, die man die Erbfeinde des christ-

lichen Namens zu nennen pflegt, nicht begangen, als sie Konstantinopel eroberten. So schändlich haben sie gegen die Glieder einer andern Religion nicht gewüthet, als hier Christen gegen Christen thaten. Preise Gott jeder, der nicht in jenen Zeiten und in jenen fanatischen Ländern geboren wurde und bestrebe sich, seinen Glauben in That und Liebe zu beweisen.

Ende des sechsten und letzten Bändchens.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

8° G[illegible]
Wagen[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagenseil, Christian Jakob,

Historische Unterhaltungen für die Jugend

Bd.: 6.

Nürnberg 1819

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 10.155 -6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11246571-1